

2010



# Heimatkalender für den Kreis Prenzlau

## 1932

I. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Prenzlau

★  
SLB Potsdam  
Hauptbibliothek



00.108017

Brandenburgische  
Landes- u. Hochschulbibliothek  
Potsdam

Bearbeitet von  
Kreisausschuß: Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

De Kolennermann:

Benutzung  
nur im Hause

„Dat kann ic / Dat will ic / Dat mücht ic.“

Di wisen, wenn de Sunn uppgeiht  
Un wenn se runnersaden deit  
Un wenn de Mon tohopen schrógt  
Un wenn he tonimmt stillbergnögt,  
Un wo he, wenn di't intresseert  
Dat mit de Ebb un Floot hojeert,  
Upp weckern Dag dat Oftern föllt,  
Wenneer dat Frühjohr Intog höllt,  
Un wenn de kollen Manns regeer'n,  
Un wat so dogwies müdd passeer'n  
Jakoob, Jehann'n, Martin, Meiche el,  
Un ditt un dat un süß noch vät:

D a t k a n n i c f .

Bertell'n di, wo dat früher was  
Di höltern Plog un höltern Aß,  
Di handgespunn'n un handgewewt,  
Un dat de Lüð dunn oof hebb'n lewt,  
Als man mit Fererposen schreew  
Un t' noch se Zeitungslögen geew.  
Un dat de Lüð dunn oof hebb'n lacht  
Un sich nich blos hebb'n möd maracht.  
Un oof ees sind noh Danzen gohn  
Un sich upp d' Stäbelschächt hebb'n schlohn  
Un Hochtied fiert un Rindlbeer  
Un Luftköst oof noch so biher.  
Un dat de Lüð dunn oof hebb'n stähnt  
Un mänjmol bitterlich hebb'n weent  
Un Ärger oof un Sorg hebb'n hat:  
Ditt all bertelln un süß noch wat.

D a t w i l l i c f .

Un dat du dorvan profenteerst  
Un noch en bäten dorut lehrst  
Un oof ees rüggwarts mit mi geihst  
Un nich blos ümmer gnötern deist.  
Un nich in eens noh boben glubst,  
Wo Nower Pump in't Auto huppst,  
Un hinner kümmt, dat geiht oof so,  
Ohn Auto un ohn Radio,  
Ohn Traktor mit en Schoß PS  
— En Perd treckt oof sien Förer Mes  
Un ritt dörch Sand un Lehm de Fohr  
Mänj hunnert Johr, mänj dusend Johr. —  
Röhr'n saft du bi un saft van d' Stell,  
Doch wat toväl is, is toväl.  
Vergett doch jobileiw nich, Fründ  
Dat hier noch keen hett bliben künn.  
Du wohnst to Meed un müßt ees foort;  
Uttredst du dörch dat Kirchhofspoor.  
Un wenn de Scheidelfloß denn lüð't  
Un ener fröggt, wat dat bedüð't,  
Un 'n anner seggt, dat di dat gelst,  
Dat denn sich de un jenner mell't  
Un seggt: Am denn' is't würklich schod,  
Dor folg ic noh bi d' leht Porod. —  
Ditt all, un denn togoderleht  
Dat du dien Herrgott nich vergettst:

D a t m ü c h t i c f .

Ernst Nienendorf.

# Ausfahrt!

## Ein Geleitwort zum neuen Jahr!

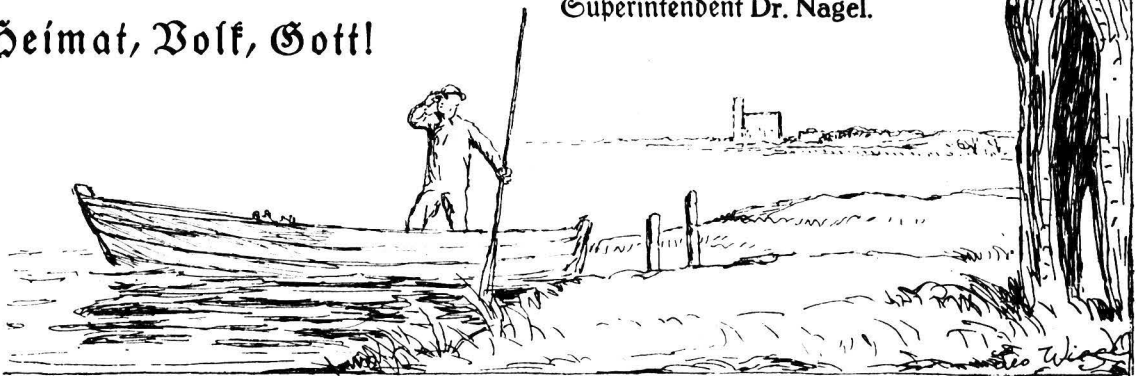
In der stillen Uferbucht liegt der Kahn am Steg. Am Neujahrmorgen löst unsere Hand ihn von der Kette. Wir fassen das Ruder und wagen aufs neue die Fahrt. Sie geht vom bekannten Ufer in unbekannte Weiten. Im ungewissen Licht, in Nebelschleier eingehüllt liegt die Zukunft vor uns. War schon in früheren Jahren die Ausfahrt ins neue Jahr immer ungewiß und schwankend, so ist das in diesen Zeitläuften doppelt so. Es wird wenig Menschen geben, die von dem neuen Jahr sonderlich viel Gutes erwarten. Dennoch wollen wir unverzagt sein.

Unser Kreiskalender will wieder als ein guter Freund mit uns gehen auf die Fahrt, er wird uns wieder viel erzählen von unserer Heimat. Und was brauchen wir heute mehr als daß dies Wort „Heimat“ recht glänze in unsern Herzen. Wenn früher der junge Handwerksbursche sich auf die Wanderschaft machte, dann nähte ihm die Mutter einen Taler ein in das Futter seines Rockes, er sollte stets einen Wert aus seiner Heimat bei sich tragen. Und dies Wort Heimat ist uns die Zusammenfassung der innerlichen Werte des Volkstums, der Vätersitte, der bodenständigen Kraft und des Väterglaubens. Wo Menschen fest in der Heimat wurzeln, da fühlen sie sich auch verbunden mit Volk und Volksgemeinschaft. Gerade dies Wort „Volksgemeinschaft“ wird jetzt so viel gebraucht und wir sind doch so ferne von dem, was dies Wort will. Das ist das zweite, was ich uns wünsche zur Ausfahrt ins neue Jahr: Liebe zum Volk.

Volksgemeinschaft aber wird nicht begründet allein durch das Blut oder gar allein durch wirtschaftliche Verflochtenheiten, sondern Volksgemeinschaft kann nur sein, wo sich Menschen auch im Innersten und Heiligsten verstehen, und darum sei dies die dritte Losung, die wir aus dem alten mit hinübernehmen ins neue Jahr: Gott. Stellen wir auch das Neue in die Hand des alten Gottes. In Ihm sei es begonnen, mit Ihm die Fahrt gewagt!

### Heimat, Volk, Gott!

Superintendent Dr. Nagel.



Zeichnung von Leo Wiefel.

# Inhalts = Uebersicht.

	Seite		Seite
Umschlag: Marienkirche und Mittelturm in Prenzlau. Zeichnung von Ernst Vogel.		Mag Schmeling . . . . .	68
De Kolennermann: Dat kann id / Dat will id / Dat mücht id. Einleitungsgebidt von Ernst Ziemendorf . . . . .	2	Die Pferdezucht im Bereich des Pferde-zuchtvereins Falkenhagen. Von Dr. Walter Müller (mit 4 Bildern) . . . . .	69
Ausfahrt. Ein Geleitwort zum neuen Jahr. Von Superintendent Dr. Nagel	3	Der Feuermann. Sage, nacherzählt von Pastor Peters . . . . .	73
Kalendarium — 12 Kriegerdenkmäler — Zeichnungen von Ernst Vogel . . . . .	6—29	Der Siebenjährige Krieg im Uckerlande. Von Dr. Lippert . . . . .	74
Haltet uns wach, tote Brüder. Worte zu den Monatsbildern. Von W. Groß . . . . .	30	St. Jakobi in Prenzlau. Von Dr. Nagel (mit 2 Bildern) . . . . .	81
Das Wunderknäuel. Von Joachim von Winterfeld-Damerow . . . . .	32	Ein 50jähriges Dienstjubiläum. Von R. Sendke. Eine Aufnahme von Burow-Brüßjow . . . . .	84
Zwei seltene Pflanzen der Uckermark und ihr Entdecker. Von Dr. Effenberger (mit 2 Bildern) . . . . .	34	Dat Perdei. Sage von Max Lindow . . . . .	85
Püttens. Erzählung von Max Lindow . . . . .	38	Von Feuerzeug, Stahl, Stein und Zunder. Von Pfarrer Schulze (mit 7 Abbildungen)	86
Vom Schatzberg. Sage, nacherzählt von Pfarrer Peters . . . . .	39	Schlaflose Nacht. Von Maria Schäfer . . . . .	92
Gedenkblatt für den Sanitätsrat Dr. Hugo Niemer . . . . .	40	Der Rufwalzer. Eine Dorfgeschichte von R. Sendke . . . . .	94
Vom heiligen Herd. Von Professor Robert Mielle (mit 2 Bildern) . . . . .	41	Abend. Gedichte von W. Groß . . . . .	96
Merkwürdiges aus der Geschichte Prenzl- laus. Von R. Sendke . . . . .	46	Der Begräbnisplatz auf dem Ochsentempel bei Wollschow. Von Dr. A. Rietebusch (mit 12 Abbildungen) . . . . .	97
Falter und Rosen. Gedichte von Erich Sendke. Zeichnung von Leo Wiese . . . . .	47	De Wandkloß. Von Max Lindow . . . . .	102
Krempstängel-Wellert. Erzählung von Ernst Ziemendorf (4 Zeichnungen von Wilhelm Reding) . . . . .	48	Die Fensterrose. Erzählung von Katharina Bloß . . . . .	103
Die Krähe und der Kiebig. Von R. Sendke	55	Wenn die Stern' am Himmel stehn. Be- arbeitung und Melodie von E. Reichert	115
Schnellfrachtdampfer „Uckermark“ . . . . .	56	Goldene und diamantene Hochzeiten . . . . .	116
Schapow. Von E. Matthes. 3 Zeichnungen von Ernst Vogel . . . . .	57	Reichsfreiherr vom und zum Stein und die ländliche Selbstverwaltung. Von Dr. Gereke-Pressel (1 Bild) . . . . .	118
He lött sich nich vörbilögen. Erzählung von Pastor Sydow . . . . .	60	Was man in der Stadt Strassburg und in ihrer nächsten Umgebung über Spud und Aberglauben spricht. Von E. Radler-Strassburg Um. (5 Bilder) . . . . .	120
Von Steinen und Opfersteinen. Von Dr. Martin Rudolph . . . . .	61	Freiwillige Feuerwehr Prenzlau. Von E. Sendke (mit 2 Bildern) . . . . .	127
Der Vertraute Friedrich Wilhelms von Braunschweig. Von Bernhard Ranzow (mit 2 Bildern) . . . . .	62	Die Zwillingsschwestern Antonie und Pauline Müller in Prenzlau . . . . .	128
Wo id eigentlich herstamm und wo ut mi wat worr'n is. Von Pastor Sydow . . . . .	65	Madam Obenblank'n. Erzählung von W. Groß . . . . .	129

	Seite		Seite
Die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit:		Etwas vom Pelzwerk und von der Zucht der Edelpelztiere. Von H. Belling-Berlin-Pantow . . . . .	167
Dr. Schwarz: Von den alten Landstraßen der Uckermark . . . . .	130	Gedichte von Willy Groß . . . . .	12, 22, 33, 96, 114, 138
Dr. Rudolph: Auf der königlichen Straße durch die Uckermark . . . . .	135	Gedichte von Wilhelm Melech . . . . .	56, 142
Gedenkblatt für den Gemeindevorsteher Reinhardt-Hindenburg und den Strafanstalts-Oberwachtmeister Neubauer-Prenzlau . . . . .	139	Gedichte von Gustav Mettcher . . . . .	14, 117, 172
Wie zwei Wolfshagener Bauern nach Prenzlau zogen, um den Frühling zu kaufen. Eine alte uckermärkische Sage von G. Mettcher . . . . .	140	Gedichte von Traute Wittmann . . . . .	26
Der Gefegnete. Ein Erlebnis von Adolf Meineke . . . . .	142	Gedichte von Maria Schäfer . . . . .	64, 92
Heimaträtsel. Von Bernhard Mähke-Kloßow . . . . .	143	Gedichte von Schulz-Wilhelmsburg 5, 24, 144	144
Neuensund. Von Pfarrer Peters. Mit 7 Bildern, darunter 3 Zeichnungen von Leo Wiese . . . . .	145	Gedichte von Erich Sendte 6, 16, 28, 47, 127	127
Die schwarze Kuhle. Sage, erzählt von Emmy von Winterfeld . . . . .	151	Gedichte von Joachim von Winterfeld 18, 20, 32, 126, 161, 165	165
Die Frau in der Sonne. Sage, erzählt von Pfarrer Peters . . . . .	152	Gedichte von Ernst Ziemendorf . . . . .	2, 8, 10
Probleme der Prenzlauer Stadtgründung. Von Vikar Richter . . . . .	153	Kunstdruckbeilagen:	
Jung'ns. Erzählung von Max Lindow . . . . .	156	Kirchenruine Groß-Sperrenwalde. Zeichnung von Leo Wiese . . . . .	80/81
Das Sühnekreuz. Erzählung von Willy Groß, Zeichnung von Leo Wiese . . . . .	158	Inneres der St. Jakobikirche in Prenzlau. Zeichnung von J. Legiehn . . . . .	80/81
Die Wallberge bei Wiltschow. Von Dr. Effenberger (mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers) . . . . .	162	Abend bei Rapiersdorf. Zeichnung von W. Reding . . . . .	96/97
Ein verwünschenes Plätzchen. Von Elfriede Rheinen-Rühne (mit 1 Bild) . . . . .	166	Ohjentempel bei Wollschow. Zeichnung von C. Umbreit . . . . .	96/97
		Zeichnungen:	
		von W. Reding . . . . .	48, 51, 54, 55, 96/97
		von J. Legiehn . . . . .	80/81
		von Ernst Bogel . . . . .	Umichlag, 7—29, 57, 58, 59
		von C. Umbreit . . . . .	96/97, 98, 101
		von Leo Wiese 3, 47, 80/81, 139, 145, 147, 149, . . . . .	158
		Messen und Märkte . . . . .	172
		Insferate Seite 176 und im Anzeigenteil.	

# Heimat.

Von G. Schulz-Estrasburg (Wilhelmsburg).

Ein Julitag geht friedevoll zu Ende,  
Und voller, tiefer wird das Sonnenlicht,  
Das noch ein letztes Mal durch Wolkenwände  
Siegreich in goldnen Strahlenbündeln bricht.

Die wilden Rosen blüh'n am Grabenrande,  
Hoch aus der Luft tönt heil ein Lerchenlied,  
Ein Wagen, heubeladen, knirscht im Sande  
Und bringt den frischen Duff der Wiesen mit.



Der Abendwind spielt mit den reifen Aehren  
Im Roggenfeld, das mir zu Füßen liegt.  
Staubwirbelnd ziehn zu Stall die müden Mähren  
Im Grunde, wo der Weg zum Dorf abbiegt.

Dort lugen Ziegelbächer durch die Bäume,  
Von nimmermüder Schwabenschar umkreist  
Ein spizer Kirchturm, der auf Wolfensäume  
Und weiter in den hohen Himmel weist.







Den im Weltkrieg gefallenen Brüdern.  
Lehrer-Seminar Prenzlau.

Fastenmonat **Februar** Hörnung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 M	Brigitte	Ignatius	7 44	16 44	3 55	10 55
2 D	Mariä Reinigung	Mariä Lichtmeß	7 43	16 46	5 17	11 36
3 M	Blasius	Blasius	7 41	16 48	6 23	12 35
4 D	Beronifa	Andr. Corfinus	7 39	16 50	7 9	13 49
5 F	Agatha	Agatha	7 37	16 52	7 40	15 11
6 S	Dorothea	Dorothea	7 36	16 54	8 0	16 34
<b>6. Woche</b>	<b>Ev.</b> Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luf. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13. — Mark. 10, 35—45; Joh. 11, 47—57; 1. Kor. 1, 21—31; Jer. 8, 4—9. <b>Rath.</b> Text wie vor. Luf. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13, 1—13.					
	7 S	<b>Erntehi</b> Richard	<b>Quinquag.</b> Romuald	7 34	16 56	8 15
8 M	Salomon	Joh. v. Mattha	7 32	16 58	8 27	19 9
9 D	Fastnacht	Fastnacht	7 30	17 0	8 36	20 22
10 M	Aischem.	Aischem.	7 28	17 2	8 44	21 33
11 D	Euphrohyna	Desiderius	7 26	17 3	8 53	22 45
12 F	Eulafia	Eulafia	7 25	17 5	9 2	23 58
13 S	Benignus	Benignus	7 23	17 7	9 12	—
<b>7. Woche</b>	<b>Ev.</b> Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11; Ep. 2. Kor. 6, 1—10. — Matth. 16, 21—26; Luf. 22, 39—46; Hebr. 4, 15—16; 1. Mose 22, 1—14. <b>Rath.</b> Text wie vor. Matth. 4, 1—11; Ep. 2. Kor. 6, 1—10.					
	14 S	<b>1. Invocavit</b> Val. D	<b>1. Fasten.</b> Valentinus	7 21	17 9	9 27
15 M	Faustinus	Faustinus	7 19	17 11	9 49	2 29
16 D	Juliana	Juliana	7 17	17 13	10 19	3 44
17 M	Konstantia (Quat.)	Donatus (Quat.)	7 15	17 15	11 6	4 51
18 D	Konfordia	Simeon	7 13	17 16	12 9	5 46
19 F	Eufanna	Gabnus	7 11	17 18	13 29	6 26
20 S	Eucherius	Eleutherius	7 9	17 20	14 59	6 53
<b>8. Woche</b>	<b>Ev.</b> Das kananäische Weib. Matth. 15, 21—28; Ep. 1. Theß. 4, 1—12. — Luf. 10, 17—20; Luf. 22, 54—62; 1. Joh. 2, 12—17; 2. Mose 33, 17—23. <b>Rath.</b> Von der Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9; Ep. 1. Theß. 4, 1—7.					
	21 S	<b>2. Remin.</b> Eleonora	<b>2. Fasten.</b> Eleonora	7 7	17 22	16 31
22 M	Petri Stuhl.	Petri Stuhl.	7 5	17 24	18 3	7 26
23 D	Serenus	Petr. Dam.	7 3	17 26	19 34	7 37
24 M	Schalltag	Schalltag	7 1	17 28	21 5	7 49
25 D	Matthias	Matthias	6 59	17 29	22 37	8 0
26 F	Viktorinus	Walburga	6 56	17 31	—	8 14
27 S	Nestor	Alexander	6 54	17 33	0 10	8 32
<b>9. Woche</b>	<b>Ev.</b> Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luf. 11, 14—23; Ep. Eph. 5, 1—9. Luf. 9, 51—56; Luf. 22, 63—71; 1. Petri 1, 13—16; Jer. 26, 1—15. <b>Rath.</b> Text wie vor. Luf. 11, 14—28; Ep. Eph. 5, 1—9.					
	28 S	<b>3. oculi</b> Leander C	<b>3. Fasten.</b> Leander	6 52	17 35	1 42
29 M	Iustus	Romanus	6 50	17 37	3 8	9 34

Und es wird wieder Frühling sein.

Und es wird wieder Frühling sein,  
 Und Bächlein werden wieder fließen,  
 Und grüne Gräslein werden sein  
 An grauer Straße Rändern sprießen. —  
 Und es wird wieder Frühling sein.  
 Und es wird wieder Frühling sein  
 Und suchend wird dein Auge gehen,  
 Bis es das erste Blümelein  
 Bei tausend Knospen hat ersehen. —  
 Und es wird wieder Frühling sein.  
 Und es wird wieder Frühling sein,  
 Und was dein Herz verzagt, zu finden,  
 Das wird die Nachtigall im Hain  
 Dir jubelnd als gefunden künden —  
 Und es wird wieder Frühling sein.

Und es wird wieder Frühling sein  
 Und Auferstehen aus Verwiesen  
 Und Himmelblau und Sonnenschein,  
 Und alles Leids wirst du genesen —  
 Und es wird wieder Frühling sein.

Ernst Siemendorf.



Chrenmal in Kollwitz.

# Frühlingsmonat März Lenzing

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Albinus	Albinus	6 48	17 38	4 18	10 27
2 D	Simplicius	Simplicius	6 46	17 40	5 10	11 37
3 D	Kunigunde	Kunigunde	6 43	17 42	5 45	12 56
4 F	Adrianus	Kasimir †	6 40	17 44	6 8	14 18
5 S	Friedrich	Friedrich	6 38	17 46	6 23	15 37
<b>10. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1–15; Ep. Röm. 5, 1–11; Joh. 6, 47–57; Matth. 27, 15–31; 2. Kor. 7, 4–10; Jes. 52, 7–10. <b>Kath.</b> Text wie vor. Joh. 6, 1–15; Ep. Gal. 4, 22–31.					
6 S	<b>4. Ätare</b> Fridolin	<b>4. Fastenf.</b> Perpetua	6 36	17 48	6 35	16 53
7 M	Felicitas ☉	Thomas v. Aquino	6 33	17 50	6 45	18 7
8 D	Philemon	Johann de Deo	6 31	17 52	6 53	19 19
9 M	Franziska	Franziska	6 29	17 53	7 2	20 31
10 D	Henriette	40 Märtyrer	6 27	17 55	7 10	21 42
11 F	Mosina	Eulogius †	6 24	17 57	7 19	22 57
12 S	Gregor	Gregor d. Gr.	6 22	17 59	7 33	—
<b>11. Woche</b>	<b>Ev.</b> Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15. Joh. 13, 31–35; Luk. 23, 27–34 a; 1. Petri 1, 17–25; 4. Moße 21, 4–9. <b>Kath.</b> Text wie vor. Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15.					
13 S	<b>5. Judica</b> Ernst	<b>Passionsf.</b> Euphrasia	6 20	18 0	7 51	0 12
14 M	Zacharias	Mathilde	6 17	18 2	8 17	1 28
15 D	Christoph ☽	Longinus	6 15	18 4	8 55	2 37
16 M	Cyriacus	Geribert	6 13	18 6	9 49	3 36
17 D	Gertrud	Gertrud	6 11	18 7	11 1	4 21
18 F	Anselmus	Cyrillus †	6 8	18 9	12 25	4 53
19 S	Joseph	Joseph	6 6	18 11	13 55	5 14
<b>12. Woche</b>	<b>Ev.</b> Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1–9; Joh. 12, 12–16; Ep. Phil. 2, 5–11. — Joh. 12, 1–8; Hebr. 12, 1–6; Sach. 9, 8–12. <b>Kath.</b> Text wie vor. Matth. 21, 1–9; Ep. Phil. 2, 5–11.					
20 S	<b>6. Palm.</b> Hubert	<b>Palmf.</b> Joachim	6 4	18 13	15 27	5 30
21 M	Benediktus	Benediktus	6 1	18 14	16 59	5 44
22 D	Kasimir ☿	Octavian	5 59	18 16	18 30	5 55
23 M	Eberhard	Otto	5 57	18 18	20 5	6 6
24 D	Gabriel	Gründonnerstag	5 54	18 20	21 41	6 20
25 F	<b>Karfreitag</b>	<b>Karfreitag</b> †	5 52	18 21	23 18	6 36
26 S	Emanuel	Karsamstag † <sup>1)</sup>	5 50	18 23	—	6 58
<b>13. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1–8; Ep. 1. Kor. 5, 7b–8. — Matth. 28, 1–10; 1. Kor. 15, 12–20; Ps. 118, 14–24. <b>Kath.</b> Text wie vor. Mark. 16, 1–7; Ep. 1. Kor. 5, 7–8.					
27 S	<b>Oster Sonntag</b>	<b>Oster Sonntag</b>	5 47	18 25	0 50	7 30
28 M	<b>Ostermontag</b>	<b>Ostermontag</b>	5 45	18 26	2 10	8 20
29 D	Eustasius ☿	Eustasius	5 43	18 28	3 9	9 25
30 M	Guido	Quirinus	5 41	18 30	3 49	10 44
31 D	Amos	Valbina	5 38	18 31	4 14	12 5

## Der Lenz ist da.

Frühling ist kommen. Frisch auf, liebe Seele,  
Hisse die Segel, der Hafen ist frei!  
Licht ist die Weite, es glühert die Welle,  
Gleite hinaus nun mit frohem Dhoi!  
Leben, du liebes, gib Wind ins Gesehänge  
Düstegeesättigt von Wiese und Au.  
Seele, stimm ein in des Frühlings Gesänge,  
Hörst ihr Ohren, und Auge, o schau!  
Wirf über Borde den Ballast der Sorgen,  
Schau nicht leibwärts ins lastende Land;  
Heute ist Gottes, und Gottes ist morgen,  
Freude will der, der den Frühling gesandt.  
Ernst Hlembendorf.

<sup>1)</sup> bis Mittag.

Am 7. März ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

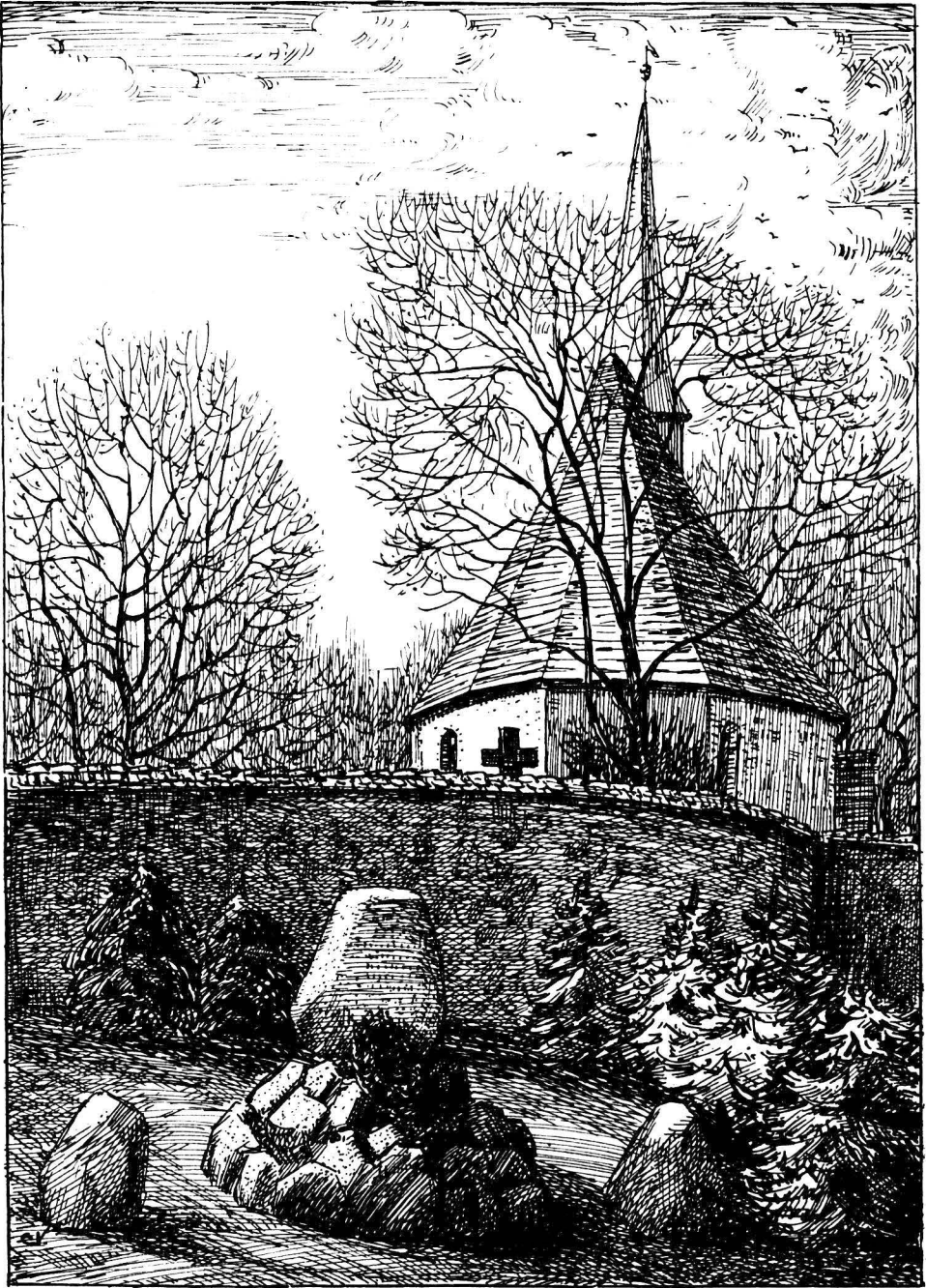
Am 22. März partielle Mondfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Am 20. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.



Gedenkstein in Görlik.





Gedenkstätte in Lübbenow.

# Blütenmonat     Mai     Wonnemond

Da- tum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Auf- gang	Unter- gang	Auf- gang	Unter- gang

**18. Woche**     **Ev.** Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23b–33; Ep. Jak. 1, 22–27. — Luk. 11, 5–13; 1. Tim. 2, 1–6; Jes. 55, 6–11.  
**Kath.** Text wie vor. Joh. 16, 23–30; Ep. Jak. 1, 22–27.

1 S	<b>5. Rogate</b> Philipp., Sigmund	<b>5. n. Oftern</b> Philipp., Athanasius	4 29	19 26	3 12	14 57
2 M	Kreuz, Erfind.	Kreuz, Erfind.	4 27	19 28	3 21	16 8
3 D	Florian	Monica	4 25	19 30	3 29	17 20
4 M	<b>Himmelf. Chr.</b> Ⓚ	<b>Himmelf. Chr.</b>	4 23	19 31	3 39	18 33
5 D	Dietrich	Joh. v. d. Pforte	4 22	19 33	3 49	19 47
6 F	Gottfried	Stanislaus	4 20	19 34	4 4	21 2
7 S			4 18	19 36	4 25	22 16

**19. Woche**     **Ev.** Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26–16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8–11. — Joh. 7, 33–39; Eph. 1, 15–23; Ps. 42.  
**Kath.** Text wie vor. Joh. 15, 26–16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7–11.

8 S	<b>6. Grandi</b> Stanisl.	<b>6. n. Ost.</b> Michaelis	4 16	19 37	4 54	23 22
9 M	Hiob	Gregor	4 14	19 39	5 38	—
10 D	Gordian	Antonius	4 13	19 41	6 36	0 14
11 M	Mamertus	Mamertus	4 11	19 42	7 49	0 54
12 D	Pankratius	Pankratius	4 9	19 44	9 9	1 21
13 F	Servatius	Servatius	4 8	19 46	10 33	1 40
14 S	Christian	Vonifazius	4 6	19 47	11 59	1 54

**20. Woche**     **Ev.** Der Tröster. Joh. 14, 23–31; Ep. Apostelgeschichte 2' 1–13. — Joh. 14, 15–21; Eph. 2, 19–22; Jes. 36, 22–28.  
**Kath.** Text wie vor. Joh. 14, 23–31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1–11.

15 S	<b>Pfingstsonntag</b>	<b>Pfingstsonntag</b>	4 4	19 49	13 25	2 7
16 M	<b>Pfingstmontag</b>	<b>Pfingstmontag</b>	4 3	19 50	14 52	2 19
17 D	Jodokus	Ubalduß	4 1	19 52	16 24	2 28
18 M	Erich (Quat.)	Benantius (Quat.)	4 0	19 53	18 0	2 42
19 D	Potentiana	Petr. Cölestin	3 59	19 55	19 39	2 59
20 F	Anastasiaus	Bernhardin	3 57	19 56	21 14	3 22
21 S	Prudens	Felix	3 56	19 58	22 37	3 56

**21. Woche**     **Ev.** Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1–15; Ep. Röm. 11, 33–36. — Matth. 28, 16–20; Eph. 1, 3–14; 2. Kor. 13, 11–13; Jes. 6, 1–8; 4. Mose 6, 22–27.  
**Kath.** Der Taufbefehl. Matth. 28, 18–20; Ep. Röm. 11, 33–36.

22 S	<b>Trinitatis</b> Helena	<b>Dreif.-Zeit</b> Julia	3 55	19 59	23 38	4 51
23 M	Desiderius	Desiderius	3 53	20 0	—	6 4
24 D	Esther	Johanna	3 52	20 2	0 17	7 28
25 M	Urban	Urban	3 51	20 3	0 41	8 54
26 D	Eduard	<b>Fronleichnam</b>	3 50	20 5	0 58	10 15
27 F	Ludolf	Weda	3 48	20 7	1 11	11 32
28 S	Wilhelm	Wilhelm	3 47	20 8	1 20	12 46

**22. Woche**     **Ev.** Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luk. 16, 19–31; Ep. 1. Joh. 4, 16–21. — Matth. 13, 31–35; Apostelgeschichte 4, 32–35; 5. Mose 6, 4–13.  
**Kath.** Das große Abendmahl. Luk. 14, 16–24; Ep. 1. Joh. 3, 13–18.

29 S	<b>1. n. Trin.</b> Maximin	<b>2. n. Pf.</b> Maximus	3 46	20 9	1 29	13 57
30 M	Wigand	Felix	3 45	20 10	1 38	15 8
31 D	Petronilla	Petronilla	3 44	20 12	1 47	16 20

## Spielt auf!

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!  
 Seht euern Fuß zum Tanz!  
 Es legt sich auf die Geigen  
 Des Lenzes Liederkranz;  
 Des Himmels Fahnen wehen  
 Gar lustig in den Wind,  
 Und Mühlenräder drehen  
 Sich schon im Takt geschwind.

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!  
 Und Hochzeit heut im Hain,  
 Der Zaunkönig will freien  
 Prinz Frühlings Tochterlein.  
 Viel Blütenglocken klingen  
 Das bunte Tal erklang,  
 Und Käferkinder springen  
 Dergauf mit Sing und Sang.

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!  
 Die Quellen tief im Grund,  
 Die tanzen Ringelreigen  
 Seit frühester Morgenstund.  
 Auf allen Blättern liegen  
 Goldkronen ausgefreut,  
 Und weich auf Blüten wiegen  
 Sich froh die Engel heut!

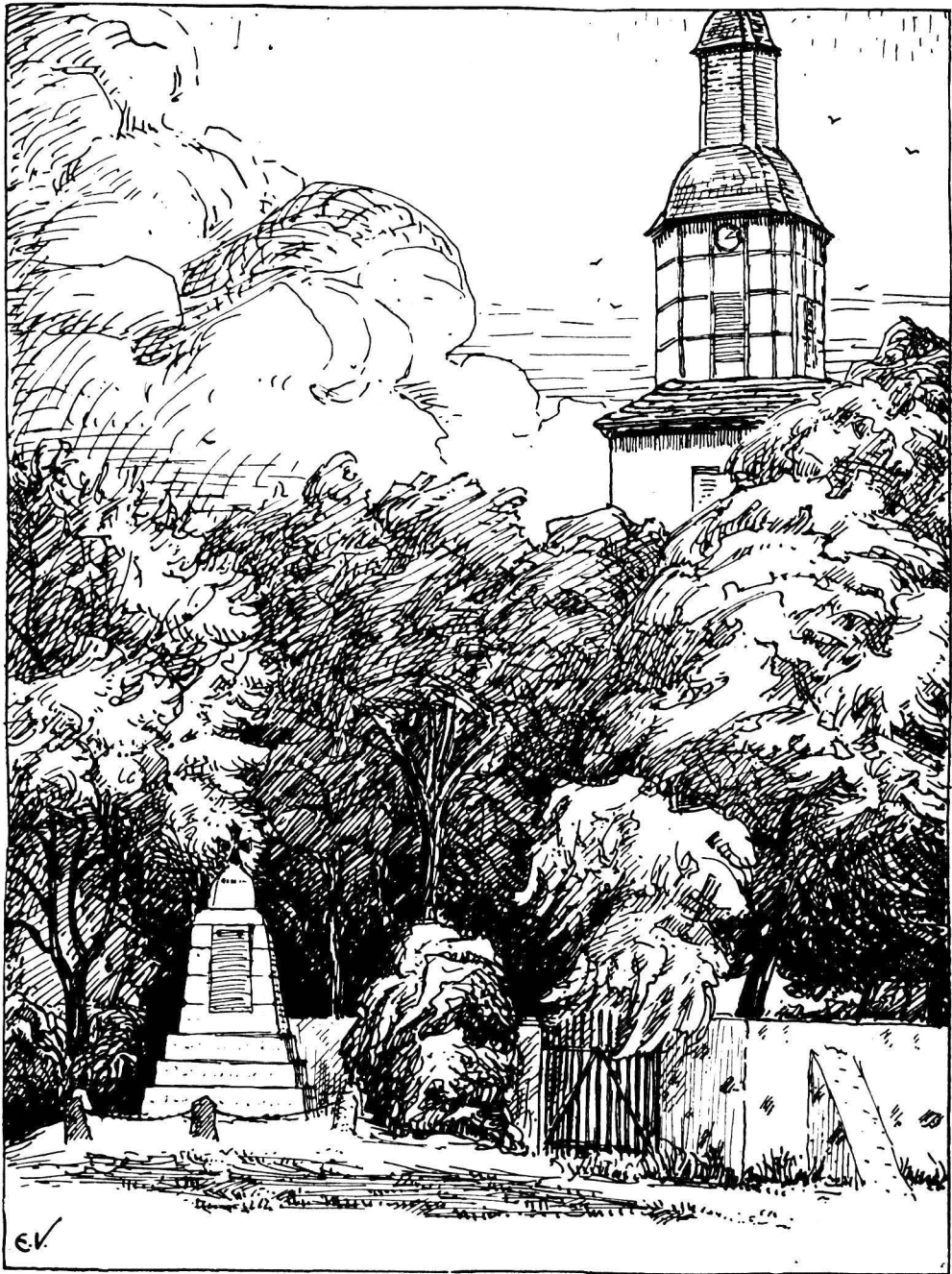
Gustav Meißner.





Erinnerungsmal in Kleptow.





Denkmal in Wismar.

# Heumonat

# Juli

# Heuert

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 F	Theobald	Theobald	3 41	20 26	0 57	19 2
2 S	Maria Heimj.	Maria Heimj.	3 41	20 26	1 32	20 4
<b>27. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—26; Ep. Röm. 6, 3—11. — Matth. 21, 28—32; Apostelgesch. 8, 26—38; Ps. 1. <b>Kath.</b> Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21; Ep. Röm. 6, 19—23.					
3 S	<b>6. n. Trin.</b> Kornel. ☉	<b>7. n. Pf.</b> Hyacinth	3 42	20 25	2 22	20 52
4 M	Ulrich	Ulrich	3 43	20 25	3 27	21 27
5 D	Anselmus	Numerianus	3 44	20 24	4 45	21 51
6 M	Jesajas	Jesajas	3 45	20 24	6 9	22 9
7 D	Willibald	Willibald	3 46	20 23	7 34	22 22
8 F	Kilian	Kilian	3 47	20 23	8 58	22 34
9 S	Cyryllus	Cyryllus	3 48	20 22	10 22	22 44
<b>28. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Matth. 9, 35—38; Ep. Röm. 6, 19—23. — Mark. 4, 26—29; 1. Tim. 6, 6—12; Jer. 62, 6—12. <b>Kath.</b> Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1—9; Ep. Röm. 8, 12—17.					
10 S	<b>7. n. Trin.</b> Sieben	<b>8. n. Pf.</b> Sieben	3 49	20 21	11 45	22 54
11 M	Pius D [Brüder	Pius [Brüder	3 50	20 20	13 12	23 7
12 D	Heinrich	Johann Gualbert	3 51	20 19	14 43	23 24
13 M	Margareta	Margareta	3 52	20 19	16 16	23 48
14 D	Bonaventura	Bonaventura	3 53	20 18	17 47	—
15 F	Apostel Teilung	Apostel Teilung	3 54	20 17	19 4	0 24
16 S	Ruth	Stapulierfest	3 56	20 16	20 2	1 18
<b>29. Woche</b>	<b>Ev.</b> Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13—23; Ep. Röm. 8, 12—17. — Matth. 12, 46—50; Apostelgesch. 16, 16—32; Jerem. 23, 16—29. <b>Kath.</b> Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41—47; Ep. 1. Kor. 10, 6 13.					
17 S	<b>8. n. Trin.</b> Alexius ☉	<b>9. n. Pf.</b> Alexius	3 57	20 15	20 40	2 32
18 M	Rosina	Fredericus	3 58	20 13	21 4	3 57
19 D	Rufina	Vincenz v. Paul	4 0	20 12	21 21	5 25
20 M	Elias	Margareta	4 1	20 10	21 34	6 50
21 D	Praxedis	Praxedis	4 3	20 9	21 43	8 9
22 F	Maria Magdalena	Maria Magdalena	4 4	20 8	21 53	9 25
23 S	Apollinaris	Apollinaris	4 6	20 6	22 1	10 38
<b>30. Woche</b>	<b>Ev.</b> Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1—12; Ep. 1. Kor. 10, 1—13. — Matth. 13, 44—46; Apostelgesch. 17, 16—34; Spr. Sal. 16, 1—9. <b>Kath.</b> Phariseer und Zöllner. Luf. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 12, 2—11.					
24 S	<b>9. n. Trin.</b> Christine	<b>10. n. Pf.</b> Christine	4 7	20 5	22 11	11 51
25 M	Jakobus C	Jakobus	4 8	20 3	22 21	13 4
26 D	Anna	Anna	4 10	20 2	22 37	14 18
27 M	Martha	Bantaleon	4 11	20 0	22 58	15 34
28 D	Bantaleon	Innocenz	4 13	19 59	23 26	16 47
29 F	Beatrix	Martha	4 15	19 57	—	17 54
30 S	Abdon	Abdon	4 16	19 56	0 11	18 47
<b>31. Woche</b>	<b>Ev.</b> Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41—48; Ep. 1. Kor. 12, 1—11. — Matth. 23, 34—39; Apostelgesch. 20, 17—38; Jer. 7, 1—11. <b>Kath.</b> Hephata! Mark. 7, 31—37; Ep. 1. Kor. 15, 1—10.					
31 S	<b>10. n. Tr.</b> Germanus	<b>11. n. Pf.</b> Jan. v. Lohola	4 17	19 54	1 10	19 28

## Erntewetter.

Im gelben Korn, unterm Himmelsblau  
Da ist's hoch hergegangen:

Zu Ros und Wagen, Mann und Frau,  
Braunarmig und rot die Wangen.

Unterm Himmelsblau, im Sonnenschein  
Sie lassen die Garben fliegen,  
Fliegt auch manch lustiger Schnack barein,  
Und häufen Stiege auf Stiegen.

Da ist ein Glänzen um Halm und Aehr'  
Und Schimmern unter den Händen,  
Als ob von purem Golde wär',  
Darin sie wüßten und wenden.

Die Weinschen nackt, auf Vaters Gaul,  
Im Fäustchen die Leine: „Hü-hotte!“  
Stolz lacht der Vater, stolz der Paul  
Auf die blanken Säule im Trotte.

Dahinter schreiet sehr bedacht  
Herr Storch, Hochwohlgeboren,  
Als hatt' er nicht auf's Mäuslein Acht  
Sondern hundert Dukaten verloren.

Ei was Dukaten! Aus blauem Zelt  
Klingt silbernes Lerchengeschmetter . . .  
Wie ist voll Glanz und Lust die Welt  
Im prangenden Erntewetter!

Joachim v. Winterfeld-Damerow.



Strasburgs Heldenföhnen.

**Erntemonat**      **August**      **Ernting**

Da- tum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Auf- gang	Unter- gang	Auf- gang	Unter- gang
1 M	Betri Kettenfest	Betri Kettenfest	4 19	19 53	2 25	19 55
2 D	Gustav	Portiunkula	4 20	19 51	3 48	20 14
3 M	August	Stephan Erfind.	4 22	19 49	5 15	20 28
4 D	Dominikus	Dominikus	4 23	19 47	6 41	20 41
5 F	Oswald	Maria Schnee	4 25	19 46	8 7	20 53
6 S	Berfl. Christi	Berfl. Christi	4 27	19 44	9 32	21 2

**32. Woche** **Gv.** Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 15, 1—10. — Luf. 7, 36—50; Röm. 8, 33—39; Dan. 9, 15—18.  
**Rath.** Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9.

7 S	<b>11. n. Trin.</b> Donatus	<b>12. n. Pf.</b> Cajetanus	4 28	19 42	10 59	21 15
8 M	Cyriacus	Cyriacus	4 30	19 40	12 29	21 30
9 D	Romanus	Romanus	4 31	19 38	14 1	21 50
10 M	Laurentius	Laurentius	4 33	19 36	15 32	22 21
11 D	Hermann	Tiburtius	4 35	19 34	16 53	23 8
12 F	Klara	Klara	4 37	19 32	17 56	—
13 S	Hippolytus	Hippolytus	4 38	19 30	18 39	0 13

**33. Woche** **Gv.** Siphata! Mark. 7, 31—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9. — Joh. 8, 31—36; Apostelgesch. 16, 9—15; Jes. 29, 18—21.  
**Rath.** Die zehn Aussätzigen. Luf. 17, 11—19; Ep. Gal. 3, 16—22.

14 S	<b>12. n. Trin.</b> Eusebius	<b>13. n. Pf.</b> Eusebius	4 40	19 28	19 8	1 34
15 M	Maria Heimgang	Maria Himmelfahrt	4 42	19 26	19 26	2 59
16 D	Isaak	Nichus	4 44	19 24	19 39	4 26
17 M	Vitilbald	Viberatus	4 45	19 22	19 51	5 48
18 D	Agapetus	Helena	4 47	19 19	20 0	7 6
19 F	Sebald	Sebald	4 49	19 17	20 10	8 19
20 S	Bernhard	Bernhard	4 50	19 15	20 18	9 33

**34. Woche** **Gv.** Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23—37; Ep. Röm. 3, 21—28. — Mark. 12, 41—44; 1. Petri 2, 1—10; Sach. 7, 4—10.  
**Rath.** Sorget nicht. Matth. 6, 24—33; Ep. Gal. 5, 16—24.

21 S	<b>13. n. Trin.</b> Hartwig	<b>14. n. Pf.</b> Anastasius	4 52	19 13	20 28	10 46
22 M	Philibert	Timotheus	4 54	19 11	20 41	12 1
23 D	Zachäus	Philipp Benit	4 55	19 9	20 59	13 16
24 M	Bartholomäus	Bartholomäus	4 57	19 7	21 24	14 31
25 D	Ludwig	Ludwig	4 58	19 4	22 1	15 39
26 F	Samuel	Zephyrinus	5 0	19 2	22 53	16 39
27 S	Gebhard	Nikus	5 2	19 0	—	17 24

**35. Woche** **Gv.** Die zehn Aussätzigen. Luf. 17, 11—19; Ep. Gal. 5, 16—24. — Joh. 5, 1—14; 1. Tim. 1, 12—17; Pf. 50, 14—23.  
**Rath.** Weine nicht. Luf. 7, 11—16; Ep. Gal. 5, 25—6, 10.

28 S	<b>14. n. Trin.</b> Augustin.	<b>15. n. Pf.</b> Augustinus	5 3	18 58	0 1	17 56
29 M	Joh. Enthauptung	Joh. Enthauptung	5 5	18 56	1 22	18 18
30 D	Benjamin	Rosa	5 7	18 54	2 48	18 35
31 M	Paulinus	Raimund	5 8	18 51	4 16	18 48

# Erntenot.

Wenn im Korn zu letchem Reifen  
Erd und Himmel sich vermählen,  
Weit im Land die Bauernseelen  
Rührt ein mächtiges Ergreifen.  
Rauschend zieht das Sensenschwingen  
Tausendarmig in die Luft. —  
Ob dem heißen Ernteringen  
Recht sich auf die Wolkenfaust.

Dumpf wie in verbissenem Orange  
Schweißgeblendet stürmt das Schaffen:  
Emsig hüdenbes Erraffen,  
Wuchtgebogen Stiel und Stange.  
Hochgetürmt, in schwerem Zuge  
Wankt der Fuder gelbe Last;  
Drüber in gespenstlichem Fluge  
Finstert her die Wolkenhaft.

Grau Geriesel auf Höden und Stiegen,  
Trübe Stille in Hof und Scheuern:  
Will denn Gott der Not nicht steuern,  
Soll des Bauern Mut erliegen?  
Vor dem Tag, der seiner spottet,  
Schlägt er grimm den Laden zu:  
Wenn das Korn im Feld verrottet,  
Rasten würgt wie Kerferuh.

Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Am 31. August totale Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.



Den Gefallenen des Weltkrieges zum Gedächtnis / Fürstenwerder.

# Herbstmonat September Scheiding

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Agidius	Agidius	5 10	18 49	5 43	19 0
2 F	Abfalon	Stephan	5 11	18 47	7 11	19 10
3 S	Manfuetus	Manfuetus	5 13	18 45	8 40	19 22

**36. Woche** **Ev.** Sorget nicht. Matth. 6, 24—34; Ep. Gal. 5, 25—6, 10. — Joh. 11, 1—11; 2. Theff. 3, 6—13; 1. K n. 17, 8—16.  
**Kath.** Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11; Ep. Eph. 3, 13—21.

4 S	<b>15. n. Trin.</b> Moses	<b>Sch�ngelf.</b> Rosalia	5 15	18 42	10 12	19 36
5 M	Serules	Laurentius	5 16	18 40	11 45	19 55
6 D	Magnus	Magnus	5 18	18 38	13 18	20 23
7 M	Regina	Regina	5 20	18 35	14 44	21 4
8 D	Maria Geburt	Maria Geburt	5 21	18 32	15 52	22 3
9 F	Bruno	Gorgonius	5 23	18 30	16 40	23 19
10 S	Sofithenes	Nikolaus v. Tol.	5 25	18 27	17 12	—

**37. Woche** **Ev.** Weine nicht. Luf. 7, 11—17; Ep. Eph. 3, 13—21. — Matth. 11, 25—30; Hebr. 12, 18—24; Hiob 5, 17—26.  
**Kath.** Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46, Ep. Eph. 4, 1—6.

11 S	<b>16. n. Tr.</b> Protus	<b>17. n. Pf.</b> Protus	5 27	18 25	17 33	0 43
12 M	Syrus	Maria Namensfest	5 29	18 23	17 48	2 8
13 D	Amatus	Maternus	5 30	18 20	18 0	3 30
14 M	Kreuzes Erh�h. ☉	Kreuzes Erh�h.	5 32	18 18	18 9	4 47
15 D	Nikomedes	Nikomedes	5 34	18 16	18 18	6 3
16 F	Euphemia	Kornelius	5 35	18 13	18 26	7 16
17 S	Lambertus	Lambertus	5 37	18 11	18 37	8 30

**38. Woche** **Ev.** Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11; Ep. Eph. 4, 1—6; Matth. 12, 1—8; Hebr. 4, 9—13; Pf. 75, 5—8.  
**Kath.** Der Sichtbr chtige. Matth. 9, 1—14; Ep. 1. Kor. 1, 4—8.

18 S	<b>17. n. Trin.</b> Titus	<b>18. n. Pf.</b> Thom. v. Januarius	5 39	18 9	18 47	9 44
19 M	Januarius	[Billan.	5 40	18 6	19 3	10 59
20 D	Fausta	Eustachius	5 42	18 4	19 26	12 13
21 M	Matth. Ev. (Quat.)	Matth. Ev. (Quat.)	5 44	18 1	19 56	13 25
22 F	Moriz	Moriz	5 45	17 59	20 42	14 28
23 D	Moses	Thekla †	5 47	17 57	21 41	15 18
24 S	Johann. Empf.	Johann. Empf.	5 48	17 55	22 56	15 56

**39. Woche** **Ev.** Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 34—46; Ep. 1. Kor. 1, 4—9. — Mark. 10, 17—27; Jak. 2, 10—17; 2. Chron. 1, 7—12.  
**Kath.** Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 4, 23—28.

25 S	<b>18. n. Tr.</b> Kleophas	<b>19. n. Pf.</b> Kleophas	5 50	17 52	—	16 21
26 M	Cyprianus	Cyprianus	5 52	17 50	0 17	16 39
27 D	Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	5 54	17 48	1 44	16 53
28 M	Benzeslaus	Benzeslaus	5 55	17 46	3 11	17 5
29 D	Michaelis	Michaelis	5 57	17 44	4 40	17 17
30 F	Hieronymus	Hieronymus	5 58	17 41	6 9	17 28

Am 14. September partielle Mondfinsternis, in Mitteleuropa sichtbar.

Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

## Herbst.

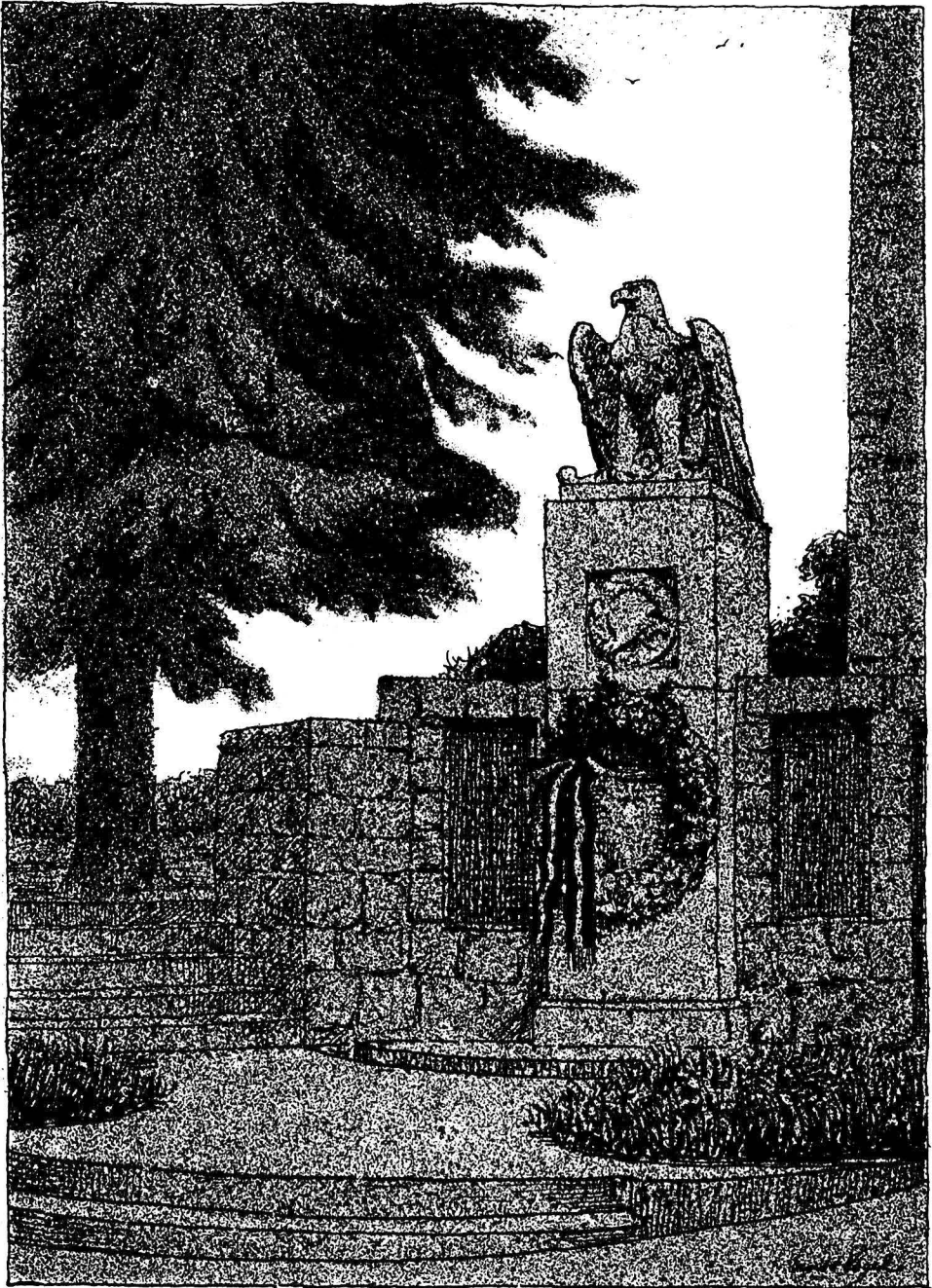
Um jede Kiefer schlägt die Nebelfrau  
 Herbstk hl den grauen Silberschleier,  
 Traumboll verschlafen Hecken, Hain  
 und Au  
 Des Jahres Lichtumgoss'ne Sommerfeier.

Ein Tr nlein hängt an jedem müden  
 Blatt,  
 F llt ab und tropft ins Moos hernieder,  
 Ein letzter Falter trinkt sich daran satt,  
 Doch seine Schwingen öffnet er nie  
 wieder.

Auf seiner Flöte sucht der junge Hirt  
 Vergebens frohe Melodien,  
 Die Töne zittern heiser, und verwirrt  
 Lauscht er den Schwalben, die nach  
 Süden ziehen.

W. Grob.





Kriegerdenkmal in Brüssow.

# Weinmonat Oktober Gilbhart

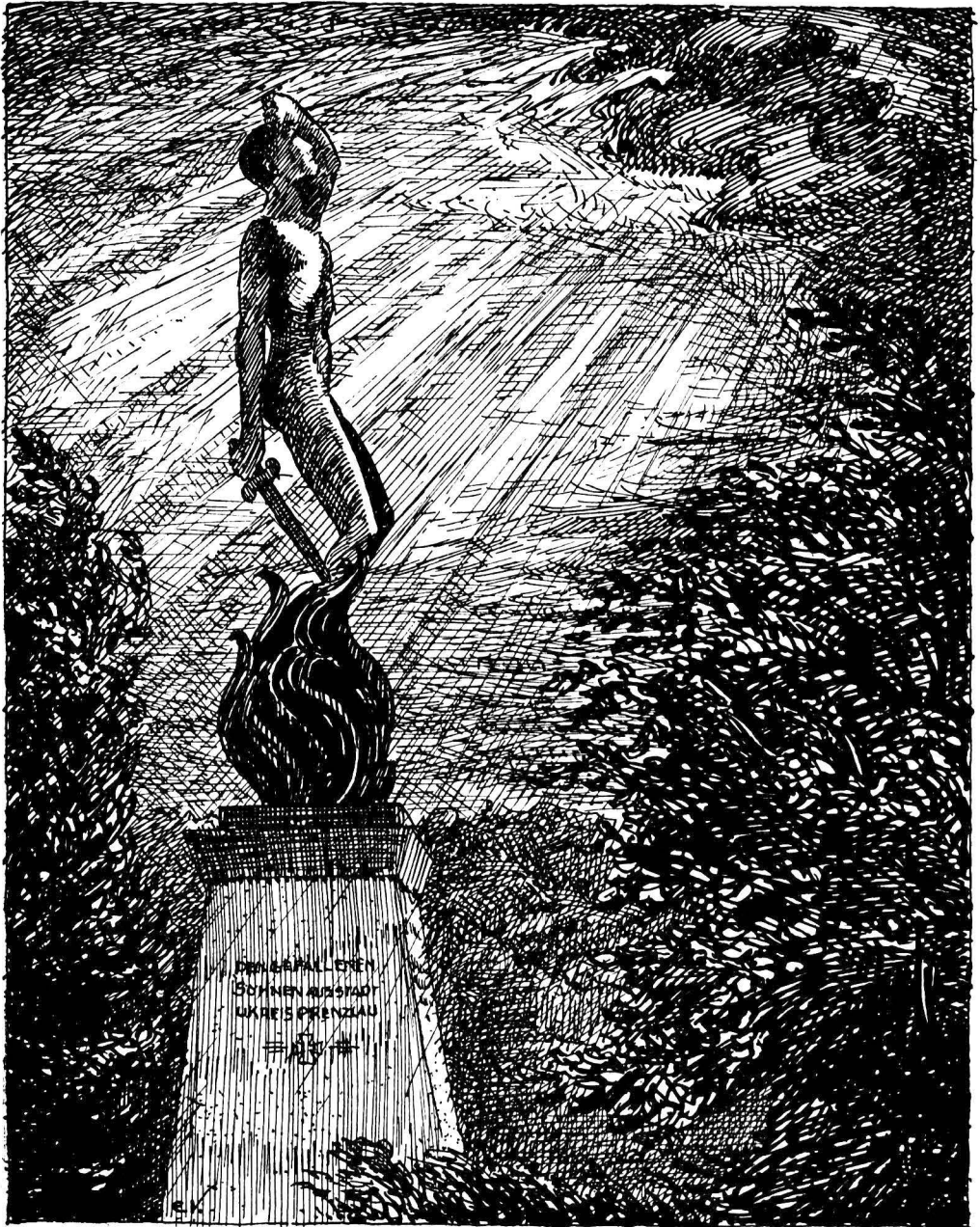
Da- tum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen- Auf- Unter		Mond- Auf- Unter	
	Protestanten	Katholiken	gang	gang	gang	gang
1* S	Remigius	Remigius	6 0	17 38	7 42	17 42
<b>40. Woche</b>	<b>Ev.</b> Der reiche Narr. Luk. 12, 15—21; Ep. Ps. 145, 15—21. — Joh. 6, 24—29; 2. Kor. 9, 6—11; Ps. 34, 2—9. <b>Rath.</b> Des Königlichen Sohn. Joh. 4, 46—53; Ep. Eph. 5, 15—21.					
2* S	<b>19. n. Trin. Ernte-</b>	<b>20. n. Pf. Rosen-</b>	6 2	17 36	9 18	17 59
3 M	Zairus <b> Dankfest</b>	Candidus <b> Kranzfest</b>	6 3	17 34	10 55	18 24
4 D	Franz	Franz	6 5	17 31	12 28	19 0
5 M	Placidus	Placidus	6 7	17 29	13 44	19 55
6 D	Fides	Bruno	6 8	17 27	14 40	21 8
7 F	Amalia	Marlus P.	6 10	17 25	15 16	22 31
8 S	Belagia	Brigitta	6 12	17 22	15 40	23 55
<b>41. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 5, 15—21. — Joh. 15, 1—8; Röm. 14, 1—9; Spr. Sal. 2, 1—8. <b>Rath.</b> Der Schalksnecht. Matth. 18, 23—35; Ep. Eph. 6, 10—17.					
9 S	<b>20. n. Trin. Dionysius</b>	<b>21. n. Pf. Dionysius</b>	6 14	17 20	15 56	—
10* M	Gideon	Franz, Borgia	6 16	17 17	16 8	1 17
11 D	Burchard	Burchard	6 18	17 15	16 18	2 35
12 M	Maximilian	Maximilian	6 20	17 12	16 27	3 50
13 D	Kolomann	Eduard	6 22	17 10	16 35	5 3
14 F	Calixtus	Calixtus	6 23	17 8	16 46	6 16
15* S	Therewa	Therewa	6 25	17 6	16 56	7 29
<b>42. Woche</b>	<b>Ev.</b> Des Königlichen Sohn. Joh. 4, 47—54; Ep. Eph. 6, 10—17. — Mark. 10, 13—16; Eph. 6, 1—9; 2. Sam. 7, 17—29. <b>Rath.</b> Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21; Ep. Phil. 1, 6—11.					
16* S	<b>21. n. Trin. Gallus</b>	<b>22. n. Pf. Gallus</b>	6 27	17 4	17 11	8 44
17 M	Florentin	Hedwig	6 29	17 1	17 30	9 59
18 D	Lufas	Lufas	6 30	16 59	17 57	11 12
19 M	Ferdinand	Petrus v. Alcantara	6 32	16 57	18 36	12 18
20 D	Wendelin	Wendelin	6 34	16 55	19 30	13 12
21 F	Ursula	Ursula	6 36	16 53	20 37	13 54
22* S	Corbula	Corbula	6 37	16 51	21 55	14 22
<b>43. Woche</b>	<b>Ev.</b> Der Schalksnecht. Matth. 18, 21—35; Ep. Phil. 1, 3—11. — Luk. 9, 57—62; Hebr. 13, 1—9; Spr. Sal. 24, 14—20. <b>Rath.</b> Zairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26; Ep. Phil. 3, 17—4, 3.					
23* S	<b>22. n. Tr. Severinus</b>	<b>23. n. Pf. Joh. v. Ca-</b>	6 39	16 49	23 18	14 43
24 M	Salome	Naphael	6 41	16 47	—	14 58
25 D	Crispinus	Crispin	6 43	16 45	0 41	15 11
26 M	Amandus	Evaristus	6 44	16 43	2 6	15 22
27 D	Sabina	Sabina	6 46	16 41	3 34	15 34
28 F	Simon, Juda	Simon, Juda	6 48	16 39	5 5	15 46
29 S	Engelhard	Narzissus	6 50	16 37	6 40	16 1
<b>44. Woche</b>	<b>Ev.</b> Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—22; Ep. Phil. 3, 17—21. — Matth. 10, 24—33; 1. Thim. 4, 4—11; Ps. 85, 9—14. <b>Rath.</b> Christus stillt Wind u. Meer. Matth. 8, 23—27; Ep. Röm. 13, 1—10.					
30 S	<b>23. n. Tr. Hartmann</b>	<b>Christi Königsfest</b>	6 51	16 35	8 18	16 23
31 M	Wolfgang	Wolfgang [Serapion]	6 53	16 33	9 57	16 54

## Das große Sterben.

Blau weht das Birklaub um die weißen Stämme,  
 Die leuchtend vor den dunklen Tannen steh'n.  
 Ein Blatt um's andre löst sich von den Zweigen  
 Und sinkt herab, als wollt' es schlafen geh'n.  
 Der Buchenwald liegt vor mir in der Sonne,  
 Er hat sich ganz in rotes Gold gehüllt,  
 Als wüßte er, daß sich beim nächsten Sturme  
 Sein Schicksal wie in jedem Herbst erfüllt,  
 Und wollt' die letzte Schönheit nun verschwenden,  
 Noch einmal steh'n in seiner höchsten Pracht. —  
 Herr, wenn die Stunde ruft, so möcht' ich enden,  
 Laß mich im Tod noch Kraft und Hoffen spenden,  
 Dann geh' ich gerne nieder in die Nacht. —

G. Schulz, Straßburg um-Wilhelmsburg.

\*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5693. Jahres am 1. Oktober, das zweite Neujahr'sfest am 2. Oktober, das Ver söh nungs fest am 10. Oktober, das Laubhüttenfest am 15. u. 16. Oktober, Laubhüttenende am 22. Oktober und das Fest der Geseßesfreude am 23. Oktober.



Prenzlau / Den gefallenen Söhnen aus Stadt und Kreis Prenzlau.

**Windmonat November Nebelung**

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Allerheiligen	<b>Allerheiligen</b>	6 55	16 32	11 25	17 44
2 M	Allerseelen	Allerseelen	6 57	16 30	12 32	18 52
3 D	Gottlieb	Hubertus	6 59	16 28	13 16	20 14
4 F	Charlotte	Karl Borromäus	7 1	16 26	13 44	21 40
5 S	Blandina	Emmerich	7 3	16 24	14 3	23 5

45. **Woche** **Ev.** Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12; Ep. Gal. 5, 1-15. — Joh. 2, 13-17; 1. Kor. 3, 11-23; Pf. 46.  
**Kath.** Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24-30; Ep. Kol. 3, 12-17.

6 S	<b>24. n. Trin. Ref.</b>	<b>25. n. Pf.</b> Leonhard	7 5	16 22	14 15	—
7 M	Engelbert	Engelbert	7 7	16 20	14 27	0 25
8 D	Gottfried	4 Gefr. Märt.	7 9	16 18	14 36	1 40
9 M	Theodoros	Theodoros	7 10	16 17	14 46	2 53
10 D	Martin Luther	Andreas Avellin	7 12	16 15	14 54	4 5
11 F	Martin Bischof	Martin Bischof	7 14	16 13	15 4	5 17
12 S	Jonas	Martin P.	7 16	16 12	15 18	6 31

46. **Woche** **Ev.** Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-28; Ep. 1. Petr. 4, 13-18. — Joh. 5, 19-29; Gebr. 10, 32-39; Hiob 14, 1-5.  
**Kath.** Gleichnisse vom Senforn und Sauerteig. Matth. 13, 31-35; Ep. 1. Thess. 1, 2-10.

13 S	<b>25. n. Tr. Briceus</b>	<b>26. n. Pf.</b> Stanis-	7 18	16 10	15 35	7 47
14 M	Levinus	Zufundus [laus R.]	7 20	16 9	16 1	9 0
15 D	Leopold	Leopold	7 21	16 7	16 36	10 8
16 M	<b>Huf- u. Bettag</b>	Edmund	7 23	16 6	17 26	11 7
17 D	Hugo	Gregor Thaum.	7 25	16 5	18 28	11 51
18 F	Gelasius	Otto, Eugen	7 27	16 3	19 42	12 24
19 S	Elisabeth	Elisabeth	7 28	16 2	21 1	12 47

47. **Woche** **Ev.** Gleichnis von den 10 Jungfrauen. Matth. 25, 1-13; Ep. 2. Petri 3, 3-14. — Luf. 12, 35-43; Offenb. Joh. 7, 9-17; Jes. 35, 3-10.  
**Kath.** Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35; Ep. Kol. 1, 9-14.

20 S	<b>26. n. Tr. Totenfest</b>	<b>27. n. Pf.</b> Felix v.	7 30	16 1	22 22	13 4
21 M	Maria Opfer	Maria Opfer [Walois]	7 32	16 0	23 43	13 16
22 D	Alfons	Cäcilia	7 33	15 59	—	13 28
23 M	Klemens	Klemens	7 35	15 57	1 6	13 39
24 D	Chryfogonus	Chryfogonus	7 37	15 56	2 30	13 50
25 F	Katharina	Katharina	7 38	15 55	4 0	14 4
26 S	Konrad	Konrad	7 40	15 54	5 36	14 22

48. **Woche** **Ev.** Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1-9; Ep. Röm. 13, 11-14. — Luf. 1, 68-79; Gebr. 10, 19-25; Jerem. 31, 31-34.  
**Kath.** Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-33; Ep. Röm. 13, 11-14.

27 S	<b>1. Advent</b> Otto	<b>1. Adventssonntag</b>	7 41	15 54	7 15	14 48
28 M	Günther	Eosthenes	7 43	15 53	8 50	15 28
29 D	Eberhard	Saturnin	7 44	15 52	10 10	16 28
30 M	Andreas	Andreas	7 46	15 51	11 7	17 47

### Adventsmahnung.

Ueber all deinem winternächtigen Leib,  
Ueber'm Schattenriß deiner kurzen Zeit  
Und über deiner flüchtigen Spur  
Steht eine Mahnung: Glaube nur!

Glaube nur, daß dein Gott dich trägt,  
Der deinem Ich das Wappen prägt,  
Der dich nach seiner edlen Form  
Meißelt — zum Siege über die Norm.

In deines Lebens buntem Gemisch  
Such nicht nur nach dem Gabentisch,  
Glaub nicht, daß dich dein Schicksal  
nicht liebt,

Nur, weil es dir geringer gibt.

Kann denn, gemessen am Weltgeschehn,  
Deine Erkenntnis zurechtbestehn?  
Lege dein Ohr doch an's Herz der  
Natur . . .

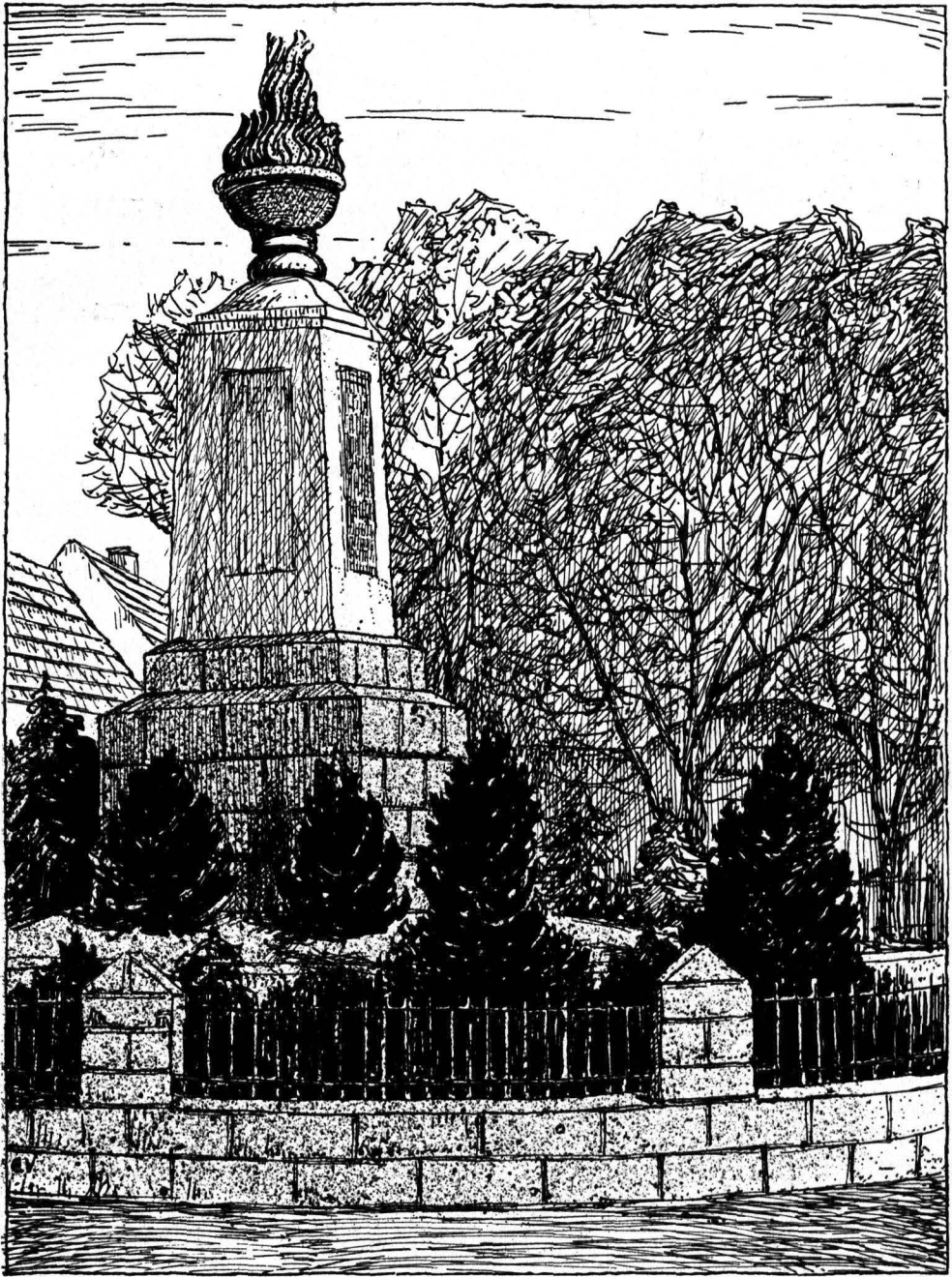
Docht es nicht hörbar: Glaube nur?

Und wenn in des Winters dämmerigem  
Licht

Kein Sonnenstrahl je eine Rinde bricht,  
Mahn't der Stern des Adverts auf  
ewiger Flur

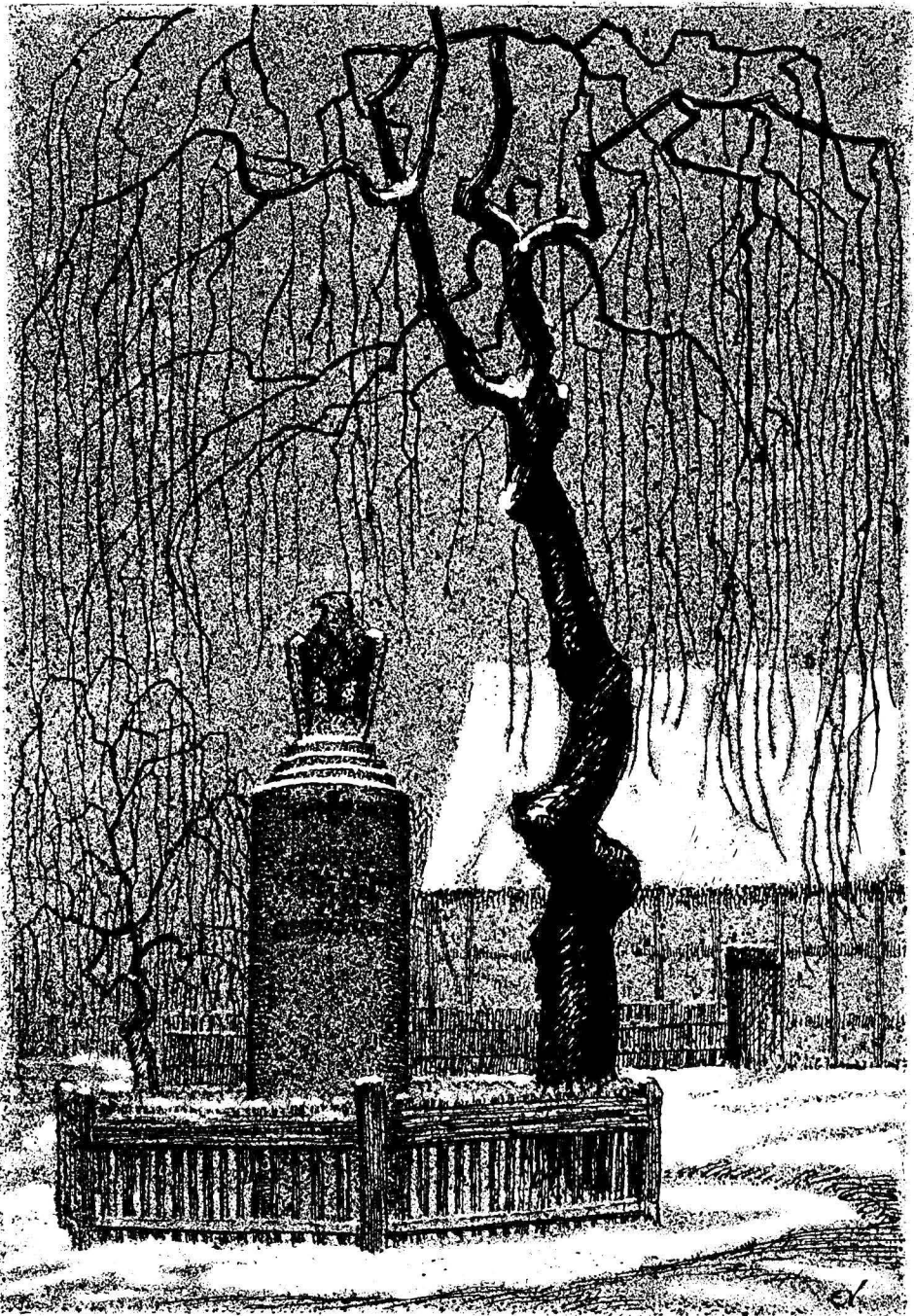
Mit leuchtenden Lettern: Glaube nur!

Traute Wittmann geb. Dehmann, Berlin.



Gefallenen-Denkmal in Briegig.





Unseren gefallenen Helden zum Gedächtnis / Rossow.

# Haltet uns wach, tote Brüder.

Worte zu unsern Monatsbildern.

Von W. Groß, Prenzlau. — Dazu 12 Monatsbilder, Zeichnungen von Ernst Vogel, Prenzlau.

Luc. 19, 40. Wenn diese schweigen,  
werden die Steine schreien.

Trotz Arbeit der Wochen und Lärm der Zeiten hört der Mensch in sich eine Stimme raunen und rufen. Sie mahnt die frohsinnige Jugend und läßt auch das Alter nicht ruhen, wiederholt sich in Familien, Sippen und Völkern, hat überall den gleichen Ursprung und den gleichen Klang. Es ist die Stimme des Blutes.

Es strömt in großen Kreisläufen dahin, hämmert bei gemeinsamer Begeisterung in aller Herzen mit gleichem Schlage, stoßt bei gemeinsamem Weh in aller Adern mit gleicher Hemmung. In den Pulsen der Kinder klopft es in gleichen Gefühlen, fließt in gleicher Liebe, stürmt in gleichem Grimm. Von Bruder zu Schwester, von Verwandten zu Verwandten trägt es die hohe Gewißheit der Zusammengehörigkeit, eint Sippe und Stamm zu gleicher Tat und gleichem Glauben und zwingt sie unter das Gesetz: Deine Freude ist meine Freude, deine Not ist meine Not.

Die Stimme des Blutes wird verstanden über Länder und Meere und gibt, weil sie durch Generationen hindurch sich mit beständiger Kraft steigert, den Glauben an eine feste Zusammengehörigkeit, an eine starke Zukunft. Anhänglichkeit, Liebe, Sehnsucht, Wiedersehensfreude der Verwandtblütigen untereinander sowohl wie ihre Verbundenheit mit den Orten ihrer Umgebung, Heimatliebe, Bodenständigkeit und schollengebundene und dennoch freudige Arbeit für sich und die Blutsverwandten liegen tief im Blute verborgen und geben Ursachen und Ziel vieler Handlungen.

Des Blutes unbewußte Stimme ist unsres Lebens stiller Wegewart.

Verständlich wird darum der Schmerz, den das Hinwegnehmen eines Gliedes, das Hinwegsterben eines nahen Verwandten oder lieben Freundes verursacht. Die Stimme muß eine Zeitlang schweigen, bis Mittler und Symbole geschaffen sind, über die hinweg auch noch weiterhin Zwiesprache mit den Abgeschiedenen gehalten werden kann. Allen Völkern

ist daher die Verbindung mit den Toten ein heiliger Kult geworden. Ja, wo er versäumt wurde, raunte eine Stimme, der Tote habe sich gemeldet, sich sogar gezeigt und dadurch gemahnt, seine letzten Wünsche zu erfüllen.

Haltet uns wach, tote Brüder!

Heiliger Ernst und sinnige Einfachheit begleiteten den Totendienst unserer Vorfahren, denn die Heimgegangenen waren selbst einfach und ernsthaft in ihrer Hingabe gewesen. Derbe, schlichte Würde war daher das Gepräge der Gedenkstätten, wie wir es heute noch an den wuchtigen Blockkammern und Plattengräbern unserer Heimat sehen. Mancher richtete schon zu seinen Lebzeiten seine Kammer. Fiel er fern der Heimat im Kampfe, so galt sie der Sippe als heiliges Totenmal, an deren Stätte des Geschiedenen so oft gedacht werden konnte, so oft das Herz der Daheimgebliebenen nach Zwiesprache mit ihm verlangte.

Durch die Schlachten des Weltkrieges ist der heimlichen Stimme Kreislauf unzählige Male unterbrochen. Der einzelne, die Familie, die Gemeinde haben versucht, ihn wieder zu überbrücken durch ein Symbol stillen Gedächtnisses und ein Mal würdigen Erinnerns oder durch Verkörperung gehogter Hoffnung und Ausdruck zukünftiger Ziele. Je nach der Absicht tragen auch die Denkmäler in unserem Kreise verschiedenen Charakter. Alle aber sind entstanden aus heiligem Ernst und tiefer Trauer. Sie lehnen von sich aus den Maßstab der Kritik ab.

Insofern soll auch durch die in diesem Jahrgange wiedergegebenen Denkmäler keineswegs eine besondere Würdigung einzelner ausgedrückt werden. Vielmehr ist das rein Bildhafte ursächlich für die Auswahl gewesen.

Im Schutze eines Wickhauses steht das Denkmal für die gefallenen Brüder des Prenzlauer Seminars (Januarbild), unter den Mauern eines Wartturmes umlagern die Gedenksteine der Söhne Fürstenwerders (August) den Hauptstein mit der Widmung. Der Gedanke, jedem eine Erinnerung zu geben, ist auch in Briesig wiederholt (No-



vember). Die Herstellung des Kunststeines zu diesem Denkmal erforderte viel Arbeit, und viele hilfsbereite Hände taten mit. Der altarähnliche Aufbau in der Mitte trägt eine Opferschale, aus der eine Flamme emporlodert. So erinnert diese Anlage nicht nur, sondern regt auch zum Nachdenken an. Eine Idee entsteht daraus, die Wege für die Zukunft weist. Göriz (März), Lübbenow (April), Kleptow (Mai), Strasburg (Juli) und noch viele andere im Kreise ähneln sich in bezug auf Material und einfache Ausführung. Wuchtig und schlicht stehen sie da, erbaut aus Findlingen der Heimat. Ueber das Strasburger Denkmal lesen wir ausführlich im Kalender 1926. Auch an das Battiner sei in diesem Gedankengange erinnert, dem 1928 ebenfalls schon in diesen Blättern Wort und Bild zum Geleit mitgegeben wurden. Es gehört unzweifelhaft mit zu den Anlagen, die dem Beschauer mehr geben. Rollwitz (Februar), Wismar (Juni), Brüssow (September) und Rossow (Dezember) lassen stärker die geübte Hand des Steinmetzen erkennen. Die Zeichnungen lassen durchweg den Hauptindruck und die Absicht der Denkmäler hervortreten. Störendes Beiwerk mußte weggelassen werden, um zu überzeugen. Man betrachte daraufhin etwa die Zeichnungen von Rossow und Kleptow, die ganz losgelöst von der Umgebung stark wirken. Auch die Zeichnung des Rollwitzer Denkmals ist durch Weglassung einer Einzelheit auf stärkere Wirkung gesetzt. Das Prenzlauer Denkmal trägt sowohl in Bau wie Zeichnung eine besondere Note für sich. Um meine Ausführungen nicht so wortreich zu fassen, verweise ich auch hier auf Jahrgang 1926 unseres Heimattkalenders. Wer die gründlichen Ausführungen des Direktors Schuchardt liest und sie mit der zeichnerischen Wiedergabe vergleicht, wird tiefer in sie eindringen.

Immerhin möchte ich an dieser Stelle Gelegenheit zu einigen freimütigen Bemerkungen allgemeiner Art nehmen.

Das gegebene Material des Ausdrucks in unserer Heimat ist der Stein. Bei Neuaufstellungen wäre die Politur zu vermeiden, sie verwirrt etwas durch den entstehenden Glanz. Die Farbe des Steines wäre

der Landschaft mehr anzupassen, gekünstelte Willkürlichkeiten trägt ein massiger Stein nur unwillig. Die jetzt errichteten Denkmäler stehen noch nach Jahrhunderten und sollen unseren Nachfahren neben unserm heiligen Ernst auch unsern Formsinn und unsere künstlerische Gesinnung bezeugen. Wir sollten uns daher hüten, von unserer Auffassung eine verwirrende Meinung zu hinterlassen.

Gedenktafeln an alten wuchtigen Bäumen und schmiedeeiserne Ehrungen fand ich im Kreise noch nicht. Sie wären zu erwägen. Adler könnten mir als Schmuck nur gefallen, wenn sie etwas Besonderes sagen wollen. Ebenso ist das in Stein eingelassene Ornament nicht immer geeignet, die Andacht zu erhöhen. Es reizt oft das Auge, besonders, wenn es geschwärzt ist, und lenkt ab. Unsere Krieger fielen Mann bei Mann ohne große Worte und Gebärden in hartem Pflichtgefühl und aufopfernder Hingabe. Hohle Geste und geistreiches Spiel kann für sie keine ernste Huldigung sein. Unsere Daheimgebliebenen tragen Schmerz, Sehnsucht und Dulden an das Denkmal. Sie wollen Ernst und Klarheit, Andacht und Zwiesprache. Sich widerstrebendes Beiwerk sollte sie nicht stören.

Haltet uns auch hierin wach, tote Brüder. Wuchtig wie eure Tat soll auch die Ehrung sein, und dennoch schlicht.

Ich kann mir einen Ort, an dem ich mit den Schweigenden rede, nicht inmitten des Verkehrs denken. Andere sind, wie ich weiß, anderer Meinung, sie wollen an belebter Stelle immer wieder und wieder erinnern. Häufige Wiederholungen aber hinterlassen flacher und flacher werdende Eindrücke, bewußte Absichten, Neußerlichkeiten. Wenn gleich der Standpunkt der örtlichen Auffassung entsprechen muß, sollte man aber ganz allgemein Namen am Denkmal fordern. Die für uns starben, sind es wert, daß wir sie immer wieder nennen, um ihr persönliches Gedächtnis festzuhalten, um mit ihnen einzeln zu sprechen. Andererseits haben uns auch viele unter den bekannten Namen etwas zu sagen. In manchen Kirchen unserer Provinz hat man Kronleuchter in den Dienst der Ehrung gestellt. Die Zahl der Lichter gibt die Zahl der Gefallenen an, jedes trägt einen

Namen, es wird am Sonntag nach dem Todestage angezündet. Man gedenkt aller zugleich und des einzelnen besonders.

Sonst aber sei dem ursprünglichen, starken Empfinden in seiner Urwüchsigkeit die Anlage eines Denkmals anheimgegeben, es kann oft besseres schaffen als ein geistvoller Phantast. Doch auch an die Beratungsstelle für Krieger-

ehrungen in Berlin sei erinnert, sie hilft sicher gern.

Den Vorübergehenden aber geziemt es, die heilige Schauer des Males zu achten:  
 „Wanderer, kommst du vorüber an ehrfurcht-  
 [gebietenden Malen,  
 schließe die Hände und tu auf zum Gebete  
 [dein Herz.“

## Das Wundernäuel.

Einer Familienüberlieferung nach erzählt von Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Zwei Mädchenpastelle von Künstlerhand.  
 Ehrfürchtig hieß es: „Urgroßvaters Schweftern!“  
 Uns Kindern aber wollt's schwer zu Verstand,  
 daß sie sie so jung und so hübsch wie von heut oder gestern.  
 Stattgeschwehelt das braune, das blonde Haar,  
 die Lödchen wie Glöckchen überm Ohr aufgesteckt,  
 mit großem, erschrockenem Augenpaar  
 die eine, die andere, als ob sie die Schwester neßt,  
 lustige Grübchen, ein Schelm, wenn nicht mehr . . .  
 So hingen über dem Sofa von altersher  
 Urmuhme Dorette und Brigitte.  
 Darunter in sauberem Scherenschnitte,  
 Nase und Rinn von starker Valeur,  
 ein Kavalier, dem man's glaubte Parole d'honneur,  
 daß er alleine — trari trara —  
 gegen ein ganzes Karree Altade ritte.

Es heißt nun in der Chronika,  
 daß dieser honette und tapfere Degen  
 einst mit des Königs Reiterei  
 und feinesgleichen lustiger Rumpanei  
 im nahen Städtchen in Quartier gelegen.

Die Hahnenjährei  
 ging durch das schlafgewohnte Ländchen  
 Gelächter und Trompetenstäändchen!  
 Und, was man später gern verschwieg,  
 manch Herzlein hatte Amor sich ergeben.  
 Sie tanzten, tafelten und ließen leben,  
 denn die Gazetten muntelten von Krieg.

Also geschah's nach stürmischer Reboute:  
 Gefeiert viel, verliebt, die Augen groß  
 auf ihrer Fliederbank Dorette ruhte;  
 derweil am Nähtisch, vor sich auf dem Schoß,  
 ein Wollebund, Brigitte ruhelos  
 an Fädchen zupfte, Eifer suchte im Blute.  
 Da, slinker Hufschlag klirrend unterm Tor,  
 Hektor schlägt an und zerrt an seiner Kette,  
 Brigitte fliegt, es flattern überm Ohr  
 die Lödchen blond — und, ach, ihr Fingerlein hätte  
 zitternd das rote Siegel fast zerfört:  
 „D du mein Gott, der Brief gehört . . .“

Und die Stafette,  
 den Gaul beschwichtigend, der im Warten stieg,  
 ruft: nun sei Krieg!  
 Früh nächsten Tags, wenn die Schwadronen ritten

am Schloß vorüber, bei den Linden  
 ein Wörtchen tät sein Herr erbitten —  
 „Von wem? — Von Demoiselle Brigitten?“  
 O nein, Doretten hofft er dort zu finden!

Wie kann Brigitte rasch zur Wolle greifen,  
 ein Knäuel drauß zum Stricken aufzuwinden!  
 Woher im Fäustchen, schnell zerknüllt, der Streifen  
 beschriebenen Papiers? — drum kreuz und quer  
 von ungefähr sie, surrte — hurrte, hundertmal  
 das Fädchen wickelt, windet —  
 und wird wie das Papier so fahl —  
 bis es nun ganz verschwindet.  
 Dorette kommt, Brigittens Hand ist leer.  
 Was gibt es da zu spähen?  
 Ein Knäuel nur rollt hin und her —  
 Doretten's Augen flehen,  
 Der Schwester Augen gehen  
 wie scheue Hehler ängstlich hin und her.

Ruhlos verstrich im Part und Saal  
 der Tag, die Nacht, bis in des Schlafgemaches  
 aufschluchzende und überwachte Qual  
 der graue Morgen tausendfach's  
 Geklirre trägt, Gesang, Kommandoschnarrn  
 und, horch! vorm Schloß ein wartend Hufescharrn,  
 und dann — und dann —  
 Gerumpel von den Marktenderkarrn,  
 darin ein trauriges Signal  
 fern — fern zerrann. —

Und wieder schleicht der Tage engumkreistes  
 Gewohntsein sorgend um das Zifferblatt,  
 als weit bei Jena auf der blutigen Staff  
 mit Tausenden der eine — ach, so heißt es —  
 in Tod geritten — — — Schwingenmatt  
 wird da die Liebe; aber nimmersatt  
 hält Eifer suchte am Gartentor Bedette,  
 als ein und zweimal noch ein weitgereistes,  
 ein Briefchen kommt an Demoiselle Dorette. — —  
 Wie ist voll Zwiespalt doch ein zart Gewissen!  
 Täuscht selbst sich gerne auf geheime Art:  
 Wer hält' ein fremd Billett verbrannt, zerrissen!  
 Es ward verwahrt, für bessere Zeit gestundet,  
 damit der Schwester Herzleid erpart . . .  
 Seht, wie Brigittens Knäuel sich gerundet,

wie's prahlend da liegt, frei vor aller Blicken!  
 Allein sie nützt es nie zum Stricken.  
 Bald ist zu grob die Wolle, bald zu dünn -  
 so kam es aus den Augen, aus dem Sinn.

Es gibt in altersgrauen Häusern viel  
 noch heut von spukhaft neckischem Gesindel  
 in Wust und Winkel, unterm Dachgestühl.  
 Aus Zauberberant und Hegenpindel  
 ward Flickenkorb und Alttenbündel,  
 doch Schabernack bleibt stets im Spiel.  
 Wer zwingt uns, tausend Dinge aufzuheben,  
 damit sie quälend im Erinnern nisten?  
 Wer reizt mit teuflischen Verstedspiel-Listen,  
 in ewigem Kramen uns dahin zu leben?  
 Bis wir erschöpft vor oft durchwühlten Spinden  
 - nennt es nun Zufall, nennt es Hexerei -  
 das Langgesuchte gerade vor uns finden.  
 Zuweilen aber führt den gar so Blinden  
 Fortuna selber Wunsch und Hand dabei.

Und Tag um Tag, viel Jahre sind verstrichen.  
 Brigitte ging, des Grafes Blume gleich;  
 vergeßlich ließ die Schuld sie unbeglichen. -  
 An ihrer Stelle in Dorettes Reich  
 hat als Gespiel sich, pfötchenweich,  
 das Käßchen Murfi schnurrend eingeschlichen.  
 Dorette fröstelt oft vor Einsamkeit,  
 wenn um das stille Haus die Stürme fahren.  
 Reif liegt schon fein in ihren braunen Haaren,  
 doch immer kindlich noch, erschrocken, weit  
 sind ihre Augen in die Welt gerichtet,  
 auf deren Glück sie lange schon verzichtet.  
 So kommt, im Wunsch nach wohllichem Behagen,  
 sie einmal unversehens Verlangen an,  
 sich ganz in etwas Weiches einzuschlagen.  
 Es sei noch, wie sie sich bestimmt entfann,  
 ein großes Knäuel Wolle feinsten Art,  
 genug zu einem flauschig-warmen Tuche,  
 ja wo? ja wo? nun irgendwo verwahrt.  
 Und mit ihr geht das Käßchen auf die Suche.  
 Wie stob der Staub als Murfi in die Flicken  
 mit Spiel und Springen seine Pfötchen stieß!  
 Wie seufzt das Fräulein im vergebenen Büden,  
 weil nirgend sich das Knäuel blicken ließ!  
 Und wollt verzagen schon und schmolte  
 ob dem verlorenen Traum vom weichen Tuch,  
 als Raß und Knäuel plötzlich vor sie rollte.  
 Froh noch des Fundes horcht sie auf: „Besuch?“  
 Hat's nicht im Hofe herrschaftlich gerumpelt?  
 „Wie selten auf dem Lande ist Besuch!“  
 Der alte Friedrich kommt treppauf gehumpelt:  
 „Ein Herr Obrist - für kurze Frist -  
 die Landwehr inspizieren - bät, hier ihn zu quartieren.“

Es mag gar förmlich hergegangen sein,  
 da nun selbänder in den Polstern lehnten,  
 die heiß begehrt sich, und verschmächt sich wähten

durch vieler Jahre stille Pein.  
 Der Obrist will dem Wein Verständnis zeigen,  
 er prüft ihn häufig und in Hauptesneigen  
 zieht er das Fräulein in die Prüfung ein.  
 Dorette rückt und denkt, wie gut zu stricken,  
 man tut vertieft und ohne aufzublicken  
 glückt dann und wann ein halber Augenschnein.  
 Gar peinlich ist's, Gespräche einzuleiten!  
 Manch Seufzerlein entschlüpf't bald hie bald da.  
 Doch er sieht Charme noch in Vergänglichkeiten,  
 sie die Blessuren und sein Podagra,  
 aber die Augen - trari trara -  
 als könnt er noch immer Alttaade reiten!  
 Und das Käßchen Murfi schmieg't sich so dringlich  
 von einem zum andern und spielt und tollt  
 mit dem Knäuel, das seltsam bezwinglich  
 hin und her zwischen den alten Verliebten rollt.

Da knifferts plötzlich in den scharfen Krallen,  
 wie wenn im Herd ein feuchtes Scheit verbrennt.  
 Der Obrist blüht sich steif; Popsapperment!  
 Dem Wollgesträhne ist ein Brief entfallen.  
 Ob er die Schrifft, ob er das Siegel kennt!  
 Und beugt sich im besinnlichen Vergleichen,  
 galant der Nachbarin den Brief zu reichen.

Stand viel darin von Kampf und Not  
 und manch ein dunkles Frazen.  
 Wie ward das Fräulein blaß und rot,  
 und wagt doch nichts zu sagen.  
 Nur hastiger nun überstürzten sich  
 die Nadeln in den Fingerlein, den raschen,  
 und hin und her im Fluge schürzten sich  
 geheimnisvollen Nekes feine Maschen.  
 Doch wenn die Raß das Knäuel verfiht  
 im Springen und im Haschen,  
 der Obrist mit den Augen blüht,  
 als gäb es Konterbande - zu paschen!

Da, mitten in dem Käßchenspiel,  
 - ein O! von dort, ein Ach! von hier -  
 das zweite Briefchen aus der Wolle fiel,  
 danach der alte Kavaliere  
 im Raß- und Näherrücken  
 sich ähzend wohl tät bücken.  
 Das war bei Jena auf der Wacht  
 getriehelt noch im Morgenrot der Schlacht;  
 es wollt nach Krieg und Grauen  
 ein Siegerglück erbauen.  
 Dem Obrist schien's wie heut zu sein,  
 und zückte zur Alttaade schon den Degen . . . .  
 Beglückt halb im Entziffern, halb verlegen,  
 Dorette wich verzagt in sich hinein.  
 Doch immer weiter wie im Traum sich regen  
 die stridenden Hände. -

Die Kerze brannt' herab und Murfi schlief.  
 Das Knäuel schwand geschwind - geschwinder,  
 aus letzten Fäden fiel der erste Brief.  
 Da beugte sich der Kavaliere sehr tief -  
 und Hymen segnete die späten Finder.

<p><b>Cinem Freunde.</b>                  Von W. Groß.</p>	<p>Kein Lieb bleibt ungesungen,                  Kein Leben ungelebt,                  Sei es von Leid durchdrungen                  Noch lust- und freuddurchbebt.</p>	<p>Dein Mühen ist vergebens,                  Dem Tag Gestalt zu leih'n,                  Die Melodie des Lebens                  Singst du niemals allein.</p>
--	---	---

# Zwei seltene Pflanzen der Ufermark und ihr Entdecker.

Von Dr. Walter Effenberger in Berlin-Oberschöneweide. — Mit 2 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Die naturwissenschaftliche Erkundung Brandenburgs ist trotz vieler darauf verwandter Mühe noch längst nicht zum Abschluß gekommen. Jede planmäßige Untersuchung fördert bisher unbekannt Gebliebenes zutage, und oft genug wird die Kenntnis unserer Heimat durch Zufallsfunde nicht unwesentlich erweitert und vertieft. So wurden vor wenigen Jahren die wissenschaftlichen Kreise Berlins durch die Nachricht überrascht, daß unfern den Toren der Weltstadt in einem fast unberührt gebliebenen Gebiet einige Pflanzen wüchsen, die man bis dahin nur von ganz wenigen Stellen Brandenburgs kannte, und die auch im übrigen Norddeutschland recht selten sind. Unter ihnen waren die Trollblume und der Moor-Tragant die weitaus bemerkenswertesten.

Wenn in diesem Kalender dieser Pflanzen gedacht wird, so ist dies durch die Tatsache gerechtfertigt, daß sie beide gewissermaßen Altengesehene im Kreise Prenzlau sind. Jedenfalls werden Trollblume und Moor-Tragant in einem Standorteverzeichnis vom Jahre 1856, das noch zu würdigen sein wird, u. a. von den Wiesen am Marienfließ bei Prenzlau gemeldet. Es bedurfte gewisser Studien, ehe dieser Standort auf der Karte festgelegt werden konnte, da weder die Meßtischblätter der Umgebung von Prenzlau noch die Blätter im Maßstabe 1:100 000 den Namen Marienfließ enthalten. Schließlich ergab sich, daß das Marienfließ gleichbedeutend mit dem „Strom“ des amtlichen Kartenwerkes ist.

Der Strom wird aus den Seen um Boitzenburg mit Wasser gespeist. Sein Lauf ist ihm durch eine breite Talfurche vorgeschrieben, deren unteren Abschnitt man von den Randhöhen bei der Thiesorter Mühle gut überschauen kann. Die Weiträumigkeit dieses Tales hat dem Bache Bewegungsfreiheit gelassen und ihm die Möglichkeit geboten, sein Bett in zahlreiche anmutige Windungen zu legen. Seine Ufer werden vielfach von Erlen, Weiden, Schneeball- und Weißdornsträuchern, von Schilf und anderen Pflanzen eingesäumt. Weite Wiesen begleiten den Bach zu beiden Seiten. Sie gleichen bunten Teppichen, und während der Pflingstzeit ist darin neben dem Grün das Gelb die vorherrschende Farbe. Träger des gelben Farbtones sind vielfach die kugeligen Blütenköpfe der Trollblume, die hier stellenweise in erstaunlichen Mengen wächst.

Die Trollblume (lat. *Trollius europaeus*) erreicht oft eine Höhe von 60 cm. Aus einer im Boden ruhenden, reich mit Faserwurzeln besetzten Grundachse steigen einige meist unverzweigte Stengel empor, die in der Regel nur eine, gelegentlich aber zwei bis drei Blüten tragen. Die



Abbildung 1 / Die Trollblume (*Trollius europaeus*) Aufnahme von einer Wiese am Marienfließ, 30. 5. 1931.

Form der Laubblätter ist aus der beigegebenen Naturaufnahme deutlich erkennbar. Von ihnen tragen die aus der Grundachse entspringenden die Spreiten auf langen Stielen, während die am Stengel stehenden stiellos sind. Die Blätter zeigen auf der Oberseite ein dunkles, unterseits ein helles Grün. Im übrigen erinnern sie in ihrer Form an die Laubblätter des allbekannteren Hahnenfußes.

Der Kugelgestalt ihrer Blüten verdankt die Trollblume ihre in manchen Gegenden üblichen Namen „Kugelranunkel“ und „Kugelblume“, und auch mit der Bezeichnung „Troll“ verbindet sich die Vorstellung von etwas Kundem, Kugeligem. Das leuchtende Gelb der Blüten hat der Trollblume in manchen Gegenden den Allerweltsnamen „Butterblume“ eingetragen.

Zupft man die acht bis zwölf großen, fast kreisrunden Blumenblätter ab, so werden die bisher verborgenen Teile der Blüte frei. Dann sieht man einige schmal-spatelförmige, ebenfalls gelbe Blättchen, die in einem am Grunde befindlichen tütenförmigen Behältnis Honig absondern und daher Honigblätter heißen. Außerdem findet man zahlreiche Staubgefäße. In der jungen Blüte neigen sie domförmig nach innen, später aber krümmen sie sich nach außen und geben dann eine Gruppe von grünen Fruchtknoten frei. Diese Fruchtknoten reifen im Spätsommer und Herbst und entlassen schließlich beim Plagen der Kapseln glänzend schwarze Samenköerner.

Die Hauptblütezeit der Trollblume fällt in die Monate Mai und Juni; vereinzelt blüht sie im Herbst zum zweiten Male.

Die bis zu 4 cm im Durchmesser haltenden Blüten locken durch ihre leuchtend gelbe Farbe naturgemäß Insekten an. Bienen, Hummeln, Fliegen und kleine Käfer statten den Blüten ihre Besuche ab und dringen zwischen den Blumenblättern ins Innere vor, um zum Honig zu gelangen. Bei solchem Tun übertragen sie Blütenstaub von anderen Trollblumen auf empfängnisbereite Narben.

Die Trollblume ist vornehmlich an die Bergregion gebunden. In der ihr besonders zusagenden Höhenlage gedeiht sie massenhaft in den Alpen, und in den deutschen Mittelgebirgen hat sie zahlreiche Standorte, wo sie in großen Gesellschaften auftritt. Dagegen ist sie im norddeutschen Tieflande selten. Hier fehlt sie innerhalb weiter Räume gänzlich, und gerade dadurch gewinnt die Tatsache an Wert, daß der Prenzlauer Kreis dem vornehmen Geschlecht der Trollblume zusagende Lebensbedingungen bietet. Wie lange schon die Trollblume die Wiesen am Marienfließ zur Pflingstzeit schmückt, ist nicht feststellbar. Daß diese schöne Pflanze dem Kreise auch in Zukunft erhalten bleibe, ist ein Wunsch, der wohl jedem naturliebenden Kreisinsassen aus dem Herzen kommt.

Leider wurde und wird — wenigstens in manchen Gegenden — der Trollblume rücksichtslos nachgestellt. Schlimm stand es in dieser Hin-

sicht ehemals in Sachsen. Dort wurden die reichen Trollblumenbestände auf den herrlichen Bergwiesen des östlichen Erzgebirges in geradezu schamloser Weise ausgeplündert. Nicht allein Spaziergänger und Ausflügler nahmen von der goldenen Pracht, soviel sie erraffen konnten, auch Händler erschienen und schleppten die Trollblumen tragkorbweise fort, um sie in Dresden in klingende Münze umzusetzen. Heute ist das unterbunden. Auch im gesamten preußischen Staatsgebiet ist es jedermann verboten, sich Trollblumen widerrechtlich anzueignen. Die Verordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten (Tier- und Pflanzenschutzverordnung) vom 16. Dezember 1929 führt in der Liste der geschützten Pflanzenarten auch die Trollblume auf. Uebertretungen der Verordnung werden mit Geldstrafe bis zu 150 Reichsmark oder entsprechender Haft geahndet. Somit sind auch die Trollblumen im Prenzlauer Kreise unantastbar.

Das Standortverzeichnis von 1856 erwähnt vom Marienfließ auch den *Moor-Tragant*. Diese Pflanze hat ihr eigentliches Verbreitungsgebiet ist ebenfalls in der Bergregion und ist beispielsweise im Riesengebirge an vielen Stellen häufig. Ihr Vorkommen am Marienfließ verdient daher besondere Beachtung, und es ist durchaus verständlich, wenn in dem Bericht über den Ausflug, der die Mitglieder des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg am 30. August 1925 dorthin führte, mit begeisterten Worten des herrlichen Anblicks gedacht wird, den eine mit über tausend Moor-Tragant-Pflanzen geschmückte Wiese darbot.

Die für das Gewächs gebräuchlichere Bezeichnung ist *Swertie*. Diesen fremd klingenden Namen führt die Pflanze zu Ehren eines um 1600 lebenden holländischen Gärtners *Emmanuel Swert*.

In seiner berühmten „Illustrierten Flora von Mitteleuropa“ gibt Hegi die Höhe der Pflanze mit 60 cm an; das botanische Museum in Berlin-Dahlem bewahrt aber in seinem Herbarium ein Stück vom Marienfließ auf, das 75 cm mißt. Die Swertie findet also offenbar an ihrem Standort im Prenzlauer Kreise ganz besonders günstige Daseinsbedingungen.

Ihr aufrechter, kantiger Stengel trägt einige einfach geformte Laubblätter und die zu einer traubenförmigen Trugdolde vereinigten Blüten. Der Bau dieser Blüten läßt erkennen, daß die Swertie zu der Familie der Enziangewächse gehört. Viele Angehörige dieser besonders in den Alpen verbreiteten Pflanzenfamilie sind wegen

ihrer herrlich azurblauen Blüten bekannt und werden von Einheimischen und Fremden gleichermaßen begehrt. Zwar kann die Swertie sich an Schönheit mit ihren alpinen Verwandten nicht messen; immerhin ist sie wegen ihrer stahlblauen, dunkler punktierten oder gestrichelten Blüten

Käfer gern Besuche abstatten, um ihnen den Nektar zu entziehen.

Die ersten schriftlichen Angaben über das Vorkommen der Trollblume und der Swertie im Kreise finden sich in der „Flora von Prenzlau und nördlichen Uckermark“, die der Prenzlauer Gymnasialoberlehrer Hermann Gerhardt im Programm des Gymnasiums zu Prenzlau für 1856 veröffentlicht hat. Aus den Angaben dieser Flora ist ersichtlich, daß ihr Verfasser mit rastlosem Eifer dem Studium der Pflanzenwelt seiner engeren Heimat obgelegen haben muß. Er nennt von den Wiesen und Gebüschen am Marienfließ außer der Trollblume und der Swertie eine Reihe anderer seltener Gewächse und führt von den beiden in diesem Aufsatze besprochenen Pflanzen weitere uckermärkische Standorte an. Bei seinen Forschungen hat er sich nicht eng an die Grenzen des Gebiets gehalten und ist, wie er ausdrücklich sagt, u. a. auch ins Pommerische hinübergewandert, wo ihn die Vegetation der Salzstellen bei Koblenz besonders gefesselt habe. Wenn man bedenkt, daß Hermann Gerhardt nur 41 Jahre alt geworden ist, so gewinnt man für die Beurteilung seiner wissenschaftlichen Leistung wohl erst den richtigen Maßstab. Es ist keine Kleinigkeit, das räumlich doch nicht ganz kleine Gebiet zu durchwandern und hierbei ständig auf die Pflanzen zu achten, Notizen zu machen und zu sammeln. Auch das Maß körperlicher Anstrengung, das solche Tätigkeit dem Forscher auferlegte, sollte nicht gering veranschlagt werden; denn es muß wohl angenommen werden, daß Hermann Gerhardt seine Reisen im wesentlichen zu Fuß machte.



Abbildung 2 / Der Sumpf-Tragant (*Swertia perennis*) Aufnahme aus dem Naturschutzgebiet bei Schilbow (Kreis Niederbarnim).

eine nicht alltägliche Erscheinung. Fünf radförmig gestellte, zugespitzte Blumenkronblätter umgeben die fünf stattlichen Staubgefäße und den Fruchtknoten; das Ganze wird von einem fünfblättrigen grünen, violett überlaufenen Kelch getragen. An den Kronblättern fallen dem Beschauer noch je zwei mit Franzen bedeckte, dunkelviolette Honiggrübchen auf, denen Fliegen und

Wenn man die Frage aufwirft, ob denn die Angaben jener alten, heute nur einem engen Kreise von Fachgenossen bekannten Flora für die neuzeitliche Pflanzenforschung noch von Wert seien, so kann die Antwort hierauf nur in bejahendem Sinne ausfallen. Der modernen Botanik sind alte Floren außerordentlich wertvoll; sie geben ihr beim Studium der Geschichte des Pflanzenkleides einer bestimmten Gegend wertvolle Fingerzeige, sie lassen erkennen, welche Pflanzen früher zum Bestande der Flora gehörten und daraus verschwunden sind, welche sich inzwischen neu angesiedelt haben usw.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte schulden wir Heutigen dem alten uckermärkischen Floristen aufrichtigen Dank dafür, daß er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit die Bausteine zusammengetragen hat, aus denen er das Gebäude seiner „Flora von Prenzlau und der nördlichen Uckermark“ zusammenfügte.



# Püttens.

Van Mag Lindow.

Wo is updstunds noch een Pütten? He müßt in't Museum bröcht ward'n. So mien Rinnertieden harr binoh jerer Gehöft eenen Pütten. Of geew dat bi uns eenen Popen-, Köster-, Ed- un Reddpütten. De Kösterpütten weer unfer; wo oft heww ik van em een Dracht Woter holt. Toerst mit een Droog. Noher löt dat mien Jungensstolz nich mehr to, un ik nehm de schworen höltern Emmers an de Hand. De Püttens hebb'n uns Jungs antreckt, as de Magnet dat Iesen. Vör dat Schoolhus weer een groten Groosbrink (Grasplatz), up den sich dat schön speelen löt. Wi awer stünd'n am leewsten bi'n Pütten rüm. Erst heww ik dat licht mit so'n Dort van Schwindel fregen; denn de oll Pütten weer bannig deep. Noher biin ik öfters an de Redd runnerklabbert un heww den bloten Teegen in dat Woter stippt. Worüm? Man müßt as Jung doch sien Koroosch wiesen! Dat geew jo jogor wat, de stünd'n up den Püttenrand Kopp. De Kunst heww ik nich lehrt; awer mi hett dat gewiß dunn Kummer genoeg mooft.

Ik güng twee Johr no de School, as Ostern de Quoden keemen. Nu was eener dorbi, de keem mit'n Lutschproppen. Worüm of nich? He weer dat nu eenmol so gewennt. In de Frierviertelstunn stünd de quod Bernhard of an den Pütten. Een Deckel weer up den Pütten nich up; wie künn'n uns sein speegeln, un — wenn dat keener seeg, künn'n wi of ees rinspuken! Mit eenmol een Geschrie, as wenn een Farken in de Dör klemmt is. Wat weer denn nu los? Den quoden Jung'n weer de Lutschproppen in den Kösterpütten fall'n. Wat för een Malhör! Wat nu? Wat groot Jung'ns wull'n foorts runklabbern. Dunn keem mien Woter of al öwer den Groosbrink. Jo, de weer of rotlos; denn to trösten weer hier nich. „Ik will mienen Propper, mienen Propper“, so schreeg de Jung un hülte sien Tronen ümmer pieplings in'n Pütten rin. Wat nu keem, dat hett so eenen Indrud up mi mooft, dat mi dat hit noch vör Ogen steiht. Mien Woter övernehm dat Kummanno! Een Jung müßt van uns Holtmiet een Stück Holt holen. Dat würd' unner

an de Redd inschlöpt. Gener van de dreehoorigen Jung'ns müßt (he wull dat natürlich of un seeg dat för de allergrötste Ehr an, de em passeeren künn) sich up dat Stück Holt setten, un mien Woter löt em mit de Wrang un Well langsam in den Püttenafgrund. Wie annern hebb'n schön Ogen mooft! Nu hing de Jung öwer den Woterspiegel; nu tredte he de Been hoch, dat se nich in dat Woter stipten; nu angelte un ampelte he no den Proppen un heel sich dorbi bloot mit een Hand fast. Dat weer so upregend, dat wi all dat Lustholen vergeeten. „Nu hett he em!“ All harr'n dat mit ees schregen. Langsom keem he hoch. Ball keek sien Kopp öwer den Püttenrand. An den Proppen awer lutschte de Bengel! Jizt stünd he werrer unner uns. Wi keeken em as een Wunnerdeert an. Wat harr'n wi dunn gewt, wenn wi dat Heldenstück mooft harr'n! De Jung kreeg sien Proppen werrer, wischte em an den Armel af un stök em in den Mund. De Tronen leepen noch de Baden run, awer de Ogen lachten al werrer.

Denn buten de Buern al de ersten Pumpen. Wat gingen awer so schwoor, dat twee Knecht pumpen müßten. De Kösterpütten bleew. Ik müßt dat Woterholen besorgen, oft teihn Dracht hinnereenänner. Dat lehrt man. Wutsch, stünd de Emmer up den Rand. Een, twee, drie, weer de isern Knöwel dörch den Ring. Kopphäster würd de Emmer in den Pütten stött. De oll Well kreeg dat Drehgen un dat Schriegen. „Lüerlüerlüerlüerlüer“ heet dat Enn, wat se singen deer. Mit eenen Schwung an de Redd würd de Emmer up dat Woter ümlegat, dat he vullopen künn. Nu ran an de Wrang. Rup mit de Last! De Well säng werrer ehr Lied, nu awer no een anner Melodie. „Telüt, telüt, telüt, telüt, telüt“, kling dat. Mit eenen Schwung würd de Woteremmer up den Rand tredt. Dit was de Ogenblick, wo ümmer een Schulps Woter öwer de Hofen un in de Tüffel güng. Wi wüßten dat, springen forügg, awer dat Woter weer ümmer figer. Dat weer jo of egol, denn wenn dat Woter in de Tunn kippt würd, geew dat noch eenen



Schulps. So, een natte Arbeit weer dat Woterholen.

In de Püttens seeten of Kröten; öfters keem een mit dat Kaffeewoter in'n Emmer mit hoch. Appetitlich weer dat nich, awer dat bröcht de Tied so mit sich. Wat Lüüd sölen eenen Heft in'n Pütten hadd hebb'n, de extra as Krötenjäger dor unner anstellt weer. Vertellt is dat word'n, awer ik weet dat nich; in'n Kösterpütten weer woll keener in.

Noher würd ut den Kösterpütten een Kösterpump mookt. Püttenmoker Winter, de hoor as een Neger harr, stellte een Pumpenrohr in dat Püttenloch. Ik künn nu pumpen, awer natt Föt geew dat dorbi of. Wenn ik den Emmer up de Erd setten deer, spring dat Woter of in de Tüffel.

Pöpenpütten, Kösterpütten, Ed- un Redd-pütten sind nich mehr. Dat Pumpen würd' de Lüüd of öwer. Wat Buern spannten een Perd för dat Pumpengöpelwerk. De Schmiedd bugte sich een grote Trummel un leet sienen Hund Woter treden un Woter lopen. Hüt is een Motor vör de Pump dor. „Aech! äch! äch!“ seggt de, as wenn em dat of keenen Spoos moken deit. Stöhn du man, uns heft of keener beduert, wenn wi de Tüffel vull Woter kreegen!

Wo is updstunds noch een Pütten? Döschflegel, höltern Ploog, Püttens, wo ball ward'n de vergeten sind. „Weg dormit! Wat fall dat?“ hirt dat. Dat dormit awer een Stück Dörppoesie vör immer verloren geiht, doran denkt keener.

## Vom Schatzberg.

Nacherzählt von P. P e t e r - S c h ö n e b e r g .

Gleich beim Dorfausgang, da wo der Weg nach Strasburg jezt gepflastert ist, lag ein kleiner Hügel. Immer mußten die Fuhrwerke über diesen Hügel hinüber, und immer fluchte man, denn einmal ging es bergauf und dann war der Weg so schräg, daß es schon ein Glück zu nennen war, wenn der Wagen nicht umfiel. An einem nassen, kalten Novemberabend war auch ein Fuhrmann aus Friedland mit Waren nach Strasburg unterwegs. Schon mit Mühe war er bis zum alten Krug in Neuenfund gekommen. Nun hieß es noch die letzte Strecke mit den müden Pferden zu überwinden. Mit aller Kraftanstrengung zogen sie den Wagen bis auf die Höhe. Schon schien alles gut, da brach ein Rad auf dem schrägen Wege, und unter großem Poltern fiel der Wagen um. Wortlos raufte der Kutscher seine Haare. Plötzlich stand neben ihm ein Männlein, welches ihm eine Schaufel mit glühenden Kohlen entgegen hielt. „Nimm dat, nimm dat“, sagte es. Aber der Kutscher war so verzweifelt, daß er gar nicht darauf achtete, sondern in den Krug zurücklief, um Hilfe zu

holen. Als er nach geraumer Zeit mit anderen Männern zurückkam und sie bei Licht das Unglück überblicken wollten, fanden sie auch die kleine eiserne Schaufel und auf ihr glühende Kohlen. Sie benutzten die Gelegenheit und wollten sich ihre Pfeifen daran anzünden, aber, o Wunder, so viel sie auch von den Kohlen auf ihre Tabakspfeifen legten, immer verlöschten die Kohlen und zündeten nicht. Schließlich gaben sie ihr Vorhaben auf und richteten mit vieler Mühe auch ohne qualmende Pfeife den Wagen auf. Mühsam zogen die Pferde den schweren Wagen nach Strasburg. Die Helfer aber kehrten langsam in den Krug zurück; als sie sich dort bei einem Glas Bier die Pfeifen anstecken wollten, bemerkten sie, daß dieselben ganz dünn vergoldet waren und einer, der bei dem vergeblichen Versuch, mit den Kohlen auf dem Schatzberg Feuer zu machen, eine dieser Kohlen in seine Pfeife getan, hatte sogar kleine Goldkörnchen darin. Hätten sie doch bloß die Kohlen gesammelt, die der Zwerg dagelassen, sie hätten Geld genug für ihr Leben gehabt!

Am 11. Sept. 1930 verstarb, erst 59 Jahre alt, auf einer ärztlichen Studienreise in Stockholm

## Sanitätsrat Dr. Hugo Niemer.

Von Geburt Westfale, hatte er sich nach Studien- und Ausbildungsjahren in Freiburg, Greifswald und Berlin 1897, im Alter von 26 Jahren, in Prenzlau als Arzt niedergelassen. Durch Persönlichkeit und

Können gelangte er bald zu einer großen Praxis. 32 Jahre hindurch galt seine überaus erfolgreiche Lebensarbeit der neuen Uckermärktischen Heimat. — Dank ungewöhnlicher Fähigkeiten und einer unermüdbaren Arbeitskraft war es ihm möglich, sich im Laufe der Jahre neben der Ausübung seiner umfangreichen Praxis noch umfassende Kenntnisse auf dem Fachgebiet der medizinischen Röntgenkunde zu erwerben. Er begründete zunächst aus eigenen Mitteln ein Röntgeninstitut. Das allgemeine Vertrauen zu seinem Können zeigte sich, in-

dem ihn die Kreisverwaltung beim Bau des neuen Kreiskrankenhauses zunächst als Berater bei der Planung der Röntgenabteilung zuzog und ihm dann deren Leitung übertrug. Die vorbildliche Einrichtung und Organisation des Institutes ist sein Werk.

Dem Studium der auf dem jüngsten Gebiet der medizinischen Strahlenbehandlung, der Radiumkunde, besonders vollkommenen Einrichtungen der schwedischen Hauptstadt galt seine Reise nach Stockholm im September 1930. Hier traf ihn am 11. September ein plötzlicher Tod. Mit-

ten in vollem Wirken brach er zusammen, nachdem er schon Monate lang körperliche Beschwerden mit gewohnter Energie unterdrückt hatte.

Voraussetzung für die Art und den Umfang seines Wirkens waren reiche Begabung und nie erlahmende Arbeitskraft, darüber hinaus aber eine hohe ideale Berufsauffassung. Sein berufliches Wirken war beherrscht von dem unbeugbaren Willen zu strengster Pflichterfüllung!



Eine ungewöhnliche Autorität genoß er als Arzt. Unzähligen hat er aus reichem ärztlichen Können, aber auch aus gütigem Herzen heraus geholfen. Von seinen Untergebenen verlangte er, entsprechend den hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, vorbildliche Arbeit, er war dabei aber ein gerechter, wohlwol-

lender Vorgesetzter. Trotz der Fülle der auf ihm lastenden Arbeit blieb der Verstorbene bis zuletzt ein froher Mensch, der dankbar die kurzen Stunden der Ausspannung genoß. Ohne ein offenes Wort am rechten Ort zu scheuen, bestätigte er die Erfahrung, daß Menschen mit reichem Wissen und großem Können, frei von Überheblichkeit, auch andern Meinungen gerecht zu werden wissen. — Unvergessen wird sein Andenken bleiben denen, die ihm menschlich näher traten, den Behörden u. Kollegen, die mit ihm arbeiten konnten, den vielen, denen er als Mensch und Arzt geholfen hat!

# Vom heiligen Herd.

Von Professor Robert Mielle.

Wer denkt wohl heute, wenn er am Ofen oder am Heizrobre sitzt und seinen Kaffee schlürft oder seine Pfeife raucht, an die gewaltige Entwicklung, die zwischen dem brennenden Holzfeuer und der modernen Zentralheizung liegt! Unsere Vorfahren hatten ein dankbares Gedächtnis für die Wohltat des Feuers und seinen Einfluß auf den Menschen. Der Herd war der Mittelpunkt des Hauses und der Verehrung der Gottheit; im Feuer vollzog sich die Reinigung und Heilung von Krankheiten von Tier und Mensch; noch sind die Oster- und Johannisfeuer auf dem Lande nicht völlig verschwunden. Ist es nicht auch kennzeichnend, daß die Völker der heißen Zone, denen die Sonne reichlich Wärme spendet, für den Weltuntergang das Bild von der Sintflut erdacht hatten, während die Bewohner des kälteren Klimas sich das Schlußdrama der Welt im Feuer vorstellten, das Erde und Menschheit verzehren würde! Noch im 18. Jahrhundert war das Bild nicht verblaßt; auf einem Kirchhofspfeiler des vor den Toren Berlins gelegenen Beelitz liest man die eindrucksvollen Worte:

Gottes Sohn wird siegen,  
 Wenn auf der Engel Feld Geschrey  
 Die Gluth dies kleine Welt Gebäu  
 Wird in die Asche legen.

Man ahnte, indem man es verehrte, die furchtbare Macht des Elements. Im Feuer war unser Globus entstanden; mit Feuer hat die Natur das keimende Leben über den Erdball verfolgt, wenn der Blitz aus geheimnisvoller Höhe herabblöhte und die Lebewesen erschreckte. Als V ern i c h t e r trat das Element in den Gesichtskreis des Menschen. Aber er hat auch seine wohltätige Macht erfahren und den schwelenden Brand zu erhalten gesucht, der ihm Wärme spendete. Kein Forscherauge wird soweit in die Vergangenheit dringen können, um den Zeitpunkt zu erspähen, an dem der Mensch einst den göttlichen Funken eingefangen hatte, kein Mensch auch die Wandlung ermeßen können, in der sich das Furchtbare eines Naturereignisses milderte in den gezügelten Brand des Herdes. Doch als

ein Geschenk der Gottheit ist das Feuer schon seit alter Zeit verehrt worden. Sage und Brauch haben es poetisch umrankt und seinen Einfluß auf die Kultur bis in die Gegenwart anerkannt. Denn mit dem Augenblicke, in dem sich der Mensch das Feuert dien st b a r machte, an dem der Brand zum Opfer und für das Haus emporloderte, beginnt die Kultur von ihm auszustrahlen. In der Sage von Prometheus, der — um den Menschen das Feuer zu bringen — es den Göttern stahl, und der zur Strafe an den Felsen geschmiedet wurde, bezeugt sich die Erkenntnis, daß es ein jenseit der Menschheit liegendes Element ist, dessen Wohltat mit dem Einsatz der Persönlichkeit erkaufte wurde.

Der Herd, auf dem das Feuer nie erlöschen durfte, und das in einem solchen Falle nur im kultischen Brauch wieder entzündet werden konnte, ist daher mit Recht der räumliche und geistige M i t t e l p u n k t des Hauses und der Familie; das Feuer selbst ein heiliges Element. Seine Verehrung war besonders bei den Indogermanen verbreitet, die in ihren Hauptvertretern, den Indern, Griechen, Römern und Germanen schon vor mehr als 4000 Jahren zur Ausbildung von Feuerkulten kamen. Wir wissen von den Vestalinnen, daß sie in dem, als Mittelpunkt des alten Rom angesehenen Tempel das Feuer zu schüren hatten, und erinnern uns, daß die römischen Hausgötter, die Laren, ihren Sitz an dem Herde hatten.

Und das war im sommerwarmen Süden. In unseren Breiten kann der Mensch noch weniger ohne Feuer auskommen. In den geologisch nicht ganz sichergestellten Kalktuffen von Taubach bei Weimar ist ein Brandplatz gefunden aus einer Zeit, die mindestens zehn Jahrtausende zurückliegt. Nicht selten stößt auch der Pflug im Acker auf eine Steinsetzung, die man meist achtlos entfernt. Man macht sich in der Regel darüber keine Gedanken, wundert sich allenfalls, daß in ihr Holzkohlenreste, vielleicht auch Scherben und Knochenstücke eingebettet sind. Es ist ein alter Herd, aus Steinen roh aufgeschichtet und bisweilen in

einer flachen Grube versenkt. Früher nahm man an, daß die Erbauer ihre Feuerstätte einst auf freier Flur angelegt hatten; heute sind wir infolge verfeinerter Untersuchungsmethoden imstande, auch die ehemalige Hütte nachzuweisen. Solche Erdhütten mit den Holzpfosten sind in den letzten Jahren recht

widelte Backöfen erfunden waren, selbst Röhrenöfen aus Ton sich nachweisen lassen, und die Warmluftheizung der Römer, die sich bis in die Zeit der Gotik — Schloß Grimnitz bei Joachimsthal zeigt sie noch — erhalten hatte, erst im vorigen Jahrhundert von neuem erfunden werden mußte. Es mutet an,



Steinherd von Buch.

häufig gefunden; in dem von Dr. Rieckebusch in Buch bei Bernau erforschten bronzezeitlichen Dorf sind allein 92 Hausstellen festgestellt worden. Vergewegenwärtigt man sich die von demselben Forscher im vorigen Kalender beschriebenen gewaltigen Grabanlagen bei Wollschow, dann darf man hoffen, daß eines Tages auch die Siedlung mit ihren Häusern und Herden ans Tageslicht tritt. So ein Herd sieht allerdings recht bescheiden aus. Daß er sich aber in dieser bedürfnislosen Form jahrtausendlang erhalten hat, ist insofern etwas überraschend, als neben solchen Urfeuerstätten bereits hochent-

als ob der Mensch aus frommer Scheu vor der Heiligkeit des Herdes ihn in dieser altertümlichen Gestalt erhalten wollte.

Zahlreiche Bräuche, die noch vor einem Menschenalter bekannt waren und es stellenweise vielleicht noch sind, bezeugen diese kultische Stellung des Herdes. Auch in der Uckermark kennt man die Helle oder Hölle, den dunklen Schacht zwischen der Wand und dem Ofen. Wir entsinnen uns dabei vielleicht mancher Sage, nach der die Seelen Verstorbener am Herde geistern oder Kobolde, Pucks, Heinzelmännchen und andere, dem Menschen meist freundlich gesinnte Geister am Herde ihren Aufenthalt haben. Der Name Hölle als Eingang in die Unterwelt liegt daher recht

nahe. Mit der Hölle Luzifers hat das Wort allerdings nichts zu tun, da es von helan = hehlen, verbergen herzuleiten ist und als häufiger Flurname eine Grube, eine Schlucht anzeigt, also erst nachträglich auf den geheimnisvollen Spalt übertragen worden ist. Immerhin ist die Ideenverbindung mit den Herdgeistern vollauf berechtigt.

Milch gegen den Herd gespritzt; man hing Zwiebel und Knobloch, die am Dreikönigstage (6. Januar) geweiht waren, in der Nähe des Herdes oder über dem Ofen auf und entzündete die Herdfeuer mit dem vom Judasfeuer am Charfreitag gebrachten Kohlen, um das „heilige Licht“ zu erhalten. Von diesem Judasfeuer warf man bei Gewittern geweihte



Schwibbogen  
in Möblich  
(Prignitz).

Man bringt das Wort Herd mit Erde zusammen. Sicher ist, daß die ältesten Herde aus Steinen und Erde bestanden, und daß die letztere zauberische Wirkungen ausüben konnte. Die Tatsache, daß 1744 ein Mädchen angeklagt war, Erde vom Herde für Zauberei entnommen zu haben, bestätigt diesen Zusammenhang. In mehreren Sagen verlangten die unschädlich gemachten Geister, daß sie unter den Herd gebannt würden, wo man sich den Aufenthalt der Seelen dachte. Hier oder an der Brandmauer über dem „Wichtelstein“ hatte der Hauskobold (Kobold = Kobwale, der der Kowe, d. i. des Hauses Waltende) seinen Platz. Hier wurden den Seelen auch Opfer gebracht. Am Allerseelentage (2. November) wurde in katholischen Gegenden

Palmkästchen und Kohlen auf den Herd oder geweihte Palmen und Kerzen, um dem Blisthage vorzubeugen. Den ersten ausfallenden Zahn des Kindes soll man hinter den Herd oder in die „Helle“ werfen. Kranke verbrennen geweihte Kräuter auf dem Herde und klagen ihr Leid den Herdgeistern. Und die Ofentöpfe, die früher üblichen zwei eisernen Häfen, die stets warmes Wasser enthielten, dienten zum Weisagen. Entleert man sie während der Christmette um Mitternacht und sieht hinein, dann erfährt man die Zukunft. Die alte Sitte, die Obstbäume, das Vieh, das Haus und die Bienenstöcke am Charfreitage zu begießen, um sie zu sichern und ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, erhält besondere Kraft, wenn man etwas Wasser aus dem Ofentopf

hinzutut. Es steht damit im Einklange, daß man das Hasenwasser beim Begräbnis eines Hausbewohners ausschöpft, oder daß man neugekaufte Hühner mit den Füßen in das Wasser taucht, um sie an den Hof zu gewöhnen. Wenn wir weiter im Auge behalten, daß die Kohlen in den Los- und Rauchnächten (25. Dezember bis 6. Januar) die Zukunft verkünden, daß die Kohlen vom Judas- und dem Johannisfeuer heilbringend sind, dann versteht man auch, warum bei vergrabenen Schätzen glühende Kohlen anzutreffen sind, warum Rübezahl und andre gute Geister den Menschen Kohlen reichen, die sich hernach als Gold erweisen, eine treffende volkstümliche Andeutung des Herdsegens, wenn an ihm tüchtige Frauen schalten und des Hauses Glück bewahren und bezeugen, daß eigner Herd Goldes wert ist.

Die erhaltende und verjüngende Kraft des Herdes findet in der altsächsischen Sitte einen sichtbaren Ausdruck, an der angeruften Wand einen großen Lebensbaum mit weißem Sand als Sinnbild der Jugend und des Gedeihens anzubringen, der mit seinen aufsteigenden Aesten, wie die Rauchschwaden, nach oben weist. Die Verbindung dieses uralten Symbols mit dem Ruß ist kein Zufall, denn der letztere ist ein Schuhmittel gegen Hexen. Darum fahren die Hexen am Walpurgistage (1. Mai) auf dem Besen oder der Ofenkrücke durch den beruhten Schlot hinaus auf den Blocksberg; wer um Mitternacht hindurchsieht, erkennt die vorüberziehenden Hexen des Ortes; wer aber in der Christnacht eine Totenbahre erblickt, weiß, daß er im kommenden Jahre sterben wird. Der Zauber wirkt sich auch auf Abwesende aus. Hängt man etwas von einem Feinde: Haare, Kleidung, Werkzeug usw. in den Schlot oder in den Rauchfang, dann trifft jenen Abmagerung, Abzehrung, Tod. So verbindet sich das Gute mit dem Bösen in dem Kult des Herdes zu einem üppigen Gestrüpp von Aberglauben und Sinnigkeit, deren Wurzeln tief in der Urzeit stecken. Und nicht ohne Beziehung auf diese geheimnisvolle Weihe sagt Hunding zu Sigmund in der Wagnerschen Walküre: „Heilig ist mein Herd, heilig sei dir mein Haus“.

Bei solchen geheimnisvollen Beziehungen liegt es nahe, daß das schwelende Holz auch zu bestimmten Rechtsanschauungen Veran-

lassung gegeben hat. Nicht selten ist die Grenze eines Landstückes oder einer Gemeinde über den Herd oder durch den herabhängenden Kesselhaken gezogen. Vor diesem, der sogenannten Hable, fanden oft die Tausen statt. In dem benachbarten Pommern und vielleicht auch in der Uckermark legte man den neugeborenen Erdenbürger, um ihn vor Hochmut zu bewahren, unter die Ofenbank oder schob ihn, damit er das Schreien verlernte, in die Helle. Um den Herd, soweit er noch frei im Hause stand, wurde die junge Frau bei ihrem Einzuge herumgeführt, oder man ließ das Feuer ausgehen, um es beim Eintritt der neuen Herrin wieder anzuzünden, entweder, daß man sich den Brand vom Nachbarn lieb oder ihn durch Reiben zweier Hölzer erzeugte. Wenn die junge Frau mit dem Kammer- oder Brautwagen, der sie und ihre Habe bringt, vor dem Hause hielt, dann trugen sie die starken Arme des Gatten an den Herd, ohne daß ihr Fuß den Boden berührte. Auch die neue Magd wurde dem Hause verpflichtet, indem man sie dreimal um den Kesselhaken leitete oder sie durch den Rauchfang sehen ließ. Selbst der tote Besitzer wurde in einzelnen Gegenden vor dem Herde eingeseget, an dem er den Hof einst dadurch rechtlich übernommen hatte, daß man den Kesselhaken auf- und niederzog oder das absichtlich gelöschte Feuer feierlich wieder anzündete.

Es liegt ein tiefer Sinn in solchen Bräuchen, durch die man einst symbolisch die Treue zum Hofe und zum Volkstum zum Ausdruck brachte. Hatte einer durch schlechte Wirtschaft oder durch ein Vergehen das Unrecht auf seine Dorfgerechtfame verwirkt, dann löschten die Nachbarn das Feuer auf dem Herde, eine sehr ernste Handlung, die dreimal wiederholt wurde, wenn einer seinen Hof und seine Heimat aufgeben wollte. Erst wenn dieser Hinweis auf die Schwere seines Entschlusses unbeachtet blieb, war er los und ledig aller Pflichten und Rechte, wurde er elend, d. h. heimatlos. „Wo das Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein“ behauptet der Volksmund. Und das Herdfeuer sichert Gesundheit und Besitz. Es darf nur an bestimmten heiligen Tagen verlöschen und wurde, um die Glut für den nächsten Tag zu erhalten, wie bei dem modernen Grude-Ofen, mit Asche bedeckt.



drige Bank aufgemauert und erhielt dann einen offenen, oben rundbogig abgeschlossenen Aufbau, den Schwibbogen, der äußerlich einem Kamin gleich, aber keiner ist, weil ihm der Rauchabzug fehlte. Der echte Kamin kam aus Frankreich über Flandern nach Deutschland, hat aber nur in Burgen und Schlössern Verbreitung gefunden, aber er hat in anderer Weise seine Karte in allen deutschen Häusern abgegeben. Da die Vereinigung von Feuerstätte und Rauchfang bei den Römern als *caminus* bekannt war, so kam mit der Sache auch die Bezeichnung *caminata* zu uns, wandelte sich in *cheminata* um und gab dem Heizraum der mittelalterlichen Burg den Namen *Kemnata*, um schließlich zu unserer *Kam m e r* zu verflachen, die also ursprünglich ein Wohngeleß mit Heizvorrichtung war.

Unser norddeutsches Bauernhaus ist ein Einfeuerhaus, d. h. es schloß nur eine Feuerstätte für Kochen und Heizen ein. Das blieb bis gegen 1800, aber noch wird der Ofen

oft vom Herdraum aus geheizt. Als sich die Abtrennung von Wohn- und Herdraum durchsetzte, hatte man im nordwestlichen Deutschland, um die ehrwürdige Stellung des Herdes nicht anzutasten, einen kastenförmigen, meist eisernen Ofen in die Wohnstube gestellt, die man als *D ö n s e* oder *D ö r n s e* bezeichnete, ein Ausdruck, der auch in der Uckermark weit verbreitet ist, der indessen *k e i n e* Ofenstube bezeichnet. Mit der Abtrennung der Küche hat der Herd seine altertümliche Weihe verloren, aber das Herz des Hauses ist er geblieben. Der „Segen des häuslichen Herdes“, den der elsässische Dichter Johann F i s c h a r t im 16. Jahrhundert rühmt, ist unabhängig von der Gestaltung der Feuerstätte. Möge er auch unter veränderten Verhältnissen dem deutschen Hause treu bleiben, und das Wort *Wotans*, der zu *Mime* in die Schmiede tritt: „Dem wegmüden Gast gönne hold des Hauses Herd“ auch für das gastoffene Haus der Zukunft Geltung behalten!

## Merkwürdiges aus der Geschichte Prenzlaus.

Nach der Sektischen Chronik von R. S e n d k e - Prenzlau.

### 1. Das Interdikt.

Im Jahre 1360 wurde die Stadt Prenzlau von dem Offizial des Bischofs zu Kammin Johann Scryver, der seinen Sitz in Stettin hatte, mit dem Interdikt belegt, weil sie einige Juden in ihren Mauern aufgenommen hatte. Die Kirchen wurden geschlossen, der Gottesdienst untersagt; auch durfte kein kirchliches Begräbnis gewährt werden. Das Interdikt, diese furchtbarste Waffe der Päpste, wurde im Mittelalter von der katholischen Kirche nicht selten gegen Länder und Städte verhängt, deren weltliche Obrigkeit sich ihren Maßregeln widersetzte. Zu einer Zeit, als das ganze geistige Leben und Interesse der Bevölkerung fast ausschließlich von der Kirche und ihren Institutionen beherrscht wurde, mußte das Interdikt geradezu verheerend auf die Gemüter einwirken. Der Rat und die Gerichtsbarkeit von Prenzlau bevollmächtigten daher zwei Abgeordnete, und zwar den Geistlichen Otto von Barsorp und den Bürger Lüder Kranepul, gegen das Interdikt zu appellieren und die Aufhebung desselben bei dem genannten Offizial oder den sonst zuständigen Instanzen durchzusetzen. Wann und unter welcher Bedingung ihnen dies gelang, meldet Sekt nicht. Er schließt seinen Bericht mit

den Worten: „Wie sehr ist doch das zeitige tolerante Jahrhundert zum Ruhm der Menschheit über den damaligen Religionshaß erhaben“.

### 2. Die erste Kanone in Prenzlau.

Im Jahre 1433 schloß der Prenzlauer Rat mit den „Stückgießern“ Johann von Lavebo und Johann Panzermern einen Vertrag wegen Gießung einer Kanone. Sekt berichtet, daß der notariell aufgenommene Kontrakt viele Sicherheitsvorbehalte enthielt für den Fall, daß der Guß nicht gelingen sollte. Wie groß das Geschick war und wieviel es gekostet hat, wird nicht berichtet.

Daß der Guß gelang, geht übrigens aus einer anderen Stelle der Sektischen Chronik hervor. Es wird dort bemerkt, daß eine Abteilung feindlicher Pommern, die während der späteren Kämpfe mit den Brandenburgern in Prenzlau eindrang und, zurückgeschlagen, sich im Stettiner Torturm festsetzte, erst kapitulierte, als man in der Baustraße eine Kanone gegen sie auffuhr. Ueber den Verbleib des Geschüzes weiß Sekt nichts zu berichten. Vermuten läßt sich, daß die Kaiserlichen unter Wallenstein es hinwegführten, als sie 1627 die Belagerung von Stralsund vorbereiteten.



# Falter und Rosen.

Von Erich Sendte.

Zeit in Duft und Farbenrausch,  
Zeit der roten Rosen,  
Die mit Faltern, Tausch um Tausch,  
Sehend, nehmend kosen.  
Wie sie keck im Winde wippen,  
Wie die Schelme schüchtern nippen  
Und auf blutdurchpulsten Rändern  
Prunken mit den Farbenbändern.

Sehnsucht stirbt jetzt im Genuß,  
Wenn die Kelche quellen,  
Und wenn sich im ersten Ruß  
Luft zu Luft gesellen.  
Ist auch westwärts hinter Hügeln  
Schon das Taggestirn gesunken,  
Zittern aus den Kelchen, Flügeln  
Noch verlor'ne Sonnensfunken.

# Grundstige.

Von Erich Sendte.

Schwüle lastet schwer auf trägen Tieren,  
Müde Menschen mehr und mehr ermatten,  
Glanzlos geisterhafte Augen stieren  
Auf die Dinge rings, die Sommerfatten.

Fahl und fahler färben sich die Fernen,  
Bleich und bleiern sackt die Sonne sachte,  
Bis sie dann, verdeckt von Wolkenkerenen,  
Deren Ranten lichterloh entfachte.

Sonnenselig einst aus seinen Hüllen  
Sprang der Sproß und schwang dem Licht ent-  
Mag in dieser grauen, stückig stillen | gegen,  
Atmosphäre nun nicht mehr sich regen.

Mähtlich fährt in blaue Wolkenballen  
Ein Sichregen und ein Sichbewegen,  
Auf die durstgequälte Erde fallen  
Langsam, lässig, gold'ne Tropfen Regen.

Jäh zerschlist ein Bliz die Wolkenwände,  
Wellend fährt ein Knall aus Höllenrauchen,  
Mensch, was bist du! wenn die Schöpfer-  
Ungezählte Kilowatt zerkrachen. | hände



Zeichnung von Leo Wiefe.



# Krempstäbel-Wellert.

En Geschicht middwegs ut dat vörrig Johrhunnert.

Berelt van Ernst Ziemendorf.  
Biller hett Wilhelm Keding teekent.

Krempstäbel hett he anhatt den Dag, as de Himmel öwer em intweibräken dār, as de Erd unner em to bāwern anfung, den Dag, an den he en stillen Mann würr. Krempstäbel hett he anhatt sien lewlang. Dat Wautschen in dat Woter, dat Plümpern, dat Fischen leeg em in de Lumm'n. Va sien Boder harr he dat arwt. De leeg ook Sünnitag för Sünnitag an den See un up den See, un't Warteldogs ook noch, wenn en de groot Buerwüirtschaft fri geben dār. Mit den weer he mitwest as Jung, harr mit em angelt un puppt un Rüfen leggt un Kräwtörw un Olschnör, un harr va em lehrt, den Hätt-speer to schmiten. He was dor mit biwest, dunn as de Oller den grooten Hätt an'n Puppshofen harr, harr den Hätt öwert Loomloch halw rut seh'n. Mof harr de upp'n Kopp hatt. He harr't mit anketen, wo dat Beeft dat Mul uppreten un den Potfisch utspuckt harr, as Schmedd Scharmei sien Priem. Weg weer he west, unner't Is runn. As untkloof weer sien Boder üm dat Pupploch rümmtrampelt. De groot Hätt! — De Oller harr en nicht werra to seh'n krāgen. Awer noch upp sien Starwbedd, as de Lungentzün-

dung, de he sich bi dat Plümpern holt harr, an em rümmreet, harr he sich mit den grooten Hätt wrauscht. Dat was den Harwst, as sien Willeme torüggkommen dār ut Potsdam. He harr dor bi de erst Estadron Gardekor sien veer Johr friwillig runnreten. So'n Flügelmann harr de Schwadron nich immer uptowisen hat. Willeme Wellert harr dat nich blos in de Läng, de harr dat ook in de Breid. De harr nich blos Knofen, de harr dor ook wat upp. Dok den langbeenigsten Trafekner kreeg he ohn Sodel un Stibögel natt un möd un wees em den Meister. Wo gār harr'n se en dorbeholten, Rittmeister Grof Plotow un sien Wachmeister. Awer dat ging denn doch nich, Untroffzier spālen mit de groot Buerwüirtschaft in Sicht. Dat weeren mit Mudderarw an söhhunnert Morgen. Un denn weer dor den Köster sien Marie mit de dicken flässern Zöpp üm den Kopp, un denn — un denn weer dor noch de Kätelsee un dor in de groot Hätt. Mit de Untroffzertreffen an den witten Reserwekuller kamm Willeme Wellert no Hus, un veer Wochen späder ging he hinner dat Sark va sien Boder her. Mudder, de schlöp all längst dor boben tenn' de Kirch.

\* \* \*

Au heet dat tofoten för den jungen Buern. Un he föt to. S' morgens was he de Erst upp'n Hoff un't Obends de Leht. Awer't Sünnidogs nohmiddogs, denn harr em de See un't Obends de Köstermarie. Dat wull woll männj een ut de Fründschaft nich in den Krom passen. In de Wüirtschaft dor hört doch en Buermäten rin. Dok an Friwarwers fehlt dat nich. Awer de jung Buer wüßt wat he wull, un as de Strätfohr rümm was den anner'n Harwst un dat Truerjohr ook, dunn föhrt Willeme Wellert mit Marie Krāgenos noh Beschenken. Un tum Frühjohr, as tofāht was, dunn würr Marie Jungstu upp den Wellertschen Hof.

\* \* \*

Dat Glück was groot, so groot, as dat man sind kann, wenn twe jung Lüid sich kregen hebb'n, de sich goot sind. Gesund weeren de beiden va Liv un Seel, un de Sorg, de truet sich nich dörch dat Hoffpoort, väl weniger noch öwer den Stubendörstüll. Bäl Gedoh un Geschmüster un in Zucker gestippte Defelnoms harr'n se vör de Lüid nich, Willeme Wellert un sien Fru. Se keeken sich an un lachten sich ees to, un wüßten denn, wo goot se sich weer'n. Un Knechts un Mākens kregen ook ehr Deel af va dat groot Glück. Wenn de jung Fru upp den Husdörstritt stund un „Kommt rin“ roopen dār, denn leet keen lang



he ut, wat des Krempstübel hergeben, immer een grooten Schritt för twe jädlichen. As he dörch dat Poort stofst, kümmt grod Krüschö Kleihanns ut'n Stall, de in'n Harwst va d' Schwedter Drejuner los komm'n is, hett den veerjohreschen Wollach va't tweet Gespann upp-gesodelt an'n Tögel, schmitt sich röwer, röppt: „Buer, ick sall noh'n Doktor!“ is van Hoff runn un jopt Karrier de Dörpstrot lang. — Nu keem he rin, de Buer, noh sien Marieken. Awer de Fruenslüd wullen dor nich hebb'n. Se schöben 'n sacht ut de Dör rut. Uppen Flor stund he un tögert, un de Angst kröp em an't Hart ran. Denn ging he noh d' anner Sied röwer noh d' Lüdenstuw rin. Upp un af leep he dor, un immer gröter würr de Angst. Denn fung he an to beden, hett sich upp de Kneen schmeten un hett bed't. Denn werra hett he noh de Klock teken, de oll groot Schwartzwäller. Awer de ehr Wisers wullen gor nich wira un se bleew immer enerlei bi ehr langzomes Tid-Tack. Un werra stund he vör de Dör noh de Wochenstuw und harr de Hand upp den Drücker. Nu löten se em den Willen, nu dürrst he sien Marieken ees in de hangen grooten Dgen sehen, dürrst ehr Hand foten un dürrst se ees flüstern hörn: „Mien leew Willeml!“ Wat weer he för'n starken Mann un nu künn he nich helpen, gornich helpen. Denn leep he werra rut, öwer'n Flor röwer noh de anner Sid, keef werra upp de Klock, stund vör d' Huesdör, ging öwer'n Hoff, reet en Stalldör upp, stellt sich denn vör'n Doorweg un keef de Dörpstrot runn. Endlich, endlich kamm de Dokter. He reet van Wogen, driückt em de Hänn'n as in'n Schrumstod: „Herr Dokter, helpen s'.“ — Awer de künn hier ook nich mehr helpen. Uns Herrgott ging mol werra een va sien wunnerlichen Weg. Dat Minschenhart schrigt: „Wohenn?“ Awer keen Wegwiser giwt Utkunft. Un de Minschenverstand weimert: „Woriüm?“ Awer keen Antwoort kümmt. As de Märzsunne mit ehr lezten Strohlen den Gäbel va dat Buerhus aflüchten dör, dunne weeren de Fenster dor tohungen un all's weer still. Still de jung Fru dor upp ehr leht Loger mit dat in Linn'n gewickelte quode Bündel in'n Arm, womit se ehren Mann harr so riek un glücklich maken wullt un wo-dörch se en nu so arm un älend makt harr. Still ook de Mann, de upp den harten höltern Brettschemel dorbi seet — för immer en stillen Mann.

\* \* \*

Dat Leben ging wira. Willem Wellert was Buer un bleew Buer. En Buerfru kann starben, awer en Buerwürschafft darf nich stillstohn. He was Fischer west un bleew Fischer. Weer de See

solang sien Tidverdriv un Bergnügen west, nu müßt he en hebben, nu harr he 'n nödig. Wenn dat gor to dull in em uppbegehren dör — alleen upp dat Boter hinner de hogen Schülpwänn, dor würr em ruhiger. He deelt sich tüschen de Würtschafft un den See. Wat jentsid va de beiden vorgohn dör, dat kümmer em wenig. En stillen Mann weer he, awer en Mann. Bernohlässigt würr nüsch. De Krempstübel kreeg he nich väl va de Föt runn. To Gottid un in'n Aust, bi Regen un Schnee, he harr bal keen anner Footwart. Wat en annern Minschen möd un de Knochen mör makt harr, dat schient he mit sien Niefenkörper nich to estmeern. Red't würr, wat nödig was, vertellen dör he nich, lachen hett en keen mehr hört. Gens awer gaw dat, dat holt'n weg, runn va den See, rut ut de Würtschafft. Wenn dat störm dör, denn stünd he nich. Dof sien Lüid wüßten Bescheid. Keem Fülerlarm, denn würr affsträngt, Wogen un Floog bleben stohn, un t' nachts, wer va de Perdknecht am ersten uppschirrt kreeg, de harr en Schinken bi em in'n Biem. Brennt dat uterhalb, denn sodelt he sich den Wollach, upp den Krüschö Kleihanns dunne noh 'n Dotter jopt was. Keem he an de Brandstüd, denn güll sien Woort. Geew dat dor wat to wogen, he wogt dat. As dunne in Woplin de een ganz Dörpsid runnbrennen dör, hett he dre Minschen ut' Fier holt. Riks Bumanns, Boben-Bumann sien Fru, weer noch ees in't Hus lopen, wull bi d' Lod un wenigstens de harten Dolers redder. Dunne schütt dat oll Rohrdaß runn. Wellert kümmt an, runn va den Wollach, un dörch de Gäbeldör rin in't Hus. Rut kümmt he dörch Qualm un Fier, treckt de Lod an'n Griff, se geiht upp Röd, Riks Bumanns liggt beschwient öwer'n Deckel. Bi'n Preester is he upp d' Ledder dörch't Gäbelfenster stägen, dor boben schlopen de Zör'n, dat Daß brennt. In een Arm de beiden Quoden, mit de anner Hand an de Ledder, stigt he va boben runn. „Schön Dank“ nimmt he nich an. Awer wenn nüsch mehr to redder un antogeben is, denn geiht he noh'n Krog, sett't sich in een Eck un drinkt. Drinkt ook woll mehr, as süß en Minschen goot is, awer keen hett'n besopen sehn. — Noh'n Kirchhoff geiht he 't obends, wenn die Dörpstrot still un leddig is. De Nachtwächter hett't vertellt, de hett öwer d' Muer käken un hett sehen, dat he dor stohn hett, an sien Marie ehr Graw, de Hänn' vör sich gefolgt, den Kopp an dat Krüz gelegt.

\* \* \*

Betther harrn se in Seedörp immer noch in Stücken würtschafft't. Dreesellerwürschafft: Win-

terung, Sommerung, Prof. Schop un Röhj un Schwien un Godes, jera Hood harr ehr'n Höra, würr'n gemeinschaftlich höd't. In Kommün würrn de Weg instann' hollen, de Grobens rüemt. In Kommün würr de groot See fischt, de sich quer dörrch de innerst Feldmark leggen där. Mit Wellert'n sien Kätelsee was he dörrch

to ligger. Rittmeister Grof Plotow harr immer noch de erst Schwadron. He freut sich, as he sien Flügelmann Wellert werra to Gesicht kreeg, un wull bi keen annern in't Quarteer as bi em. De good Stuw würr em innrüemt un de Grof weer fif Dog Gast bi'n Buern. Wo leed där em sien oll Flügelmann un wo gären harr he em wat to goden dohn. De Gelegenheit fiünd sich. He reed to den Mol den grooten schwarten Hingst Kieraf mit en ellenlangen Stammboom. As Wellert dat Perd beleeben där, kamm de Grof mit en Börschlag, de den Buern un ollen Kavallristen bi al sien Verschlotenheit doch dat Hart hüppen leet. Körkommissionen gaw dat to de Tid noch nich. Un de söß-johrsch schwart Stoot, dat Handperd va dat tweed Gespann, weer of ohn Stammboom iimmerhen en Perd, wat sich sehen loten künn.



en Groben verbunnen. Nu süll sepreert warn. De Bonitöre weeren mit ehr Arbeit farig. Awer dat Plontodeelen, dat mök Kopptobraken. De söß Büidners harrn ehr Deel weg, of de dre Kohen. Nu noch de drüttein Buern. Vien Schulten seeten se werra un diskureerten. Gener müßt rut ut't Dörp, müßt Feldflüchter war'n. Fifuntwintig Morgen süll he Logow krien. Awer noch harr keen anbieten wullt. Dunn stund Willem Wellert upp un seggt: „Id war buten uppbuen. Upp de Fifuntwintig Morgen legg id keen Wert, awer de groot See is mien un de Kätelsee bliwt mien!“ Sien Better van't innerst Enn un sien Mutterbroder Gottfried Vandrow wullen afreden: „Kremp, bliw unner Lüüd, dor buten vergröwst du di iimmer mehr!“ He keef se an un antwoort blos: „Si hebben doch hört, wat id seggt hebb!“ Se würrn sich eenig. Krempstäbelwellert kreeg de Seen un würr Feldflüchter. As he alleen, dat was spääd worn, dörrch de Nacht noch Hus ging, brummelt he dörr sich henn: „In'n Kätelsee sitt he nich mehr. He is d' Frühjohrs ees utdört, den Groben lang un luert in'n Groten See upp mi; hebb'n müdd id en, den grooten Hätt.“

Sum Harwst geew dat Inquartierung. De Garr höl in de Gegend ehr Manöwer af. In Seedörp kemen en por Schwadronen Gardekor

Krempstäbelwellert hett uppbuet. De annern Buern hebb'n Hand- un Spanndeest leift, as sich dat uppen Lann'n bi'n Bu gehören deit. Wenn de Dörpstroot runngohn därst, denn küst dat Gehöft upp de anner Sid va den See ligger sehen. Groot un breet un gerüimig weer Hus un Stall un Schüen un Hoff. He harr dat jo dor to, harr mit nüschst sporen brukt. De Gorn weer anlegt mit Boom un Struk un Wittböken-Heck dorüm. Hinner Schüen un Ställ redten sich de jungen Pappeln. De Weg noht Gehöft ran harr to beiden Sieden Resperbööm. Dat oll Gehöft in't Dörp harr Koh Wittsteen löfft. Noch sehj alls en bäten koel ut upp Krempstäbelshoff, as de Lüed den Utbu döpt harrn. Willem Wellert württschaft't, württschaft't un fischt un reed. Den Husholt föhrt Tante Tiefbeth, en oll jung Mäken, sien Mudderschwester. De Bu harr dat so mit sich bröcht, dat de Buer öfter as süß noch de Stadt rin müßt. Awer alls wat he utwärts astomoken harr, dat würr bereden. Uppen Wogen steeg he nich. Krempstäbel an, de Sporen öwerschnelt, so kennten se em in de Gegend un Uemgegend, in de Dörper un in de Stadt. Oft keem he t' nachstens spääd ant't Hus. Awer de weer uppen Holtweg, de dor annehm där, in de Wirttschaft würr wat versüemt. Möd weer de Mann woll nich to krien un Narven weeren dunntomol noch nich begäng. Un wenn ichtens wo de roed Schien an'n Himmel hoch stien där, denn harr Kremp, so as se em oök nöm dären, in' Umsehend den

Wollach sodelt un bödelst los, milenwied oft, henn, wo dat Fier weer. Un brennen där dat in jenn Lied oft. De ollen Kohrdäker können sich man schlecht gegen den roden Hohn wehren. In Seedörp harr't brennt den Sommer dorup, as he ruttrect was. Wo keeken de Lüd, as Wellert to Plaz keem, eher as Woterwogen un Sprüh. Upp den Wollach weer he quer dörch den See schwommen.

\* \* \*

Mit de Wiel, ganz allmählich, würr dat en bäten mehr gewuffen un weniger gemockt utsehn upp Krempstäbelshoff. De Ostbööm in'n Goren un an den Weg kregen en Kron, de Heck würr krus un de Pappeln rekten den langen Hals un keeken bal öwer de Schüenföft weg. Dat schwart Hingstfölln Kieraß weer en stodsches Perd worn un dat würr Tid, dat Wellert den Hingst unnern Sodel kreg. De oll Wollach, mit den he so mänj mol dörch dick un dünn bi Dag un Nacht lososackt weer, wull nich mehr recht. Kieraß weer sien vörnehm Boder sien Nohgelot, un en Kärl as Wellert hört dorto, den to riden. Süß ging alls sien ollen Gang. Wenn de Buer ees fischt, urra unnerwegs weer, denn was iimmer noch de Grootspanner Hans Hoppenbarg dor, de dorvör grod stünn, dat de Wirtschafsmaschin nich utsett't. Un wat den Husholt anbetröf: Tante Liesbeth brukt keen Andriwer. De klooken Dörpschen, de prophezeit harrn, dor upp den Utbu, dor würrn de Lüd nich stohn, de ging dat, as dat de nimodschen Propheten meist-tid geiht: se hauten verbi. Wellert harr ke Hod iim Lüd. Die verfrieten Knecht un Daglöhners harrn in den nien Spiker ehr anständig Hüßing. De oll Stamm bleew, un wat tokommen där, dat stund ook. Alles ging glatt in de oll Leuf. Awer nun kamm wat Ries.

\* \* \*

Va Drossow is he kommen dat Mol, Krempstäbelwellert. Hett dor allerhand aftomoten hat bi den Fischer. Oll Meister Freeß liwert em iimmer dat Fischergeschirr. Dat weer all va jeruther so. Wat de oll Wellert was, de hett all iimmer good Friundschaft hollen mit den Drossowschen Fischer. — Noher hett he bi Bäcker Jostrow'n in de Gaststuw säten. En stillen Gast un bett in de Nacht rin de eenzigster. Bett Jostrow an to hojopen fung. Denn betohlt he, treckt den Hingst ut den Stall un schmeet sich röwer. „Sun Nacht, Jostrow!“ „Sun Nacht, Wellert! Na, denn kumm good noh Hus!“ „Wa't woll!“ De Hingst rammt de Rattenköpp va den Drossowschen Strotendamm, dat dat

funken där. Wid künn Bäcker Jostrow sien Gast nich nohken in de düster Harwstnacht.

As Wellert dörch den Griesbargschen Tanger riden deit, den Hollweg runn, fängt Kieraß mit ees an to schnuben un will nich wira. He frigt de Isen, geiht awer vör hoch, un as de Reuter em noch ees Külen un Sporn wisen deit, breckt he links ut un haut upp dat Dewer rupp. In dat Küffelwart dor boben bringt he em to stohn, stigt denn af un schlöpt de Tögel iim en Boom. He horft. Richtig, va de anner Sid Weg röwer kümmt en Jünsen un Weimern, as wenn en Kind in Wehdog stähnt. Dat Dewer runn un noch en dre, veer Krempstäbelschrid, denn steiht Wellert bi den Schneebornbusch un bückt sich runn. En quod Mäken ligt dor vör em, van Johrer Jöh, Jöben, titt mit ängstlich Ogen den grooten Mann an un rohrt jämmerlich. — Alleen is Wellert va Hus wegreden. Sülwanner, dat Kind vör sich uppen Sodel, kümmt he iim Middernacht upp den Hoff an. Tante Liesbeth würr ruttkloppt un kreg de Nacht noch allerhand to wunnern un to dohn.

\* \* \*

Ehr Bodern harr se Schlud holen süllt van Seedörpschen Kroog, en dreviertel Wiel Wegs midden in de Nacht. Se harr nich wullt, harr sich gruelt. Un wiel he unner Branntwien stund, harr he se verprügelt, harr s' binoh tonicht haut, de Kätelflicker Stoffel Kortschnider, un weer denn alleen lostüffelt. Früher hett he in Drossow sien stännigen Uppenholt hatt. Awer denn hett de Puttelj em unnerkrägen. Nu stroft he de Dörper in de ganz Uemgegend af, versöp, wat he bi Pottbinnen un Kätelflicker verdeent, un schlöp, wo he jüst en Loger finn' där. Sien Fru leeg in't Armensack upp en Drossowschen Kirchhoff. Dat Jöhr, de Marie, müßt mit em rümm-treden. Wenn he sich ees en ganzen Dag öwer in en Dörp upphollen där, schöw he s' ook woll mol in de Schoolstuw rin. Bäl profenteern där se dorbi nich. Möglich, dat he dis Nacht noch ees torüggkommen is un se sött hett. T' is ook möglich, dat em in de negst Tid eener dorhinn' hulpen hett, wo sien Marieken afleben is. Noh Krempstäbelshoff truet he sich awer nich ran, Wellerten kennt he. Wo he en Enn nohm hett, de Kätelflicker, wett keen. In de ganz Gegend hett he sich nich mehr blieden loten. Unner en dicken Barg wecke Ferren is Marieken Kortschniders den annern Morgen uppwoft. Ängstlich un schu hett se iimm sich käken. Schu un ängstlich is se ook bleben, as Tante Liesbeth sich iim ehr möhjt. Gegen Middag kamm de Buer



anner. Dor, nu wickelt sich doch noch een af. Un nu geschüht dat, nu. — He treckt an, de Fischbuer, un unner in't Woter treckt wat gegen, wehrt sich, tuckt un tarret. „Soken hollt!“ gnurscht de Mann tüschen de tohoopgebäten Tähn. Un de Soken höllt, de Schnoor höllt, Wellerten sien Fischgeschirr is in Ordnung. — Nu is de Kopp öwert Woter — nu liggt he upp't Is — de groot Häkt! — Deep holt de Buer Oden. He is dissen Ogenblick mit den Fisch alleen upp de Welt, ganz alleen. — —

„Helpt mi!“ — „Helpt mi!“ — „Onkel, help mi!“ Va de anner Sid See schallt dat dörch den dokigen Öbend in Dodesangst. Upp fohrt de Mann. „Marieten, id komm!“ böllt he un jogt öwer dat Is. „Id komm!“ He hett woll Flüchtten, de Minsch. Vör em bülgd sich dat upp, awer wenn't bräken mücht, is he all werra dor öwer weg. De Lippen de tucken, dat Kinn bewert em. „Herr Gott, stoh mi bi!“ stähnt he. Nu is he ran, — nu sackt he oof in. Awer de Vost un de Arm sind boben. Sien söß Foot Läng, war'n dat twölsf? He arbeit' sich wira. Nu hett he dat Mäken to foten, mit den rechten Arm höllt he se üm t' Liv, mit denn' linken stütt' he sich upp dat Is. Stütt' sich un breckt af, stütt' sich wedder, wedder breckt he af: Un dat lichte junge Minschenkind wart so schwer un de Krempstäbel trecken. Wedder stütt' he sich upp dat Is, wedder giwt dat noh, awer dat breckt nich mehr. He is an dat Geleg ran, dor is dat Is mit Krut dörchwussen. Un nu rut ut dat Woter. Minschenunmöglich schient dat, awer he hett't schafft. De Mann de den grooten Hingst noh sien Schenfeldruck danzen leet, de van't Morgensbett Öbends in Krempstäbel ging as anner Lüid upp Gutschen, he hett oof dat schafft, hett dunn Marieten upp denn' Arm nohm un noh Hus drogt.

\* \* \*

Krüschö Kleihanns is wedder noh'n Dokter jogt, so as vör achtein Johr. De Dokter keem, un diittmol kaptuleert he nich foorts vör denn' gnitschöwigen, klapprigen, knökern Gast, de sich dörch de Dör klemmt harr, as de Buer mit sien Last klatschenatt öwern Süll tummelt weer. Tante Liesbeth ehr Warmtruken un heet Muersteen un Komellentee harrn nich mehr anschlohn. De Lungentzündung weer dor bi de beiden, un nun wrangten se sich mit denn' Knochenmann. Wo wuracht dat Feuer den starken Buern dörch de Drern. Wo sett'en em de willen Dröm to. Mit den Häkt wrewischt he sich rüm, mit den Hingst quält he sich af un mit Marieten, mit de

beiden Marieten. „Marieten id komm, id help di!“ „Marieten, id blieb di jo trü, id kann'f doch nich versupen loten!“ — In de anner Stuw, dat Mäken, leeg ruhiger. Se stähnt af un an vör Wehdog, awer denn weer se wedder still, un ehr Lippen flisterten ditt un dat, awer kum to verstohn, un ohn Tosammenhang. De Dokter schlög beiden de Ora, so as dat dunn moft würr,



un Krüschö Kleihanns jöhj torüigg noh d' Apthek. Tante Liesbeth hett plegt un hett bed't, un se hebben't schafft. Uns Herrgott geew den Hollögigen noch ees anner Orra.

\* \* \*

Als Wellert sich sowid verhöhlt harr, dat he en bäten upprecht sitten künn in't Bedd, dunn müßt de Notor ut de Stadt kommen un dunn würr dat fastmolt, dat Marieten Kortschnidern nu wirklich Marieten Wellerts würr, awer nich upp de Ort, as de kloofen Wiver in't Dörp sich dat torechtleggt harr'n. Den Hoff hett he ehr



oof vermott. — En por Johr hett he sich noch öwer sien Dochter freuen künnt. Dunn wull dat nich mehr. Dor was so'n ollen dummen Hoosten torüggbleben va de Krankheit, un de wull nich wiken, wat Tante Liesbeth un Marieken oof dorgegen uppstellten. Un denn upp den Hingst rupp, dat wull oof nich mehr gohn. Re dat wull nich mehr. Un as halw Minsch wira to teusen, dor to was de Mann nich angedohn. Es hett he de Krempstäbel noch antreckt un is dormit to Dörp gohn, müßt awer'n Stock in de Hand nehm. Noh'n Kirchhoff is he west un hett dor an sien Marieken ehr Graw stohn, dittmol awer bidog. „Marieken, ick komm!“ sall he dor seggt

hebben. To Hus hebb'n se em de Krempstäbel afstreckt un hebb'n to Bedd bröcht. De Dokter is oof noch ees dorwest. Awer wenn de Minsch alleen nich mehr mag, denn is oof den Dokter sien Kunst vergew. Mit Krempstäbel hett he in't Sarg legen, so hett he dat wullt. Tante Liesbeth is em bal folgt. Marieken is Marieken Wellerts bleben. Twe, dre hebben sich en Korf holt un denn hett sich keen mehr rantruet. Ehr Lüed hebb'n dat good hat, un wenn in't Dörp een in Rod weer un keen totreden wull, up't Feld, Marieken Wellerts, de hülp. De Hoff is noh ehren Dod an de Wellertsch Fründschaft fallen un hitt hüt noch Krempstäbelshoff.

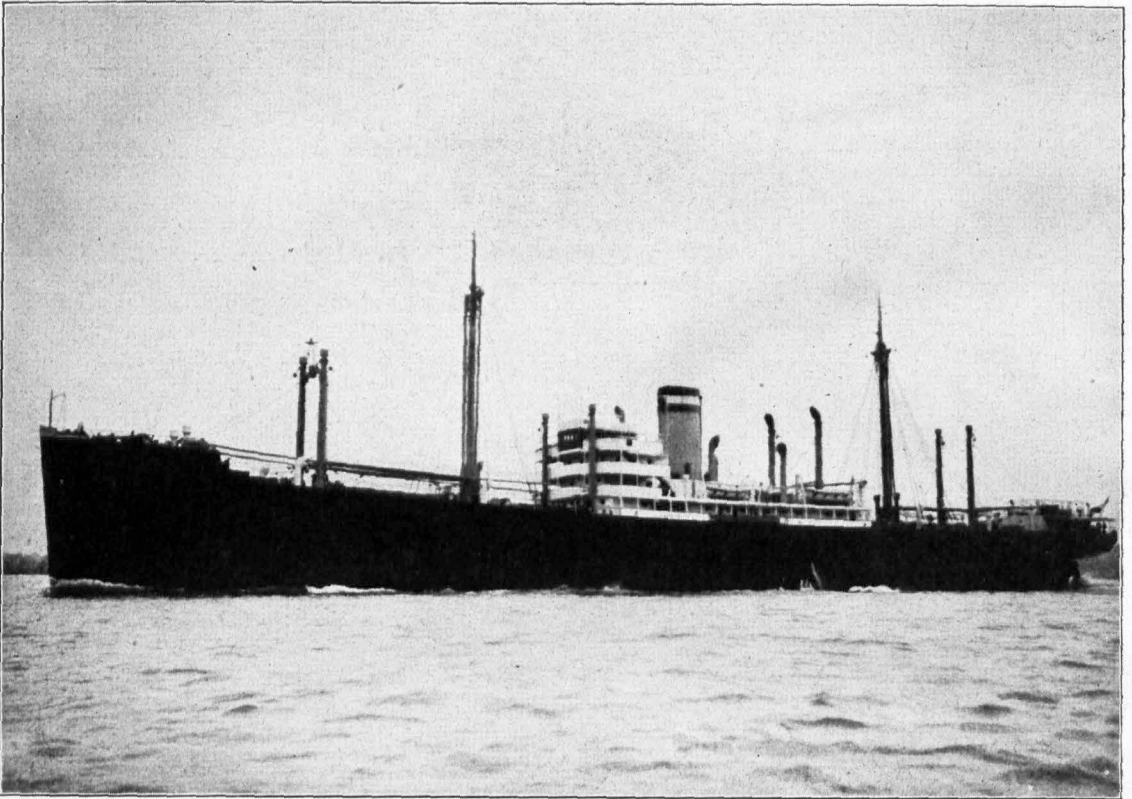


## Die Krähe und der Kiebitz.

Nach dem Volksmunde von R. Sendke, Prenzlau.

Eine alte Krähe hatte während der Sommermonate einen munteren Kiebitz kennen gelernt und verkehrte freundschaftlich mit ihm. Als nun der Kiebitz im Hochsommer die Reise nach dem Süden antreten wollte, kam die Krähe zu ihm und sagte: „Warum willst du die beschwerliche und gefährliche Reise ins Ausland unternehmen? Bietet dir deine Heimat nicht alles, was du zu deinem Lebensunterhalt gebraucht, in Hülle und Fülle?“ „Ja“, erwiderte der Kiebitz, „ich habe von meinen Eltern gehört, daß es hier im Winter sehr kalt wird, und daß dann großer Mangel an Lebensmitteln

herrscht.“ „Laß dir doch nicht den Kopf verfeilen!“ sagte die Krähe. „Ich habe schon zehnmal den Winter durchlebt, und niemals habe ich gefroren oder gehungert.“ Mittlerweile ließ sich der Kiebitz beschwägen und blieb. Als nun der Winter eine dicke Schneedecke über die Felder und Wiesen gebreitet hatte, kein Würmlein zur Stillung des Hungers zu finden war, und die Kälte dem armen Kiebitz das Blut in den Adern erstarren ließ, kam er zur Krähe, die mit aufgeplustertem Gefieder auf einer Fichte saß. „Ach, wo freern mi d' Födt! Un so hungat mi! Help mi doch!“ flehte er die Krähe an. Diese betrachtete ihn lüfternen Blickes und krächzte: „So zeit 't mi all Joahr! So zeit 't mi all Joahr!“ Als der Kiebitz darauf entkräftet und erstarrt vom Baume fiel, flog die Krähe zu ihm hinab, versetzte ihm einige kräftige Schnabelhiebe auf den Kopf, daß er ganz verendete, und fraß ihn.



## Schnellfrachtdampfer „Ufermarf“

der Hamburg-Amerika-Linie wurde im Jahre 1930 auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg gebaut. Bei einer Länge von 140,7 m, einer Breite von 18,6 m und einer Tiefe von 9,35 m besitzt das Schiff einen Raumgehalt von rund 7000 Br.-Reg.-T. (=19810 cbm) und eine Ladefähigkeit von ca. 10000 Tonnen à 1000 kg. Seinen Antrieb erhält es durch eine 6200 PS leistende Turbinenanlage, die eine Durchschnitts-

geschwindigkeit von 15 Seemeilen in der Stunde gewährleistet. Der Brennstoffverbrauch des mit Delfeuerung ausgerüsteten Dampfers beträgt ca. 54 Tonnen in 24 Stunden.

Der Dampfer „Ufermarf“ ist seit seiner erfolgten Indienststellung im Niederländisch-Indien-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie zusammen mit einigen anderen Schiffen dieses Typs tätig.

## Der Weg.

Von Wilhelm Melech, Berlin.

Noch einmal laß mich hören eines Vogels Sang  
Und leises Aehrenrauschen. . . . .  
Tönt nicht von fern schon einer Sichel  
Laß still steh'n mich und laufchen!     [Klang? —

Den Weg noch einmal laß mich gehen  
Durch Korn und roten Mohn —  
Und dann getrost den Sommer scheiden sehen;  
Der Herbst, er wartet schon. — — —

# Schapow.

Von E. Matthes, Schapow. — Zeichnungen von Ernst Vogel, Prenzlau.

## I. Geschichte des Dorfes Schapow.

Wer von Prenzlau kommend auf dem Lindenberg bei Güstow halt macht und sein Auge weit hin über die waldlose, hügelige Landschaft schweifen läßt, der gewahrt in nordwestlicher Richtung über Wilhelmshof die mit schwarzem Schiefer bedeckte Kirchturmspitze des in einer Talmulde liegenden Dorfes Schapow, das von Wilhelmshof über Dochower Mühle auf einem Landwege oder über Schönermark auf schattiger Chaussee zu erreichen ist. Eins der Kreisbahnautos führt uns in ein einstündiger Fahrt über Klintow, Basedow, Güstow, Wilhelmshof und Schönermark hierher. Auch das Dampfroß der Kreisbahnlinie Prenzlau—Fürstenwerder bringt uns zur nächsten Bahnstation Rittgarten, von der aus in 25 Minuten auf gepflastertem Wege das Dorf zu erreichen ist. In eine wald- und wasserlose, hügelige Landschaft ist das Dorf hineingestellt, und doch erinnert seine Lage, von einer bestimmten Stelle im Schulgarten in Christianenhof aus gesehen, an ein im Thüringerlande malerisch gelegenes Dorf oder ein reizendes Idyll des Malers Ludwig Richter. Schapow ist ein sehr altes Dorf, dem Namen nach wendischen Ursprungs. Seine Einwohnerzahl ist nach einer Chronik sehr dem Wechsel unterworfen gewesen. So betrug sie 1774: 305, 1803: 298, 1816: 278, 1840: 565, 1861: 634, 1880: 571, 1885: 557, 1890: 530, 1895: 556, 1900: 554, 1905: 532, 1910: 502, 1915: 400, 1920: 402 und 1925: 432 Einwohner.

Das zu Schapow gehörige Areal beträgt 3360 Morgen, darunter 2738 Morgen Acker und 509 Morgen Wiese. Die Geschichte des Dorfes können wir bis in ferne Jahrtausende zurückverfolgen. Gleich vielen anderen Ortschaften handelt es sich um eine germanische Siedlung aus der Steinzeit, wovon die vor einigen Jahren auf hiesiger Feldmark gemachten Funde zweier Steinhämmer und eines Steinbeils, die im Museum der hiesigen Schule aufbewahrt werden, Zeugnis ablegen.

In der „Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg“ von Beckmann finden wir über die germanische Siedlung aus der Steinzeit folgendes: „Auf der Feldmark des der gräflichen Familie von Schlippenbach gehörigen



Landweg nach Schapow.

Gutes Schapow, auf einem Hügel, befanden sich vier auf die Kante gestellte flache, große Steine, ein längliches Viereck bildend, die oben mit einem großen, flachen Stein bedeckt sind. Nachgrabungen ergaben nichts, vielleicht war das Grab bereits geplündert. Offenbar handelt es sich um ein Megalithgrab.“ Auch in dem Buch „Heidnische Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam“ des Freiherrn von Ledebur findet sich ein Hinweis auf die Steinzeit des Ortes Schapow

mit folgenden Worten: „Von diesem Orte, etwa 50 Schritte entfernt — gemeint ist das obige Megalithgrab —, war ein zweites Megalithgrab mit vier Seiten- und einer Deckplatte. Hier fand man aber in der Erde kleine Knochen und den Oberteil eines Tongefäßes, das mit einem Schieferstein ähnlichen Deckel bedeckt war.“



Am Dorfanger in Schapow.

Auch aus der der Steinzeit folgenden Bronzezeit stammt ein strichverziertes bronzenes Armband, das mit anderen Bronzen vor langen Jahren in einem Moor bei Schapow gefunden worden ist und im Heimatmuseum zu Prenzlau aufbewahrt wird. Man darf annehmen, daß Schapow als deutsches Dorf zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründet worden ist von deutschen Kolonisten, die es mit einer Gemarkung von 62 Hufen ausstatteten, von denen drei von vornherein der Kirche und Pfarre zugewiesen wurden. Am 6. Januar 1372 kauften die Kalandsbrüder in „Prinzelow“ die Abgaben, die von einer Hufe des Hofbesizers Hermann Arndt zu leisten waren, und zu gleicher Zeit traten die Wulf „Dorpherrn tho Schapow“ ihr Recht an 30 Hufen dem Prenzlauer Jungfrauenkloster zu Santt Sabinen ab, welchem fast das ganze Dorf gehörte. Sie besaßen auch das Patronatsrecht; denn sie präsentierten 1491 dem Bischof von Kammin in Pommern einen Geistlichen für Schapow. Nach der Reformation traten an die Stelle der Nonnen die von Arnim-Schönermark.

Von denen ging Schapow am Ausgang des 17. Jahrhunderts an die Grafen von Schlippenbach-Arendsee über; denn nach einem Protokoll von 1699 war damals der Graf von Schlippenbach Besitzer von Schönermark, Arendsee, Schapow usw.

Auf die Verwüstung, die durch den 30jährigen Krieg angerichtet worden war, wirft ein Bericht kurfürstlicher Kommissare von 1687 ein helles Licht: von insgesamt 20 Bauernhöfen waren 9 Höfe wüst geworden, von 16 Kossätengütern 12. Nach den schwedischen Kriegen war ein neues Aufblühen des Dorfes zu verzeichnen; denn 1809 zählte man wieder 16 Ganzbauern, und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die Aufhebung der Hörigkeit und die Separation. Das erstere Verfahren war 1851 beendet. Ein selbständig bewirtschaftetes Rittergut mit besonderem Hof hat damals wohl nicht mehr bestanden. Die Bauern lösten alle Gerechtfame der Schlippenbachs, abgesehen vom Kirchenpatronat, ab und erwarben somit deren gesamtes Grundeigentum in der Feldmark Schapow.

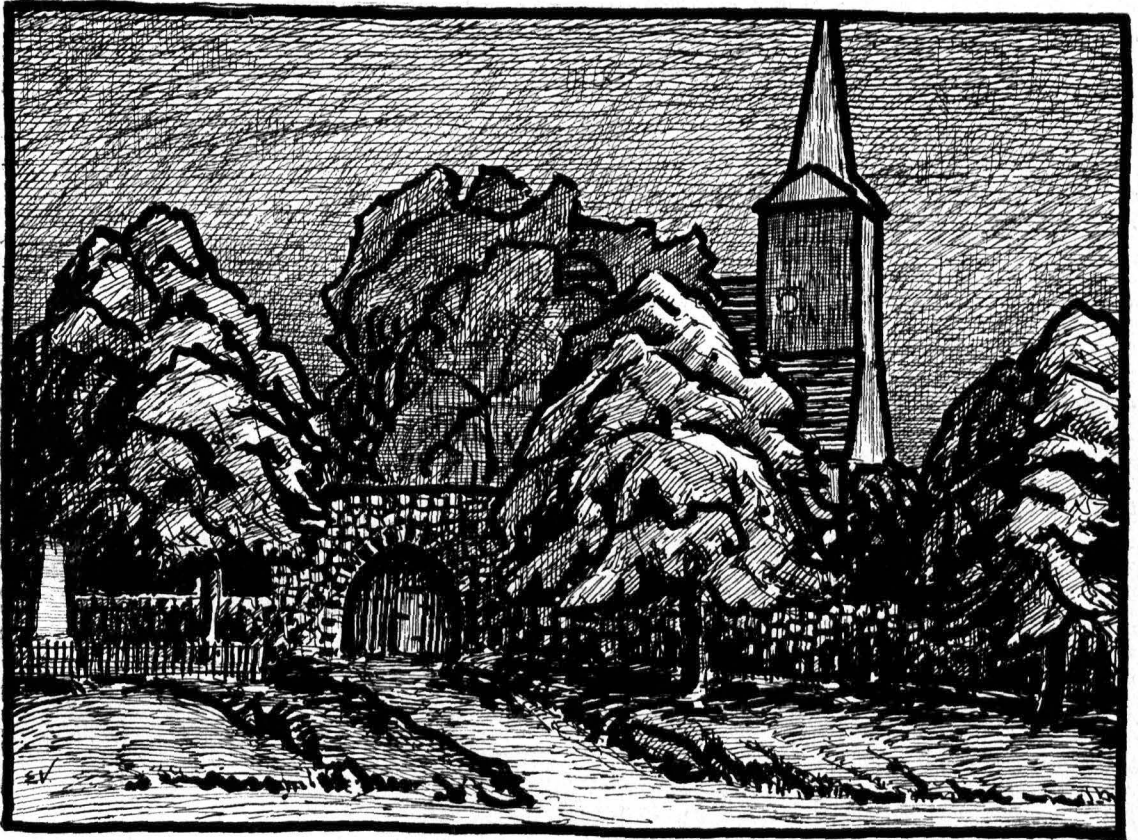
1685 wurde das Rittergut Schapow wegen Zerstückelung in der Matrikel der Rittergüter des Kreises Prenzlau gelöscht.

## II. Die Kirche zu Schapow.

Die Kirche ist eine Tochterkirche von Schönermark. Ueber die baulichen Verhältnisse und innere Einrichtung des Gotteshauses finden wir in dem Buch „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau“ folgende Beschreibung: „Die Kirche ist ein frühgotischer Feldsteinbau des 13. Jahrhunderts mit eingezogenem, gerade geschlossenem Chor und breiterem Turmhaufe. Der Chor hat am Ostgiebel eine Gruppe von drei Fenstern, deren mittleres etwas höher ist, und an den Langseiten je ein Spitzbogenfenster, das Schiff deren zwei auf jeder Seite. Am Westteil bildet ein zweimal abgestuftes Portal den einzigen Zugang zur Kirche. Turm und Kirche umzieht der gleiche Sockel, das abgefaßte Gesims ist um die Giebelenden herumgekröpft. Der jetzige Turmaufbau entstammt dem 18. Jahrhundert. Damals wurde das Satteldach des Schiffes über das (unvollendet gebliebene) Turmhaus hin ver-

längert und unten über dessen Vorsprung hinwegschleift. Am Westende ist es von einem rechteckigen, verbretterten Dachreiter aus Holz mit hohem, achteckigem Spizhelm überragt. In Verbindung damit ist auch das westliche Giebel-dreieck mit Brettern verschalt.

war, da Spuren einer Ausmauerung oder Verstärkung nicht sichtbar sind. Außerdem ist zwischen der Fachwerkwand und dem aus sehr starken eichenen Hölzern errichteten Turmaufbau eine breite Lücke im Gesparre. Am Ostende der Nordwand des Chores zeigen sich die Spuren von



Schapower Kirche.

Der spize Triumphbogen im Innern ist in neuerer Zeit verbreitert. Die Decken sind jetzt gerade mit sichtbaren Balken, im Chor etwas niedriger als im Schiff. Die beiden Dachstühle sind noch die ursprünglichen mit Kiefernholz und steiler Neigung. Sie bestehen außer den Sparren aus zwei großen Kreuzstreben parallel zu jenen und zwei Kehlbalken, von denen die unteren durch Rahmenhölzer und Pfosten neben den Streben unterstützt waren. Auch für die nicht gleichzeitige Erbauung des Turmoberteiles findet sich hier der Beweis — wenigstens ist der Dachraum des Langhauses im Westen durch eine Fachwerkwand von dichtem Maschenwerk abgeschlossen, die vermutlich einst außen mit Brettern verschalt

Quermauern sowie einer kleinen Spizbogentür, die offenbar einer jetzt abgebrochenen Sakristei (späteren Gruft) angehörten.

Die innere Ausstattung ist sehr schlicht gehalten, nur der Orgelprospekt zeigt reicheren Barockschmuck. Wertvoll ist allein ein Delgemälde auf Holz aus altdeutscher Schule um 1500 (Breite 68, Höhe 90 Zentimeter) an der Nordwand des Chores. Dargestellt ist Christus am Kreuz. Im mittleren Vordergrund Maria Magdalena in reichem Gewande, zu der sich der Gekreuzigte hinabneigt, rechts eine Gruppe von Kriegerern, im Hintergrund Jerusalem. Alle Einzelheiten sind sehr liebevoll behandelt, namentlich auch der reiche Faltenwurf mit feinen Borden und Stückerien, die phantastische Kopfbedeckung der Magdalena und die Rüstungen der Krieger. Der Kör-

per des Heilands zeigt bereits etwas mehr Fülle, als die strenge Zeit liebte, in den Gesichtern malt sich stiller Schmerz. Die Farben der Gewänder sind lebhaft und schön zueinander gestimmt. Der ganze Hintergrund ist nach der Manier jener Zeit in Grünlichtblau getaucht, dem aber eine hohe Felspartie mit ihren dunklen, braunen Tönen wirkungsvoll gegenübersteht. Das Bild, an dem eine Meisterzeichnung nicht sichtbar ist, soll aus Schlippenbach'schem Besitz hierher gekommen sein."

Zu katholischer Zeit hatte die Kirche ihren eigenen Pfarrer, und nach der Matrikel vom Jahre 1600 war noch ein Pfarrhof mit 3 Hufen vorhanden, die Kirche aber schon Tochterkirche von Schönermark, wie noch heute. Mitte der siebziger Jahre wurde die Kirche innen ausgebaut. Ältere Ortsangesehene erzählen, daß früher Altar und Kanzel vereinigt waren. So einfach die innere Ausstattung der Kirche gehalten ist, ebenso einfach und schlicht ist vor allen Dingen der Altar, der einen aus Mauersteinen und abgeputzten aufgeführten Unterbau aufweist, auf dem eine Holztafel liegt. Als Altaraufsatz und Schmuck zugleich diente früher das oben erwähnte und beschriebene Oelgemälde, das zu Weihnachten 1904 dann durch einen aus

Eichenholz hergestellten geschnitzten Aufsatz, der ein Kreuz trägt, ersetzt wurde. Der Altarschmuck ist aus freiwilligen Gaben in der Gemeinde hervorgegangen und ist von der Firma Ahmus-Lüdenscheid angefertigt worden. Der Aufsatz trägt die Inschrift: „Kommt, denn es ist alles bereit“. Nach der inneren Ausstattung der Kirche in den siebziger Jahren bekam sie damals auch eine Orgel, und zwar die alte der Schönermarker Kirche, welche der damalige Patron Graf Albert von Schlippenbach der Kirche überwies. Die hiesige Kirchengemeinde ließ dieselbe ausbessern und aufstellen. Durch eine freiwillige Sammlung in der Gemeinde war es möglich, diese alte Orgel im Jahre 1912 durch die Orgelbauanstalt Gebr. Grünberg-Stettin mit neuen Stimmen ausbauen zu lassen. Der wertvolle Prospekt der alten Orgel ist jedoch erhalten geblieben. Ihre im Weltkrieg gefallenen Helden der Gemeinden Schapow und Wittstok ehrten die Gemeinden durch Errichtung eines schlichten Gedenksteins am Eingang des Friedhofes 1926 und durch Anbringung einer Gedenktafel an der Südwand der Kirche. 24 Namen aus Schapow und 5 aus Wittstok sind auf der Tafel verzeichnet, und der Gedenkstein erhebt mahnend seine Stimme: „Vergiß, mein Volk, die teuren Toten nicht!“

## He lött sich nich vörbilögen.

Von Pastor Sydow-Zischer, früher Schönwerder.

**D**u Amtmann Roggenbuer künn ganz gefährlich lögen. Wenn en hörte, wo he de annern Landliid vertellen ded, wat he van sine Feller aust hadd, denn müßt en de Hän'n öwern Kopp tosamenschlohn un denken: Wo is so wat möglich. Ges trög sin Schwester söhn, de up de Nähgd en God hadd, Besöt van' n goden Frünn, de en poor Dog bi em bliewen wull. An 'n Rohmiddag seggt he to den: Will'n wi hüt nich 'n beten to Unkel Roggenbuer föhren? Nä, seggt de anner, de lüggt mi denn doch to dull. — Ih, lot man, säd he, wenn he wedder lögen deist, denn lög ic noch düller, un dormit krieg ic em still. Is god. De Kutscher müdd anspannen un se besöken Unkel Roggenbuern. Knapp hebben se Koffe drunten, dunn fängt Unkel Roggenbuer of an: Jung, säd he, du kennst doch minen Roggenschlag hier dicht bi 'n Goren. Kast du woll roden, wo väl ic in 'n Harwst van den up 'n Morgen

utdöcht heww? Na, dat ward so väl nich sind, säd de junge Minsch. So, meinst du? fröggt de Du. Denn lot di man seggen, dat ic tweundtwintig Zentner utdöcht heww. Oh, Unkel, is woll nich möglich, antwurt de Jung. Wat ic di seggen doh, versäkert Roggenbuer. Na, se wunnerwarten do ne Wiel öwer; dunn füng de Junge an: Unkel, du kennst doch ook minen Weiten Schlag an 'n Schwedenberg. Wat meinst du woll, wat de up 'n Morgen bröcht hett? Dat will ic di ganz genau seggen, löt de Du sic hören. Dovan, van de olle Sandbüß, hest du höchstens gor nicht tragen. Wo kast du do überhaupt Weiten bugen? Na, Unkel, säd de junge Minsch, denn will ic di man seggen, dat ic dovan fiefuntwintig Zentner aust heww. Dunn würd Unkel Roggenbuer falsch un säd so recht giftig: Denn heww ic söbenuntwintig Zentner aust. Börbilögen lot ic mi in min egen Hus nich. Dat mark di man, min Jung. —

## Zum Kapitel: Von Steinen und Opfersteinen.

Von Dr. Martin Rudolph.

Im ersten Bande 1926 des Prenzlauer Kreis-Kalenders berichtete auf S. 111 ff. Herr Pfarrer Schulze-Fahrenwalde unter dem Titel „Von Steinen und Opfersteinen“ über verschiedene Findlinge der Uckermark und an diese sich anschließende Sagen und Gebräuche. Er erzählte dort, wie die Bergholzer Jugend und „auch die Bergholzer Mädchen“ zu ihrem sog. Schlitterstein gewandert sind, um dort einem sehr eigenartigen Rodelsport zu huldigen, und fuhr dann fort zu schildern, daß bei dem ehemaligen Kosjower Schlitterstein sich „hauptsächlich die Schnitterinnen während der Erntezeit damit vergnügt haben“. Diese kurzen Bemerkungen sind die Veranlassung zu den folgenden Notizen, die vielleicht für Freunde volkskundlicher Heimatforschung Hinweise auf weitere Nachforschungen sein könnten.

In einer entlegenen Quelle fand ich kürzlich durch Zufall längere Ausführungen über Vorkommen und Bedeutung ähnlicher Schlittersteine, die eine völlige Parallele zu unsern uckermärktischen Schlittersteinen bilden. Der Schweizer Ethnologe E. Rütimyer berichtet in seinem 1924 in Basel erschienenen, von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Buch über die „Ur-Ethnographie der Schweiz, ihre Relikte bis zur Gegenwart mit prähistorischen und ethnographischen Parallelen“ auf S. 368 ff. über sog. Schalen- und Gleitsteine und kann darin den Nachweis erbringen, daß es sich bei dem scheinbaren kindlichen Spiel von Dorfjugend oder Schnitterinnen, wie in unserm Falle, um die letzten Spuren eines früher anscheinend weit verbreiteten Brauches handelt, für den der Verfasser gleiche oder ähnliche Fälle aus verschiedenen Ländern heranzieht. So kennt er derartige Schalen- oder „Glissade“-steine, wie sie in der französischen Schweiz genannt werden, aus der Schweiz selber, ferner schildert er einen besonders eindrucksvollen Stein von Niederron im Unter-Elsaß oder von verschiedenen Stellen Frankreichs und Belgiens. Allen diesen Steinen gemeinsam ist ihre alte sexualkultische Bedeutung, indem nach Ueberlieferungen bezw. noch heute üblichen Bräuchen auf ihnen die Mädchen unter Wahrung bestimmter Förmlichkeiten herunterrutschten, um auf diese Weise Fruchtbarkeit und Kindersegens zu erlangen. Daß dieser Brauch bereits ein außerordentlich hohes

Alter haben muß, geht auch aus einer Bemerkung auf S. 377 daselbst hervor, derzufolge bereits im alten Athen die jungen Mädchen, um heiraten zu können, auf einer solchen Gleitfläche auf dem Areshügel, dem Areopag, herunterrutschten. Es führt hier zu weit, im Einzelnen die zu beobachtenden Förmlichkeiten zu schildern, die nach Rütimyer an den einzelnen Stellen in verschiedener Form üblich waren, es zeigt sich aber auf jeden Fall deutlich, daß das Schlittern oder Gleiten ursprünglich ausschließlich der weiblichen Jugend eben zu dem genannten Zweck vorbehalten war und daß dieser Brauch bereits zu einer Zeit geübt wurde, die als präegalithisch bezeichnet wird, d. h. die vor Errichtung der großen Hünengräber in grauer Vorzeit lag, da verschiedentlich Zusammenhänge zwischen dem Gleiten und derartigen vorzeitlichen Steinsetzungen beobachtet wurden. „Es handelt sich also um uralte sexuelle Riten, die aus prähistorischer Zeit bis heute durchschimmern, unbekümmert um alle Wandlungen der Geschichte und Religionen“, wie es der gleiche Verfasser an anderer Stelle (Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, Basel 1927, I. Teil, S. 218/19) ausgedrückt hat. — Im übrigen findet sich in der Neuauflage des Brockhaus-Lexikon in Band III (1929), S. 284 unter dem Stichwort „Brautsteine“ ein ähnlicher Hinweis: Es heißt dort, daß unter Brautsteinen erratiche Findlinge oder Steine von vorgeschichtlichen Gräbern verstanden werden, an die sich u. a. folgender volkskundlicher Brauch knüpft: wer auf diesen Steinen zu bestimmten Zeiten (Nacht vor dem 1. Mai oder vor Pfingsten) herunterrutschte oder herunterschlidert (daher auch der Name Schlittersteine!), der findet bald sein Eheglück. Eine ebenda beigelegte Abbildung zeigt einen solchen Gleitstein mit deutlich sichtbarer Rutschbahn von Klögin, im Kreise Schivelbein, also im benachbarten Pommern.

Vielleicht regt dieser kurze Hinweis Heimatforscher, besonders Lehrer und Pfarrer auf dem Lande dazu an, etwaige eigene Beobachtungen gleicher Art mitzuteilen und damit für die volkskundliche Wissenschaft zu retten. Viele derartige Steine gibt es wohl nicht mehr, und der alte Brauch, der heute nur noch als Kinderspiel weiterlebt, wird in absehbarer Zeit sonst ganz der Vergessenheit anheimgefallen sein.





in Schlesien, von wo aus er zahlreiche Reisen in Deutschland, Oesterreich und Rußland bis nach Moskau hin unternahm, auf denen ihn sein Kanzow stets begleitete. Sie reisten heimlich, gewöhnlich unter anderem Namen als Breslauer Kaufleute, hatten die Bärte zu stattlicher Länge wachsen lassen, saßen, bürgerlich gekleidet, miteinander im Wagen, mieden allen verdächtigen Aufwand und führten reichlich Waffen und Munition mit sich, was zu ihrer Sicherung um so notwendiger war, als sie auf diesen Reisen beträchtliche Summen Geldes erhoben.

Mehrere Mal glückte es ihnen auch, als Handwerksburschen mit dem Felleisen auf dem Rücken oder als Bauern, die Eier zur Stadt brachten, in das von Feinden besetzte und scharf bewachte Braunschweig zu gelangen, wo sie bei einem treu ergebenden Gastwirt einkehrten und mit wackeren Patrioten Rat pflogen. Ein stets geführter heimlicher Briefwechsel mit den Getreuen nährte die Hoffnung eines allgemeinen Aufstandes, wenn die erlösende Stunde nahe. Doch wollte der Herzog seinem Volke für den Fall des Mißlingens keinen Jammer aufbürden; darum sollte der Aufstand nicht in Norddeutschland und namentlich nicht in seinem Lande ausbrechen, sondern der Anstoß von außen kommen. Nachdem er sichere Nachricht von den Vorbereitungen Oesterreichs zum Kriege erhalten hatte, eilte er, wieder mit seinem Kanzow, im Winter 1808 im Schlitzen nach Wien. Dort schloß er das Bündnis gegen Napoleon ab, in welchem er sich verpflichtete, als deutscher Reichsfürst ein Korps von 2000 Mann zu stellen, wogegen Oesterreich ihm die Zusicherung gab, ihn als Verbündeten zu betrachten.

Als Oesterreich 1809 den Krieg gegen Napoleon wieder aufnahm, rückte der Herzog mit seiner Schar in Sachsen ein, eroberte Dresden und bekämpfte erfolgreich die gegen ihn gesandten Heerhaufen; jedoch konnte sein Korps nach der Niederlage Oesterreichs bei Wagram nichts mehr nützen. Er trat daher mit demselben den berühmten, auch von Napoleon strategisch als meisterhaft anerkannten Rückzug an, auf welchem er sich mitten durch von Feinden besetztes Land, zahlreiche Gefechte liefernd, bis zur Mündung der Weser durchschlug, wo die ganze Schar bei Elsfleth am 7. August 1809 auf den dort gerade liegenden Handelsfahrzeugen nach Helgoland unter Segel ging, worauf sie von neun englischen Kriegsschiffen aufgenommen und nach England gebracht wurden. In der Eile hatte der Herzog die Einschiffung seiner Bagage nicht abwarten können; ein Schiff wurde zurückgelassen, um die-

selbe aufzunehmen und dann zu folgen. Dies Schiff aber wurde, ehe es die andern erreichen konnte, von den Dänen gefapert, und so verlor nicht nur der Herzog seine Bagage, sondern auch sein treuer Kanzow, welcher in dieser schweren Zeit wie immer in seiner unmittelbaren Nähe geblieben war, seine ganze Habe. Beide brachten nichts weiter nach England, als das Wenige, was sie an ihrem Leibe trugen. Das Korps des Herzogs trat in englische Dienste und wurde nach Spanien geschickt; er selbst nahm seinen Aufenthalt in London. Von hier aus machte er wiederholt Ausflüge in das Innere von England und nach Schottland, auf denen ihn sein Kanzow stets begleitete und manche innige Freundschaft schloß. Das Jahr 1813 führte den Herzog mit seinem von ihm unzertrennlichen Begleiter nach Deutschland zurück. Sie gingen im Mai über Hamburg nach Schlesien in das preussisch-russische Hauptquartier, kehrten aber nach kurzem Verweilen über Prenzlau, wo der Herzog sein „Prinzen-Palais“ und Kanzow seine Eltern besuchte, über Stralsund nach England zurück. Für den Herzog war die Zeit, sich am Kampfe zu beteiligen, noch nicht gekommen, da sein Land sich noch in Feindeshänden befand. Als aber nach der Schlacht bei Leipzig Deutschland von den Franzosen geäubert wurde, kehrte er zurück, um endlich auch sein väterliches Erbe wieder in Besitz zu nehmen.

Am 22. Dezember 1813 hielt er unter großem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Bezeichnend für das Verhältnis des Herzogs zu seinem Kanzow ist der Umstand, daß die Ernennung zum „Geheimen Kassierer“ gerade an diesem Tage erfolgte und somit als eine der ersten Regierungshandlungen, wenn nicht als erste überhaupt, anzusprechen ist. Zu Anfang des Jahres 1814 begleitete er den Herzog nach Frankreich, wo derselbe am Feldzug teilnahm. Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die beiden herzoglichen Prinzen, welche in England zurückgeblieben waren, von dort abzuholen und nach Braunschweig zu geleiten. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem ausbrach, führte auch der Herzog seine Truppen ins Feld, wo er bekanntlich bei Quatre-Bras nahe bei Brüssel am 16. Juni den Heldentod fand. Am vorhergehenden Abend hatte er auf erhaltenen Befehl seine zerstreut liegenden Truppenteile zusammengezogen, um für den nächsten Morgen marschbereit zu sein, und war erst dann mit dem „schwarzen“ Kanzow (so bekannt und genannt nach dem schwarzen Anzug, den er in Begleitung seines Herrn, des

„schwarzen“ Herzogs, trug) auf dem Wellington zu Ehren gegebenen Fest in Brüssel eingetroffen. Als er sich nach Rücksprache mit dem Feldmarschall von der Gastgeberin, der Herzogin von Richmond, um Mitternacht verabschiedete, bat diese ihn mit tränenden Augen und bebender Stimme, sich vom Schlachtgewühl entfernt zu halten. Mit dem sogenannten „zweiten Gesicht“ begabt, sah sie in diesem Augenblick den Herzog in seinem Blute liegen. Ruhig und männlich erwiderte der Herzog, daß er als Soldat und Feldherr nicht zurückbleiben dürfe; doch versprach er, sich nicht unnötig der Gefahr auszusetzen, nicht ahnend, daß nach wenigen Stunden jene blutige Prophezeiung in Erfüllung gehen würde. Die tödliche Kugel traf ihn an der Spitze seines Leibregiments; man trug ihn aus dem Kampfgewühl hinweg und, die Hand in seines treuen Gefährten Hand gelegt, ist er mit den Worten: „Mein Kanow“ gestorben. Sein Kanow, welcher ihn 10 Jahre hindurch überall begleitet hatte, geleitete auch die Leiche nach der Stadt seiner Ahnen, durch den Verlust seines Herzogs tief gebeugt. Beide Männer waren einander schon lange Zeit mehr gewesen als Herr und Diener. Ein vertrautes und herzliches Verhältnis, wie es gemeinsam durchlebte Gefahr und Trübsal zwischen edel angelegten Naturen zu werden pflegt, hatte zwischen ihnen bestanden, und als ihm der Tod den Herzog nahm, war auch sein Leben geknickt; er begann zu kranken. Nach Trost sich sehnend, besuchte er im Juli 1815 seine Eltern; es war das letzte Mal, daß er sie sah. Er lebte darauf in Braunschweig, wo eine reichliche, noch von seinem Herzog bestimmte Pension neben einer Anstellung bei der Herzoglichen Generalkasse ihm die Mittel zu sorgenfreiem Leben gewährten und die Liebenswürdige-

keit seines Wesens bei einem reichen Schatz von Erlebnissen ihn allgemein beliebt gemacht hatte. Er siechte indessen schnell dahin und starb am 22. September 1818; seine irdischen Reste ruhen



Grabdenkmal des Herzogl. Braunschweigischen Geheimen Cassiers G. Kanow.

auf dem alten Burgkirchhof zu Braunschweig, nicht weit vom Grabe Gotthold Ephraim Lessings. — Die Grabstätte mit dem hohen, künstlerisch reichverzierten Denkmal ist noch jetzt wohl erhalten.

## Winterahnung.

Die Gräser und die Blümelein  
Sind früh von Tränen naß.  
Ist's, weil die Sonn' so frühe schied,  
Und weil der Mond so blaß?

Ist's, weil der Aehren gold'nes Heer  
Besiegt am Boden liegt —  
Und weil der Vögel dunkle Schar  
Am Himmel heimwärts fliegt?

Die Nebelfrau geschäftig schon  
Webt nachts das Leichentuch.  
Wie lange noch — und Todesruh'  
Siegt über Wald und Bruch.

M. Schaefer.



Paster Zelle in Lübbenow hadd as besten Fründ un nächsten Nachbor den ollen Paster Becker in Trebenow, den Grotvoter van den, de toletzt do wär. Ehre Rinner wülden of god Früinn'n, un de öllst Söhn van den Lübbenowschen holt sîck de driidde Tochter van den Trebenowschen to'r Fru.

Ïck wüird anno 62 in Wegenow geboren un wär ümmer nen kräftigen, gesunnen Bengel. Toerst güng Ïck bi Lehrer Köne in de Schol, denn bi Lehrer Linnow, den Voter van den Prenzlower Mag Lindow. Denn nâhm mi min Voter sülmst in de Not. Ïck beduer jeden Jungen, de bi sinen Voter lehren müidd. De Köster mag schlimm sind; he mag of, wenn't nödig is, de Jungs ganz glupfchen dat Fell vullhauen; tom wenigsten was't dunn noch so. Deber he is doch en wohres Lamm gegen de meisten Voters. Wat min Voter wär, de hadd noch ut sine Rannedatentied ne Riedpietsch. O je, wo hebben wi Jungs de Riedpietsch verwünst. As't ees in minen Voter sin Stuw to brennen anfäng un en Rod eklich ansengt wüird, dunn heww Ïck man beduert, dat de oll Riedpietsch nich mit verbrennt wär. Un denn was min Voter so möglich stark. Wenn he tohaupte, denn wunnert mi blot, dat de Riedpietsch nich van'n Puckel döorch den ganzen Liew döorchgüng und vör an de Post wedder rutfäm. Deber lehrt hebben wi bi em väl. As wi nahsten up de hohe Schol wären, dunn mochte uns dat Latinsch, wobi wi am meisten Schacht krägen hadden, kene Beschwernis mehr.

As Ïck in Gripswoll stodeeren lehrte, müßt Pingsten up den driidden Juni follen. Wat min Voter wär, de hadd mi an'n ersten söstîg Mark schickt. Dat wär dunn en grot Stück Geld. Deber as Ïck min Meed betohlt un mi nen nigen Sommerantog köpt hadd, hadd Ïck noch sös Mark in de Tasch. „Na“, säd Ïck to mi, „domit kast du to Pingsten nich in Gripswoll leben. Du müßt irgend wo annershen, wo dit nîscht kosten deîht.“

Deber as jung Lîd sind, de sös Mark brennten mi orntlich in de Tasch, un Ïck denk so bi mi: „De müiddst du of noch erst losward'n“, un Ïck güng in de „Akademischen Bierhallen“ un wull so'n recht schönes un vörnehmes Middageten to mi nehmen. Wat öwrig blew, dat wüird Ïck of wull noch klen kriegen.

Knapp kom Ïck rin in de Gaststuw, dunn kümmt de Wirt up mi los un fröggt mi, ob Ïck nich alle Dog herkomen un sine Rinner arbeiten lott wull. Je, säd Ïck, wat he denn vör Bedingungen stellen ded. „Ja“, säd he, „ich wüird Ihnen alle Tage Mittag à la carte geben.“

Dat wier woll so, säd Ïck, öber Ïck hadd all enen Dag üm den annern akademischen Freitag, un den kunn Ïck nich upgeven. Denn wüird Ïck nie en Stipendium kriegen. Dat sach he in un säd: „Dann gebe ich Ihnen einen Tag um den andern Mittag und alle Tage Abendbrot“.

„Ja“, denk Ïck, „dat kann di passen; denn kümmt du mit din sös Mark in'n Monat ut. Kaffe hest du noch, un Brot dorto kost't noch lang ken sös Mark in'n Monat.“ Ïck segg also: „So, up de Bedingung güng Ïck in.“

Dunn ät Ïck orntlich Middag, un as Ïck behohlen wull, nâhm he't nich an. Dunn grep Ïck noch de Gripswoller Zeitung un lest, dat Pastor Becker in Ranzin Wischen verpachten wull. „Ob dat woll en van de Trebenowschen is?“ denk Ïck bi mi. „Na, un wenn het nich is,“ segg Ïck, „en Paster up'n Lann'n schmitt kenen Studenten rut.“ Ïck nâhm also minen Stoß un wannert noch Ranzin. T' wären driitthalw Milen; öber wat is dat för 'nen jungen Wînschen von twintig Johren!

As Ïck in Ranzin in't Pasterhus kâm, frög Ïck dat Wäken up pommersch Plattdütsch: „Is dei Herr Pastor woll tau Hus?“ „Je willing,“ säd he, „gahn Sei man darinnen.“ Ïck kloppt denn nu an, un as en in der Stuw „Herein“ rep, goh Ïck of driefst rin. Do stünn en ehrwürdigen, ollen Herrn mit schlohwitte Hoor un kâf mi frogwis an. „Mein Name ist Sydow“, säd Ïck, „ich bin Student in Greifswald.“ „Sind Sie ein Sohn von Jette Zelle?“ frög he. „Ja“, säd Ïck, „dat wier Ïck.“ „Na“, säd he, „dann bin ich Dein Onkel und Du bist mein Nefte.“ Knapp hadd he dat seggt, dunn kâm ut de anner Stuw ne fixe klene Fru un säd so recht fründlich: „Was, ein neuer Nefte?“ „Ja, denk mal an,“ säd de Paster, „das ist ein Sohn von Jette Zelle und studiert in Greifswald.“

Na, nu wüird Ïck ungeheuer fründlich unomen un müßt mi glick an'n Tisch setzen un van min Delleren vertellen.

Dunn säd de Fru Pastern: „Nun wollen wir aber Kaffee trinken,“ un se rep ut de Ör: „Marie, bring den Kaffee rein.“ Ïck denk natürlich, Marie is dat Stuwennmäken oder de Köfsch. Deber dit süll anners kommen. Noh ne Wil kâm en nüdlich Wäken von viertein Johren mit'n Kaffeebrett in de Stuw, un de Fru Pastern säd: „Unsere älteste Tochter“. Na, Ïck gaw ehr de Hand; un se kunn mi woll gefallen.

Ïck blew fiew Dog un frünnte mi mit de Rînners an. Se säden glick „Du“ to mi. Blot de Dellst säd „Herr Wetter“ un „Sie“.

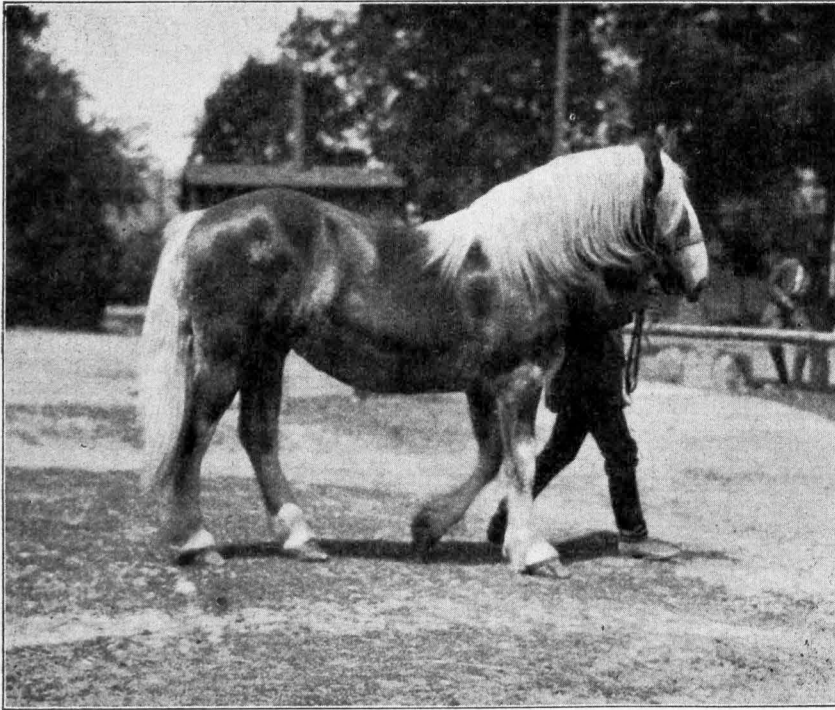






geb. Schleswig 30. 6. 26 von Egon 1969. Das Charakteristische bei den benutzten Hengsten ist, daß sie hauptsächlich vier auch im Originalzuchtgebiet stark bevorzugten Hengstlinien entstammen. Für Falkenhagen kommen besonders die Linien des Hövding, Markgraf, Lorenz und Poldi

benutzt. Der Grund dafür ist hauptsächlich darin zu suchen, daß zu dieser Zeit gute Schleswiger Hengste ganz besonders knapp und nur zu hohen Preisen erhältlich waren. So deckten einige Jahre lang die Rheinisch-Belgier Flod und Mirko. Ausgehend von dem richtigen Grundfaß, daß nur



2jährige Stute aus dem Gebiet des Pferdezuchtvereins Falkenhagen.

in Frage. Hervorzuheben dürfte hier der 1928 gekaufte Hengst Gneisenau sein. Ueber ihn schreibt Dr. Peterjen-Husum, der als Vertreter des Schleswiger Pferdezuchtverbandes auf der Fohlenschau 1929 in Falkenhagen zugegen war, in der Zeitschrift Deutsches Kaltblut folgendes: „Der letztgenannte Hengst wurde im Jahre 1928 von Herrn Johannes Jürgenjen-Husum nach Falkenhagen verkauft. Er ist in seiner Abstammung deswegen bemerkenswert, weil er von dem Markgrafsohn „Sultan“ aus einer Sultantochter stammt, demnach als stark ingezüchteter Hengst als sogenannter „Stempler“ in besonderem Maße berufen erscheint, sich durch gleichmäßige, typische Nachzucht auszuzeichnen.“

Nicht immer wurde das Zuchtziel innegehalten. In den ersten Nachkriegsjahren wurden einige Jahre lang auch belgische Hengste zur Zucht

eine planmäßige Kreuzung einen Erfolg in der Zucht verbürgen kann, wurden sie bald als ungeeignet wieder austrangiert. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß das um 1898 vorhandene Stutenmaterial sehr verschiedenartig zusammengesetzt war. Bei der damals fast überall herrschenden Kreuzungszucht wird es in und um Falkenhagen kaum anders gewesen sein. Die Hengste werden sich mit ihrer Vererbungsstärke nicht immer gegenüber diesem heterogenen Stutenmaterial haben entscheiden können. Es wurde deshalb im Jahre 1900 beschlossen, um schneller zur Kreuzung zu gelangen, mit Unterstützung der Landwirtschaftskammer Original-Schleswiger Fohlen zu beschaffen. Die Landwirtschaftskammer begann zu dieser Zeit in großem Umfange Schleswiger Stutfohlen in die Provinz einzuführen. Davon gelangten in den Jahren 1901 bis 1912 insgesamt 97 Fohlen in den Kreis Prenzlau. Im Zuchtbereich des Vereins Falkenhagen wurden 1901 drei Fohlen, 1902 fünf, 1903 zwei, 1905 drei, 1906 ein, 1908 ein, 1910 vier, 1912 sechs Fohlen verteilt. Viele der leistungsfähigsten Stutenfamilien gehen auf diese eingeführten Stuten zurück, wie sich aus dem Stutbuch feststellen läßt. Die besten Zuchten im Verein können ihren Stamm auf diese Stuten zurückführen. Bei anderen Züchtern, die nicht den gleichen züchterischen Blick und die gleiche züchterische Passion besaßen, sind sie meistens bald den Weg alles Irdischen gegangen, d. h. sie haben den Weg zum Handel gefunden. Man kann dies nur immer wieder mit Bedauern feststellen, denn wieviel Geld ist

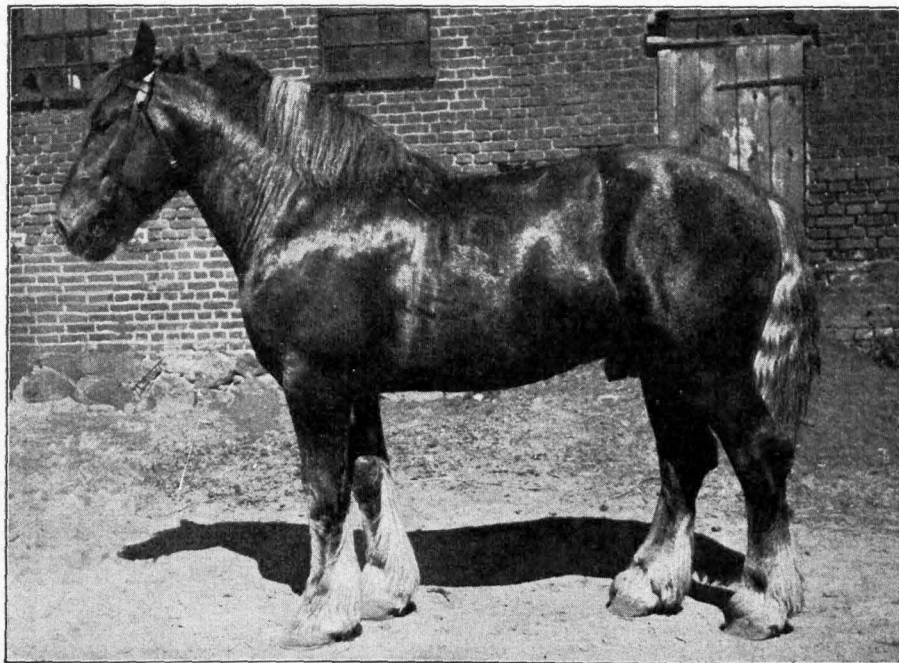
schafftstammer Original-Schleswiger Fohlen zu beschaffen. Die Landwirtschaftskammer begann zu dieser Zeit in großem Umfange Schleswiger Stutfohlen in die Provinz einzuführen. Davon gelangten in den Jahren 1901 bis 1912 insgesamt 97 Fohlen in den Kreis Prenzlau. Im Zuchtbereich des Vereins Falkenhagen wurden 1901 drei Fohlen, 1902 fünf, 1903 zwei, 1905 drei, 1906 ein, 1908 ein, 1910 vier, 1912 sechs Fohlen verteilt. Viele der leistungsfähigsten Stutenfamilien gehen auf diese eingeführten Stuten zurück, wie sich aus dem Stutbuch feststellen läßt. Die besten Zuchten im Verein können ihren Stamm auf diese Stuten zurückführen. Bei anderen Züchtern, die nicht den gleichen züchterischen Blick und die gleiche züchterische Passion besaßen, sind sie meistens bald den Weg alles Irdischen gegangen, d. h. sie haben den Weg zum Handel gefunden. Man kann dies nur immer wieder mit Bedauern feststellen, denn wieviel Geld ist



da umsonst ausgegeben, wieviel züchterische Arbeit vergebens getan worden. Im Jahre 1906 gab Lipke-Falkenhagen in einer Versammlung die Anregung, die besten Fohlen im Verein zur Zucht zu behalten und nur das schlechtere Material abzugeben und nur die Fohlen zu prämiieren, die direkt vom Züchter bezw. im

neuerdings eingerichtet worden ist. Es hat sich auch hier eine gesunde und vorteilhafte Arbeitsteilung in der Zucht herausgebildet. Der bäuerliche Besitz ist Züchter, während die Güter hauptsächlich Aufzüchter und Verbraucher sind. So decken seit langen Jahren Wittstock, Blumenhagen und verschiedene Güter Mecklenburgs alljährlich ihren Bedarf an Abfahfohlen auf den Auktionen in Falkenhagen.

Ein Zuchtbetrieb in einer intensiven Ackerwirtschaft, wie es in der Falkenhagener Gegend der Fall ist, hat naturgemäß in der Zucht stets mit sehr viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als eine Zucht in einer reinen Weidwirtschaft. Neben der Schwierigkeit, daß die Stuten meistens zu einer Zeit einer großen Arbeitsperiode, zum Abfohlen kommen,



Hengst „Ingrimm“ des Pferdezuchtvereins Falkenhagen.

Vereinsbezirk zur Zucht benutzt werden sollten. Hier war das, was in jeder Zucht der oberste Grundsatz sein muß, klar erkannt worden. Im Jahre 1918 ging man sogar noch weiter und forderte, um zur vollen Bodenständigkeit zu kommen — das letzte und vornehmste Ziel jeder Zucht — die Aufzucht von guten Hengstfohlen zur Zucht. Zu diesem letzten Ziel ist man aber bisher noch nicht gelangt. In den Nachkriegsjahren ging man mit Energie daran, die Zucht weiterhin auf feste Grundlagen zu stellen. Zielbewußte Züchter haben keine Gelegenheit außer acht gelassen, trotz der schlechten Abfahlage in der Pferdezucht durch überlegte Ankäufe in Schles-

weidegang. Durch den dauernden Muskelzug beim Grasfen werden die Muskeln gestärkt, Lunge und Brustkorb geweitet und die Fohlen in Wind und Wetter abgehärtet. Die geschaffenen Auslauf- und Tummelplätze können da nur einen sehr unvollkommenen Ersatz bieten. Jedenfalls sind sie aber immer noch wesentlich besser, als die auch heute noch manchmal zu findende verweichlichende Stallaufzucht mit all ihren gesundheitlichen Nachteilen und Gefahren. Mit Erfolg sind deshalb viele Mitglieder des Vereins Falkenhagen dazu übergegangen, Weiden anzulegen. Bei einer systematischen Pflege und Düngung werden sie auch trotz der geringen Jahresniedererschlagsmenge im Kreise Prenzlau einen guten Bestand an Gräsern liefern und damit ein gutes, gehaltreiches Futter sicherstellen. Diese Schwierigkeiten in einem Zuchtbetriebe sind natürlich nicht zu unterschätzen. Die Verhältnisse zeigen aber deutlich, wie weit sich betriebswirtschaftliche Schwie-

Die Zucht im Bereiche des Pferdezuchtvereins Falkenhagen wird vornehmlich vom Klein- und Mittelbesitz betrieben. An größeren Zuchten ist nur die Zucht in Jagow zu nennen, die erst



vollen Landwirt, der mit seiner Zucht vorwärts strebt, notwendig, sich den örtlichen Pferde-Zuchtvereinen anzuschließen.

1929 schrieb der Verein — als erste Veranstaltung in der Provinz — einen Wettbewerb der Stuten im schweren Zuge am amerikanischen Zugkraftmesswagen aus. In den Ausschreibungen hieß es: „Anschaulich soll öffentlich festgestellt und gezeigt werden, welche gewaltige Zugkraft und Ausdauer ein Gespann im Überwinden höchsten gleichbleibenden Zugwiderstandes entwickeln kann. Dabei können die Beziehungen zwischen Körperform und Leistungen eines Lastzugpferdes beobachtet und züchterisch ausgenutzt werden.“ Es bedeutet dies eine wirkliche Leistungsprüfung auf Herz und Nieren. Tiere mit schlechter Konstitution, sowie solche, die nicht zugefest sind, werden sofort ausgemerzt. Die Bedeutung dieser Prüfung für die Zucht ist somit klar und einleuchtend. Die Höchstleistung vollbrachte ein Gespann von Lenz-Ellingen, das 265 Ztr. bewältigte.

Die stattgefundene Zugleistungsprüfung war ein voller Erfolg. Von den 18 teilnehmenden Gespannen erfüllten nur drei nicht die geforderte Mindestleistung. Nur ein ganz geringer Prozentsatz war also ausgefallen. Ein solches Ergebnis mit einer solchen Gleichmäßigkeit der

Leistungen ist in Deutschland bisher nicht erreicht worden.

Durch den stattgefundenen Höchstzugleistungswettbewerb wurde eindrucksvoll erwiesen, daß im Pferde-Zuchtverein Falkenhagen ein äußerst leistungsfähiges, gängiges Pferd mit eiserner Konstitution, harten Knochen und Sehnen gezogen wird. Nichtzüchter haben hier die beste Gelegenheit, direkt vom Züchter gesundes, robustes Material zu erwerben.

Das Schleswiger Pferd ist in der Uckermark bodenständig geworden und hat somit seine Eignung für die uckermärkische Scholle bewiesen. Neben dem Pferde-Zuchtverein Falkenhagen züchtet auch die Pferde-Zuchtgenossenschaft Angermünde mit gutem Erfolge auf Schleswiger Grundlage. Um zu einem einheitlichen Zuchtziel in der Kaltblut-Zucht der Uckermark zu gelangen, wäre es deshalb zweckmäßig, wenn sich auch die Betriebe und die Genossenschaften, die jetzt noch mit rheinisch-belgischen Hengsten züchten, sich auf das Schleswiger Pferd umstellen würden. Mit der Vereinheitlichung der Kaltblut-Zucht auf den Schleswiger wären alle Vorteile eines umfassenden Zuchtgebietes gegeben — zum Besten der Landes-Pferdezucht und damit auch zum Besten des Einzelzüchters.

## Der Feuermann.

Nacherzählt von P. Peters-Schöneberg.

Vor langen Zeiten war es, da wohnten in Neuenhund zwei Bauern, die an der mecklenburgischen Grenze ihre Aecker hatten, und schon lange brannte zwischen ihnen ein Streit, wer ein kleines Stück Land an der Knüppelbefe für sich beanspruchen dürfe. Eines Tages kam der eine Bauer des Mittags ins Dorf mit der Nachricht, daß er einen alten Grenzstein mit seinem Zeichen gefunden hätte, der nun ganz klar anzeige, daß ihm das strittige Land gehöre. Sogleich ging man hinaus, um den Fund zu besichtigen. Man fand alles so, wie er gesagt hatte, nur der Nachbar des um ein ganzes Stück Land reicher gewordenen Bauern behauptete immer wieder, daß alles Betrug sei. Der Stein wäre erst später eingesetzt. Und er beruhigte sich auch nicht, bis es vor den Gerichtstag auf dem Schloß kam. Hier beschwor aber der glückliche Finder bei seiner Seligkeit, daß kein Betrug vorgekommen sei und daß der Stein echt. Daraufhin behielt er den Acker.

— Doch der Eid war falsch und seine Ruhe war ihm genommen, wenngleich sein Wunsch, den Acker zu besitzen, erfüllt war. Auch der Tod brachte ihm keine Erlösung. Zuerst brachten Kinder, die des Abends vom Hüten kamen, die Nachricht mit, daß an der Gehrenschen Grenze ein brennendes Gerippe herumgesprungen sei. Schließlich sahen auch andere das Schauspiel und beobachteten es. Sie bemerkten, daß es wirklich ein feuriger Knochenmann sei, der, eine lange Rute in der Hand haltend, auf der Erde herumspwang und den Acker ausmaß. Sie hörten auch, wie die Erscheinung dabei stets die Worte „gliest lang, gliest lang“ murmelte. Doch das brennende Totengebein tat niemandem etwas zuleide und so gewöhnte man sich daran und nannte es den Feuermann. Als dann der neue Friedhof angelegt wurde und das letzte Grab des alten Kirchhofes zugeschaufelt war, verschwand der Feuermann und wurde nicht wieder gesehen.

# Der Siebenjährige Krieg im Uckerlande.

Von Dr. Werner Lippert.

## Feinde ringsum.

Mehr als drei Jahrhunderte brandenburgischer Geschichte sind erfüllt von Kämpfen mit Pommern um das Uckerland, und erst nachdem der alte Lehensstreit im Grimnitzer Vertrag 1529 endgültig beigelegt war, da konnte die Uckermark aufatmen: hatten ihre Fluren, ihre Städte und Dörfer doch die Hauptlast in allen diesen Wirren getragen. Als dann nach dem Dreißigjährigen Kriege 1648 das Pommernland nunmehr den Schweden zufiel, erhob sich die Kriegsgefahr von neuem und wurde auch dadurch nicht gebannt, daß im Nordischen Kriege Schweden seine Großmachtstellung verlor und 1720 Vorpommern bis zur Peene an Preußen geben mußte. Vielmehr erschien den Schweden der 1756 ausgebrochene Siebenjährige Krieg als die rechte Gelegenheit, das Verlorene wiederzugewinnen und vielleicht mehr dazu, so daß sie — eben noch durch Vertrag Friedrich dem Großen verpflichtet — im März 1757 dem Bunde seiner Gegner beitraten und so den engen feindlichen Ring schlossen, geschmiedet von Oesterreich, Sachsen und dem Reich, Frankreich und Rußland, die eine Aufteilung Preußens nach siegreichem Kriege im Schilde führten. Französische Einflüsse und die Aussicht auf Hilfgelder aus Paris hatten den Umschwung in Stockholm begünstigt. So sahen denn die folgenden Jahre des Krieges Schweden in engem Verein mit Rußland, seinem natürlichen Gegner in der Ostsee und ihren östlichen Randgebieten, in einem Kampf, der auf diesem nördlichen und östlichen Schauplatz besonders in Vor- und Hinterpommern, der Ucker- und Neumark, z. T. auch in Mecklenburg geführt wurde.

## Der Kriegsschauplatz im Uckerlande und den angrenzenden Gebieten.

Hauptwaffenplätze, zugleich wehrhafte Festungen — zumeist freilich von nur geringen Kräften besetzt — waren Stralsund auf schwedischer, Stettin auf preussischer Seite sowie das von den Russen mehrfach belagerte und auch eingenommene Colberg. Eroberung der festen Plätze Stettin und Stralsund wäre daher das wesentliche Ziel beider Parteien gewesen; doch sollten die Streitkräfte auf schwedischer wie auf preussischer Seite nicht dafür ausreichen. So war und blieb die Festung Stettin bei allen Kriegshandlungen in diesem Ge-

biet für die Preußen von kaum zu überschätzendem Wert, einmal als Flankenschutz für Berlin und als Ausfallstor, um die Schweden besonders dann immer wieder zu bedrohen, wenn sie zu weit nach Süden und auf die Landeshauptstadt zu vordrangen, sodann zur Sammlung und Ausbildung der auf diesem Schauplatz kämpfenden preussischen Truppen. Einem tatkräftigen Zusammenwirken von Russen und Schweden aber setzte der trennende Oderfluß einen ebenso schwer überwindlichen Damm entgegen wie die geringe Beweglichkeit des russischen Heeres, vermehrt durch Mitführung eines gewaltigen Troßes, so daß nur leichte russische Truppen — die bald gefürchteten Kosaken — weiter westwärts vordrangen, in einzelnen Trupps bis zur Havel.

Als feste Plätze zweiter Ordnung gewannen vor allem die Brückenköpfe an Peene und Ucker Bedeutung: Anklam, Demmin und Malchin, sämtlich bei Kriegsbeginn in preussischen Händen, jedoch in der Folge oft besetzt und neu besetzt von den Schweden, die schon vorher bei Loitz einen viernten Uebergang über die sumpfige Peenenederung geschaffen hatten; außerdem an der Ucker Pasewalk und Prenzlau. War der Besitz fester Uebergänge über die zahlreichen moorigen Fließchen im pommerischen und uckermärktischen Kriegsgebiet für beide Parteien wesentlich, so erhielten nicht nur Peene und Tollenze, Randow und Uckerfluß, sondern selbst Bäche wie der „Landgraben“ auf der Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg-Strelitz und die Zarow im Nordwesten, Röntop und Beeke im West-Uckerlande kriegsgeschichtliche Bedeutung. Daher werden viel genannt in jenen Kämpfen besonders der Dammweg beim Cavellpaß nahe Friedland und der bei Brees, sodann Lößnitz und Jägersbrück an der Randow, auch Finkenbrück nördlich Ferdinandsdorf sowie der Uebergang bei Werbelow, wo die Schweden Feldschanzen errichteten. Vern lehnte man die Verteidigung wie die Vorposten an solche Uebergänge und Furten an — doch erschwerten auch die Gewässer mit ihrem Ufergelände, ihren nassen und moorigen Wiesen für Freund und Feind die Kriegführung und begünstigten Schliche und Uebergänge des Gegners. Dazu breitete sich Wald und Heide in beträchtlicher Ausdehnung über das ganze Land — z. T. noch mehr als heute —

so daß es der *Désfilées* — so genannt in der Militärsprache jener Zeit — d. i. der Straßen durch unwegsames Gelände, der Brücken, der Wald- und Hohlwege gar viele gab. Es erscheint daher nötig, die einzelnen Kriegshandlungen an Hand der Karte zu verfolgen, wozu sich am besten der Mehrfarbendruck der Landesaufnahme eignet.

### Feind und Freund.

Eine kurzatmige Kriegführung herrschte auf diesem Schauplatz vor, und das auf beiden Seiten. Schlechte Geldlage des Mutterlandes und darum mangelhafte Ausrüstung und Ausbildung des ohnehin kleinen, nur 15—20 000 Mann betragenden *schwedischen Festlandheeres*, dazu Rücksichten seiner Generale auf innerpolitische Schwierigkeiten bewirkten eine nur lässige Führung dieses in ganz Schweden unvolkstümlichen Krieges, so daß schon darum die schwedische Armee ihrem vergangenen Kriegsruhm wenig Ehre machte und ihr Ziel, Berlin zu gewinnen, niemals erreichte. Vielmehr gelang es den Preußen, den schwedischen Gegner hier festzulegen und zudem dauernd in Atem zu halten.

Doch auch *Friedrich dem Großen* standen auf diesem Nebenkriegsschauplatz für durchgreifende Unternehmungen keine ausreichenden Truppen zur Verfügung, mußte er doch selber mit seinem Heere bald hier, bald dort erscheinen, um der vielen Feinde Herr zu werden. So gab es denn hier keinen Krieg der großen Schlachten, sondern einen Kampf meist kleinerer Truppenverbände, einen ausgesprochenen „*Detachementskrieg*“, der jedoch mit seinem Sicherungs- und Rundschafterdienst den Preußen und ihrer Reiterei oft genug Gelegenheit gab, zahlenmäßige Unterlegenheit durch Mut und Entschlossenheit auszugleichen. Hier war der Husarenoberst *Belling* der rechte Mann am rechten Platze und späterhin die Seele des preußischen Feldzuges in diesen nördlichen Landen.

Linienregimenter der Feldarmee und im allgemeinen auch die leichten Truppen der preußischen Freibataillone waren für diesen Schauplatz kaum oder doch selten und dann nur für kürzere Zeit verfügbar, zumal auch die russische Gefahr vom Osten die preußische Heeresführung ständig beschäftigte. So mußten denn die Markten zur Selbsthilfe greifen und für die Zeit des Krieges eine *Landmiliz*, zunächst auf eigene Kosten der Landschaft, aufstellen, die dann durch königlichen Erlaß vom 13. Juli 1757 weiterhin angeordnet wurde; Landedelleute, Beamte, z. T.

auch verabschiedete Soldaten waren die Führer; daneben gab es eine reitende Miliz der Landhusaren oder die Landschwadronen: im ganzen einige Bataillone und ein Duzend Eskadrons als ständige Truppe. Die uckermärkische Feldmannschaft sammelte sich in *Stettin* und wurde dort ausgebildet. Besonderen Zuzug von Freiwilligen hatte *Belling*, und das um so mehr, je größer seine und der preußischen Husaren Kriegserfolge wurden. Im ganzen sind im Verlauf des Krieges zehn Bataillone mit 5560 Mann als Landmiliz aufgestellt worden, von der Uckermark mit ihren 68 392 Einwohnern 915 Mann. Dazu kamen die unaufhörlichen Gestellungen für das Feldheer.

### Wie der Krieg geführt wurde.

Ein *Kleinkrieg* also war es, mit Ueber-raschungen des Gegners und allerlei Kriegslist, so z. B., wenn man weit im Rücken des Gegners einen Posten aushob oder gar eine Stadt mit feindlicher Besatzung überrumpelte oder durch Trommelschlagen und Wachtfeuer ein Lager vortäuschte. Auch wenn größere Abteilungen vorrückten, so pflegte das in mehreren Kolonnen zu geschehen, besonders auf Seite der Schweden, die einerseits ständig auf die Deckung ihrer linken Flanke gegen *Stettiner* Truppen bedacht sein mußten, andererseits auf ausreichende Versorgung in der mehr und mehr ausgesogenen Uckermark. So pflegten sie denn in allen Kriegsjahren erst im Sommer über die *Peene* vorzurücken, am liebsten zur Zeit der neuen Ernte, und mit Anbruch des Winters wieder nach *Schwedisch-Vorpommern* zurückzukehren. Gern errichteten sie *Feldschanzen*, um sich dort wirksamer festsetzen zu können, und mancher alte Burgwall des Uckerlandes — die man ja bis heute gern „*Schwedenschanzen*“ nennt — mag damals spät wieder zu Kriegsehren gekommen sein. Zum Bau der Schanzen wurden Landeseinwohner mit herangezogen, so die Handwerker in *Strasburg*, als es galt, zwei große Schanzwerke vor dem *Altstädter* und dem *Jüterker* Tor zu errichten, mit Erdwällen und Batterien, deren letzte Reste erst 1765 beseitigt wurden.

Von wirklichen Uebergreifen in preußischen Landen wird — ganz im Gegensatz zum Dreißigjährigen Krieg — kaum erzählt; auch *Seck*, der Geschichtschreiber des alten *Prenzlau*, weiß nur zu melden, daß die Schweden Obstbäume, Zäune und Bauholz verbrannten, ja sogar das „*Gericht*“ vor dem Tor und einen Pfahl mit einem Rade, da die Preußen die Holzzufuhr ab-

geschnitten hatten. Sonst aber begnügte sich der Feind mit Kontributionen, Requirieren von Lebensmitteln und Futtermitteln sowie Gespannstellungen: Leistungen, die jedoch, je länger, umso drückender auf dem Lande lagen, so daß es in einem Bittschreiben des Strasburger Magistrats 1759 an den schwedischen Chefgeneral heißt: „Wir wissen wohl, daß im Kriege es hart hergeht und daß die armen Untertanen eines bedrängten Landes herhalten müssen; es herrscht aber auch unter Waffen eine gewisse Billigkeit und Menschenliebe, so daß doch die Einrichtungen in Ansehung der Abgaben so gemacht werden, daß die Untertanen nicht gar ad extrema gebracht und davonzulaufen, das Ihrige im Stich zu lassen gezwungen werden.“ Seit berichtet aus Prenzlau von folgenden Kontributionen: 1757: 6300 Rtl., 1758: 34 000 Rtl., wovon die Stadt jedoch nur 15 509 zahlte, die ganze Uckermark in diesem Jahre 311 050; 1759: 7764 Rtl. und für 10 712 Rtl. Lieferungen; 1760: 12 000 Rtl. und Lieferungen für 41 362 Rtl.; insgesamt in allen vier Jahren, in denen der Feind Prenzlau heimuchte: 136 791 Rtl., wovon die Stadt 20 000 aufnahm, den Rest aber selber aufbrachte. Eben dort hören wir, daß am 2. Oktober 1757 von Pasewalk 300 schwedische Reiter erschienen, die Gelder der königlichen Kassen an sich nahmen, abends Betstunde auf dem Markt hielten und am nächsten Morgen nach Strassburg weiterzogen: ein scharfzurnisches Augenblicksbild aus diesem Feldzug, das man nicht des näheren auszuführen oder gar mit novellistischem Zutaten zu umkleiden braucht, um seine Schlagkraft zu spüren.

Ähnlich verfahren die Preußen in Mecklenburg-Schwerin, das Truppen zum Reichsheer zu stellen hatte; und wenn der Herzog dort auch eine gewisse Neutralität gegen Friedrich beobachtete, so blieb sein Land, besonders in den späteren Kriegsjahren, doch von preußischen Werbungen und Beibehaltungen keineswegs verschont, vielmehr bezog Friedrich Geld sowie Lebens- und Futtermittel von dort so reichlich, daß er erklärte, dieses Land gleiche einem Mehlsack, auf den man nur zu klopfen brauche — es käme immer noch etwas heraus. Dagegen blieb Mecklenburg-Strelitz wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Friedrich befreundeten und mit ihm verbundenen England von solchen Kriegslasten fast ganz verschont.

Endlich ist der Kampf auf preußischer Seite auf diesem Schauplatz gekennzeichnet durch häufige

Truppenverschiebungen, besonders durch Austausch von der Front gegen die Russen, doch auch aus Sachsen. Oft greifen Truppen von Stettin ein, gelegentlich auch solche, die zur Deckung Berlins im Norden der Hauptstadt zusammengezogen werden. Stets aber können größere Truppenmengen hier nur zeitweise belassen werden; und so ähnelt denn die Kriegführung in der Mark und dem angrenzenden Pommern oft sehr einem Tauziehen, bei dem abwechselnd bald die eine, bald die andere Partei vorrückt.

Es würde darum ermüden, im Rahmen dieser Darstellung alle die einzelnen Teilkampfhandlungen zu verfolgen; vielmehr sollen nur die großen Linien gezeichnet und so ein Rahmen gegeben werden, in den hinein sich noch viele kleine, farbige Mosaiksteine setzen lassen, zumal aus handschriftlichen Quellen der Ortsarchiv und aus Kirchenbüchern: eine dankbare Aufgabe für Kleinarbeit auf dem Felde der Heimatgeschichte. Einen solchen Rahmen zu geben, erscheint zudem umso wesentlicher, als die allgemeinen wie die besonderen geschichtlichen Schriften über diesen Krieg in unsern Gegenden zwar allerlei Tatsachen und Daten bringen, ohne daß jedoch oft das leitende Band und der Sinn der einzelnen Kampfhandlungen zu erkennen wäre.

**1757**

Das Kampfspiel beginnt. Die Schweden gingen, im ganzen 13—14 000 Mann stark, am 13. September über die Peene, doch blieb ihre Hauptmacht südlich des Flusses stehen. Erst gegen Ende des Monats stießen kleinere Abteilungen strahlenförmig vor: Vorposten nach Uckermünde und Löcknitz und 1300 Mann Kavallerie und Infanterie nach Pasewalk, von denen 1000 unter General Horn nach Prenzlau marschierten. Furagier- und Kontributionsabteilungen drangen in die Uckermark weiter vor, bis zur Havel. Widerstand fand der Feind kaum; eine Abteilung preußischer Husaren wurde aus Löcknitz vertrieben, wo sie den Radowübergang besetzt hielt. Auch Usedom und Wollin nahm der Feind.

Erst Anfang November konnte Friedrich den Feldmarschall Lehwaldt, der in Ostpreußen gegen die Russen gestanden hatte, von Stettin gegen die Schweden entsenden, vor dessen überlegenen Streitkräften diese sich auf die Peenelinie zurückzogen, dann auch diese räumen und bis unter die Tore von Stralsund zurückgehen mußten. Ebenso wurde Mecklenburg-Schwerin von den Preußen besetzt; doch ließen

der Winter und der Abmarsch starker Abteilungen nach anderen Schauplätzen keine größeren Unternehmungen reifen.

**1758**

Das Kriegsjahr 1758 steht im Zeichen eines Vormarsches gegen Berlin, den die Russen von Osten, die Schweden von Norden begannen. Gegen die anrückenden Russen wurden zunächst die preussischen Truppen aus dem vorpommerischen Grenzgebiet auf Schwedt zurückgezogen; nur einige Kompagnien und Schwadronen blieben an der Peene. Kosaken erschienen in der Uckermark und requirierten; erst Friedrichs Sieg bei Zorndorf am 25. August vertrieb sie.

Die Schweden, schlecht gerüstet, gingen erst Mitte Juli über die Peene; am 28. August stand ihre Armee bei Strasburg, am 6. September in und um Prenzlau, besonders in der Gegend des Klinkower Berges, in Dedelow und Ellingen. Zögernd nur begann am 11. ihr Vormarsch auf Berlin, und zwar nicht über Templin und Zehdenick, sondern über Lychn und Neuruppin, wo man bessere Straßen und reichere Vorräte erwartete — und sich doch nicht allein in beidem täuschte, sondern zudem von Berlin als dem eigentlichen Ziele mehr und mehr abkam. Sah sich die schwedische Vorhut bereits auf diesem Vormarsch von leichten preussischen Truppen mit Geschützen bei Güstow und Sollmiz angegriffen, so wurden in der Folge die rückwärtigen Verbindungen durch einen rege tätigen Feind bedroht und zugleich die schwedische Hauptmacht im Süden in Gefechte mit einem Berlin deckenden preussischen Korps verwickelt, das eine zahlreiche leichte Reiterei in diesen Waldgegenden einzusehen hatte. Da zugleich die Russen im Osten zurückgingen, mußten die Schweden am 10. Oktober wohl oder übel, trotz Vorwärtsdrängens ihrer Regierung, den allgemeinen Rückzug auf Prenzlau antreten, das sie am 17. und 18. erreichten, durch Heide und Sand, ständig umschwärmt von preussischer Kavallerie. Aber auch hier kamen sie nicht zur Ruhe: 8 Bataillone und 12 Schwadronen rückten unter dem preussischen General Manteuffel von Stettin aus zunächst auf Angermünde vor und verwickelten den Feind, der einen größeren Kampf mied, in fortgesetzte Gefechte, in der zweiten Hälfte des November im Raume zwischen Prenzlau und Gramzow, am 20. und 22. Oktober bei Röpersdorf, am 22. Oktober, 16. und 17. November bei Vietkow und am 18. und 19. November bei Güstow (nahe Gramzow), wo den Schweden ein Ueberfall im

Nebel mißlang und um den Kirchhof gekämpft wurde, auch mit Geschützen. Da bei der anbrechenden Winterzeit zugleich die Verpflegung im Lande knapp zu werden begann, so traten die Schweden am 21. November den Rückzug über Pasewalk an, von General Manteuffel auf dem Fuße gefolgt, der sogleich Prenzlau besetzte. Unter den lebhaften Rückzugsgefechten heben sich heraus die am 25. bei Wiltschow und Bandelow sowie Beschießung und Kampf um die Schanzen bei Werbelow, die den Uebergang über die Beeke deckten. Wünschte auch die schwedische Regierung ein Ueberwintern in Feindesland, so ließen doch die Preußen keine Ruhe, sondern drängten, verstärkt durch in Sachsen frei gewordene Truppen, die Schweden über die Peene und weiter in der Richtung auf Straßund zurück.

**1759**

Mitte Mai dieses Jahres marschierte der größere Teil der preussischen Truppen ab, wiederum gegen die Russen, und nur 6 Bataillone und 7 Schwadronen Husaren und Dragoner verblieben in Vorpommern. Doch erst Mitte August rückten die Schweden langsam gegen die Uckerlinie vor; am 1. September erschien eine kleine Abteilung in Prenzlau, am 14. eine größere, die nach Templin weiterzog, von dort am 20. zurückkehrte und in Prenzlau vor dem Steintor ein Lager bezog. Der 24. September brachte ein für die Schweden verlustreiches Gefecht bei Pasewalk, und der 2. September kostete sie über 200 Gefangene bei einem preussischen Ueberfall auf diese Stadt — andererseits gelang am 6. September ein schwedischer Ueberfall auf Löcknitz. Beitreibungen erschreckten sich auf die ganze Uckermark. Da zog von Berlin General Manteuffel mit stärkeren preussischen Truppen heran und als Führer seiner Vorhut der Mann, dessen Name bis zum Ende des Schwedentrieges und weit darüber hinaus überall im Uckerlande einen guten Klang hatte: Husarenoberst Belling, von Friedrich dem Großen besonders geschätzt, dem er gegen Oesterreicher, Russen und Reichsarmee bereits vortreffliche Dienste geleistet hatte. Für seinen kühnen Unternehmungsgeist bot der Kleinkrieg hier gerade das rechte Feld; er verblieb mit seinem Husaren- und einem Dragonerregiment auch weiterhin auf diesem Kriegsschauplatz.

Die schwedische Hauptmacht stand damals zwischen Prenzlau und Strasburg; Werbelow mit seiner festen Schanze war ein Hauptstützpunkt. Die Preußen, die Prenzlau besetzten und ihre Vorposten anfangs gegen

Ellingen und Schönwerder vorschoben, drangen von dort nordwärts vor und erreichten am 28. den Taschenberger Abschnitt. Schon der 29. September brachte lebhafte Gefechte bei Roggow und Wezenow, der 30. ebensolche bei Bandlew und Werbelow. Zugleich von der Randow durch Truppen aus Stettin beunruhigt und ebenso im Westen aus Mecklenburg, auch ohne rechte Vorräte im Lande, zogen die Schweden am 23. Oktober von Pasewalk auf Anklam ab, und das Uckerland war frei. Winterruhe gab es diesmal für beide Teile nicht, doch mißlang die preußische Unternehmung gegen Schwedisch-Vorpommern, die sich bis in den Januar ausdehnte, ja General Manteuffel wurde in Anklam von den Schweden überrumpelt und gefangen — ähnlich wie es der schwedischen Besatzung von Demmin am 20. Oktober des gleichen Jahres ergangen war.

1760

Das Jahr 1760 fand die Schweden um die Zeit nach der neuen Ernte, in der zweiten Hälfte des August, in breiterer Front in allmählichem Vorrücken. Bei einem dieser Gefechte ward am 29. August der schwedische Junker Blücher — ein Mecklenburger — von den Preußen gefangen genommen, und zwar am Cavelspaß bei Friedland; derselbe Blücher, der dann unter Preußens Fahnen später manchen Reiter Sieg erfocht. So brach auch in diesem Jahre der Feind in die Uckermark ein. Belling mit seinen Regimentern verblieb zunächst im Taschenberger Sumpfabschnitt, Front gegen Norden, die Vorposten in Strasburg.

Am 31. August standen die Schweden bei Strasburg und begannen in den ersten Tagen des September den Angriff auf die Uckerlinie, um Pasewalk und Prenzlau in ihre Hand zu bekommen. Die preußischen Vorposten mußten auf die Güterberger Höhen zurückgehen, während die preußische Infanterie den Röntop-Abschnitt, von Taschenberg ostwärts, besetzt hielt; ein Bataillon stand an der Brücke zwischen Taschenberg und Jagow, ein zweites an dem Uebergang der Landstraße über den Bach nördlich Bandlew, eine Kompanie deckte dazwischen die Brücke bei Schindelmühle. Gegen diesen Abschnitt gingen die Schweden vom Güterberger Höhenrand her mit starken Kräften, mindestens vier Regimentern Kavallerie und einem Bataillon vor. Belling wandte sich mit fünf Schwadronen gegen sie, mußte jedoch angesichts des überlegenen Feindes weichen. Auch das

Taschenberger Bataillon räumte seine Stellung und zog sich, gedeckt von den Reitern Bellings, auf Prenzlau zurück; dabei versuchte schwedische Kavallerie die Preußen von Prenzlau ab- und bei Schönwerder in den Uckersumpf hineinzudrängen, wurde aber durch plötzlichen Angriff der Schwadronen Bellings verlustreich abgeschlagen. Das Bandlew Bataillon marschierte inzwischen auf gleicher Höhe mit dem Taschenberger; es wurde von den Schweden weniger bedrängt, um so mehr aber die Kompanie von Schindelmühle, die bei ihrem Zurückgehen bald von einer großen Uebermacht schwedischer Reiter beschossen, umringt und nach tapferem Widerstand teils niedergehauen, teils gefangen genommen wurde. Belling selber zog auf Prenzlau und blieb im Osten der Stadt stehen; die preußische Hauptmacht ging auf Vietikow zurück. Der schwedische Angriff auf das nur von 3 Kompanien verteidigte Prenzlau erfolgte am 6. September; die Tore — außer dem Steintor, das man für den Rückzug freihielt — waren rechtzeitig verbarriadiert, die Brücken über die Ucker und ihre Nebenarme abgebrochen worden; besetzt gehalten wurden die Vorstadt am Ruhdamm und die Neustadt. Als am Morgen die schwedische Armee auf den aus allen diesen Kriegsjahren bekannten Klinkower Höhen stand, verlangte ihr General Lantinghausen durch einen Parlamentär die Räumung der Stadt, andernfalls er sie in Brand stecken werde; eine Maßregel, die indessen kaum ausgeführt worden wäre, auch wenn Oberst Belling — der mit seinen Truppen bei St. Georgen stand — nicht erklärt hätte, er werde in das erste beste brennende Haus alsdann einige gefangene schwedische Offiziere werfen lassen. Nunmehr setzte die Beschiesung der Außenwerke ein und der schwedische Infanterieangriff auf das Berliner und Anklamer Tor. Jenes wurde genommen, und schwedische Infanterie mit Geschützen drang in die Stadt. Der Markt wurde verteidigt, auch in den Straßen gekämpft. Als jedoch die Schweden den Marienkirchhof genommen hatten, mußten die Preußen den Markt räumen und durch das Steintor abziehen; ebenso die Verteidiger des Anklamer Tores.

Jetzt wurde die preußische Hauptmacht zur Deckung Berlins nach Greifenberg, dann Zehdenick zurückgezogen, und Belling ging auf Polßen, später auf Templin zurück, von wo er einen wirksamen Kleinkrieg gegen Beitreibungskommandos und rückwärtige Verbindungen der Schweden führte.



Nun aber begann der entlastende preußische Vorstoß von Stettin. Einem Vorgefecht bei *Wegelow* folgte am 3. Oktober der Angriff auf das von den Schweden besetzte *Pasewalk*, erschwert durch die dortigen Ufersümpfe und durch Feldwerke, die der Feind nach seinem Brauche vor den Mauern angelegt hatte. Einer vorbereitenden Beschießung besonders der Außenwerke am *Prenzlauer Thor* folgte der preußische Sturm auf diese. Schon setzten sich die Angreifer in den Außenwerken fest und nahmen sogar das äußere des doppelten Tores, doch blieb der Kampf um das Innen Thor ohne Erfolg — und die Angreifer mußten auf die Schanzen zurück. Erhellte auch der Brand der Vorstadtshäuser den Abend, so kam doch ein zweiter Angriff in der Dunkelheit nicht zur Entwicklung. So gaben die Preußen *Pasewalk* auf und gingen auf *Lößnitz* zurück. Auf beiden Seiten waren die Kämpfe gleich tapfer geführt worden und die Verluste groß gewesen.

Da den Schweden nunmehr ein Angriff von den jetzt südlich *Prenzlau* stehenden preußischen Abteilungen drohte, hielt es *Langinghausen* für geboten, seine Truppen auf den *Werbelower* Abschnitt zurückzunehmen; *Belling* folgte auf der linken Flanke. Auch die Verbindung der Schweden im Norden sollte empfindlich gestört werden, diesmal durch einen kühnen Zug des Majors *Knobelsdorf*, der am 5. Oktober mit 3 Kompagnien und 200 Husaren unter dem Schutze der Grenzwälder über *Schönhausen* und *Rothemühl* in die Gegend von *Jahnitz* vorstieß und dort feindliche Zufuhren aufhob. Rasch wurden gegen ihn 3 schwedische Abteilungen in *Marisch* gesetzt, von denen eine aus *Strasburg* auf *Rothemühl*, die zweite von *Kettelgrund* auf *Rothemühl*, die dritte auf *Jahnitz* marschierte. Die preußische Schar entkam auf Nebenwegen bis in die Gegend von *Schönhausen*, wurde aber dort entdeckt und verfolgt. Ein glücklicher Zufall kam ihr zu Hilfe: man hatte im Walde kurze Rast gemacht und zur Erwärmung in der kühlen Herbstnacht einige Feuer angezündet, die beim Weitermarsch brennen blieben. Diese Feuer hielten die Schweden für das feindliche Lager und begannen es einzuschließen. Den so gewonnenen Vorsprung konnten die Preußen benutzen und sich eilig über *Kretow* und *Woldegg* zurückziehen.

Zugleich vereinigten sich die bei *Lößnitz* stehenden preußischen Truppen mit *Belling* bei *Prenzlau*, so daß die Schweden von drei Seiten beunruhigt wurden. So zog der Feind, da auch das Wetter die Kampfhandlungen er-

schwerte, am 16. Oktober auf *Anklam*; am 17. folgte die Hauptmacht bei *Werbelow* und eine Abteilung, die bei *Strasburg* gestanden hatte. Die Preußen rückten bis zur *Peene* nach, die Schweden bezogen jenseits des Flusses Winterquartiere, von *Belling* aus *Mecklenburg* oft beunruhigt, der den Winter dazu benutzte, in sein Husarenregiment 5 neue Schwadronen einzustellen.

Neben diesen Kämpfen einher gingen stets solche gegen die Russen — im Oktober gelangten russische Streifen von *Schwedt* bis vor die Tore von *Prenzlau* — und mehrfach auch in diesem Jahre wurden preußische Truppen dorthin abberufen.

1761

In diesem Kriegsjahr wurde besonders im südlichen Vorpommern und angrenzenden *Mecklenburg* gekämpft. Mitte Juli kamen die Schweden unter dem neuernannten General *Ehrenswärd* hinter der *Peene* hervor. Ihren im ganzen 15 000 Mann standen zunächst nur *Bellings* beide Regimenter mit 6 Geschützen gegenüber, im Anfang am schützenden *Cavelpaß* bei *Friedland*, dann unter täglichen Gefechten auf *Woldegg* sich zurückziehend; auch westwärts, bei *Neubrandenburg* und längs der *Tollense* wurde gekämpft und bereits am 5. September im Walde von *Rothemühl*, Mitte des Monats bei *Ferdinandshof*. In den dortigen Waldgegenden sollte sich ein Hauptgefecht abspielen, das sich eigenartig genug entwickelte. Bei *Rothemühl* stand ein vorgeschobenes, sicheres schwedisches Bataillon, gegen das *Belling* in der Nacht zum 18. September aus *Mecklenburg*, von *Katzen* und *Gehren* anrückte und zugleich zwei preußische Grenadierbataillone von *Pasewalk*, durch *Heide* und *Wälder*. Bei der besonderen Lage des Ortes *Rothemühl* — aus dem Walde ausgeschnitten und nach Westen, zum Teil auch nach Süden von nassen Wiesen abgetrennt — war die schwedische Verteidigung gegen Süden und Westen leicht, der preußische Angriff schwierig. *Belling* ließ, um zugleich den linken Flügel des Feindes anzugreifen, die schwedische Stellung in weitem Bogen über die *Waldböden* von *Kettelgrund* umgehen, was dem Feinde durch die *Wälder* verschleiert wurde; erfolgte doch die Umgehung in einem besonders hügeligen und unübersichtlichen Teil des *Rothemühler Forstes*. *Belling* selbst blieb mit 8 Kompagnien und dem größeren Teil seiner Reiter in der Gegend von *Neuensund*, wo um 11 Uhr

jene beiden Bataillone aus Pafewalk eintrafen. Doch die Schweden erhielten gleichfalls bedeutende Verstärkung von Ferdinands-hof durch ein Freikorps, so daß sich bald ein lebhafter Kampf auf der ganzen Front von Neuensund bis Nettelgrund entwickelte. Der rechts ausholende preußische Flügel längs der Straße Rothemühl — Nettelgrund wurde geworfen, auch das anschließende Bataillon hineingezogen, und zugleich brachte der preußische Angriff auf dem verstärkten linken Flügel bei Neuensund in dem schwierigen und zum Teil undurchsichtigen Wald- und Wiesengelände nicht nur keinen Erfolg, sondern die preußischen Bataillone erlitten in den anschließenden verwickelten Waldgefechten starke Verluste: 200 Tote und Verwundete und 300 Gefangene — die Schweden verloren nur 123 Tote und Verwundete und 23 Gefangene. Nach dieser Schlappe mußte Belling über Gehren und Strasburg hinter Tashenberg zurückgehen, und die Schweden besetzten Strasburg. Ein Gefecht bei Tashenberg brachte dem Feind keine weiteren Erfolge, er blieb vielmehr bei Strasburg und Woldegk stehen. Anfang Oktober zog er hinter die Peene zurück.

### Der Friede.

„Und jedes Heer, mit Sing und Sang,  
Mit Pausenschlag und Kling und Klang,  
Geschmückt mit grünen Reifern,  
Zog heim zu seinen Häusern“. Bürger.

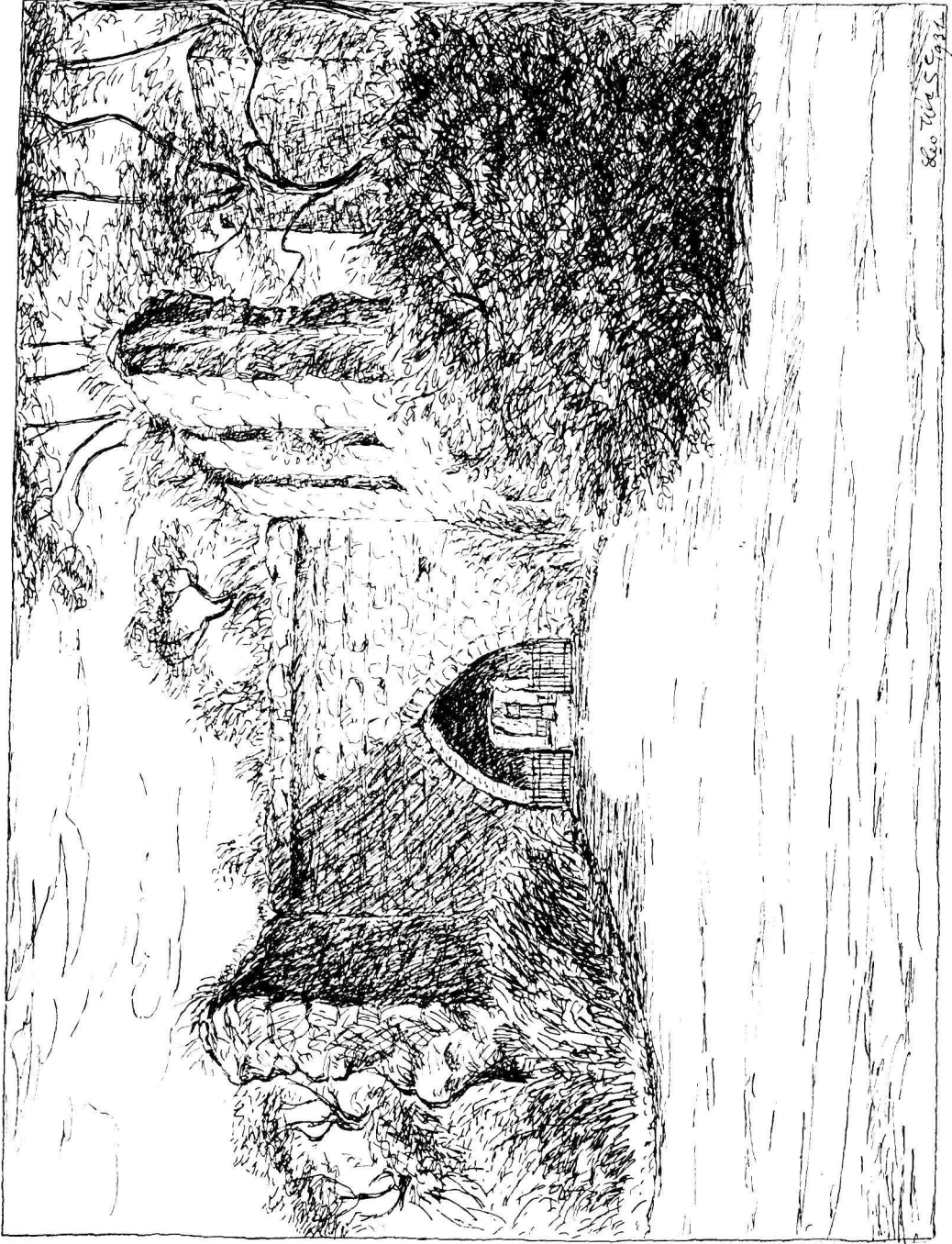
Als der Frühling des Jahres 1762 seinen Einzug in das Land hielt, da bangte wohl wiederum der uckermärtsche Bauer um seine Ernte, um die ihn in allen den Jahren vorher die fremden Soldaten aus Schwedenland gebracht hatten. Aber diesmal sollte es anders kommen; es wurde Friede, mit Rußland am 5. Mai und am 22. Mai mit Schweden (mit Oesterreich erst 1763): die Feinde hatten einen vergeblichen Krieg geführt; doch wurde Vorpommern nördlich der Peene mit Stralsund und Rügen erst 1815 preußisch.

Weg und Steg und Haus und Hof bedurften jetzt überall sehr der Wiederherstellung, und nur allmählich wurden Handel und Wandel wieder reger. In die Kirchenbücher hatten die Pfarrer mit spitzem Federkiel die Daten eingetragen, wann in ihren Dörfern der Feind erschienen war und was er mitgenommen hatte. In den Stadtarchiven wurden die Rechnungen und Belege von den feindlichen Einfällen zu Bündeln vereinigt, mit den befohlenen 14tägigen Berichten der Magistrat an die jeweilige schwedische „Kriegsdirek-

tion“ in Prenzlau, samt den Ortsbefehlen des Feindes über Gestellung von gespannen: so daß noch heut mancherlei Urkunden aus dieser Zeit zu finden sind, mit den roten Siegeln und den Unterschriften schwedischer Generale. Die Stadtväter aber saßen gebeugt über die Rechnungenbücher und sann, wie man die hoch aufgelaufenen Schuldschulden verringern könnte, bei deren Tilgung der König ihnen dann nach Kräften half. Die „Schwedenschanzen“ vor den Toren verschwanden allmählich; doch die, welche, im Lande verstreut, nur so genannt wurden — und doch in Wirklichkeit alte Burgwälle waren — erhielten in jenen ihren Namen das Andenken an die Schweden. Von den Kämpfen berichteten gern und oft Veteranen und Invaliden, denen der König in den Städten und besonders in den Innungen gern hier und da ein Vorzugsrecht einräumte. Und noch lange raunte es im Volk, daß hier und da und auf jenem Hügel gefallene Schweden begraben lägen. Und in den Dörfern erzählen die Leute, wie die Einwohner vor den Geschossen sich hinter ihren Defens versteckt hielten und wie auf den Höhen ringsum einst Verwundete und Tote lagen: so in Rothemühl.

Nicht minder gedachte man der „Schlesischen Kriege“ in den Städten rings im Lande: da hielten die Pafewalker Kürassiere später besonders das Andenken von Hohenfriedberg in Ehren, und die Strasburger Schützengilde führte im Festzuge einen 1795 gestifteten, bemalten Ehrenschild mit sich — bis heute — auf dem dargestellt ist, wie „die Schützengilde zu Strasburg den 6. May 1757 den in der Battaille bey Prag gebliebenen Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin einen Teil des Weges nach Schwerinsburg begleitet“. Und auch der Bürger von Friedland vergaß nicht, daß am benachbarten Cavelpaß einst „der olle Blüchert“ unfreiwillig von den Schweden zu den Preußen übergegangen war.

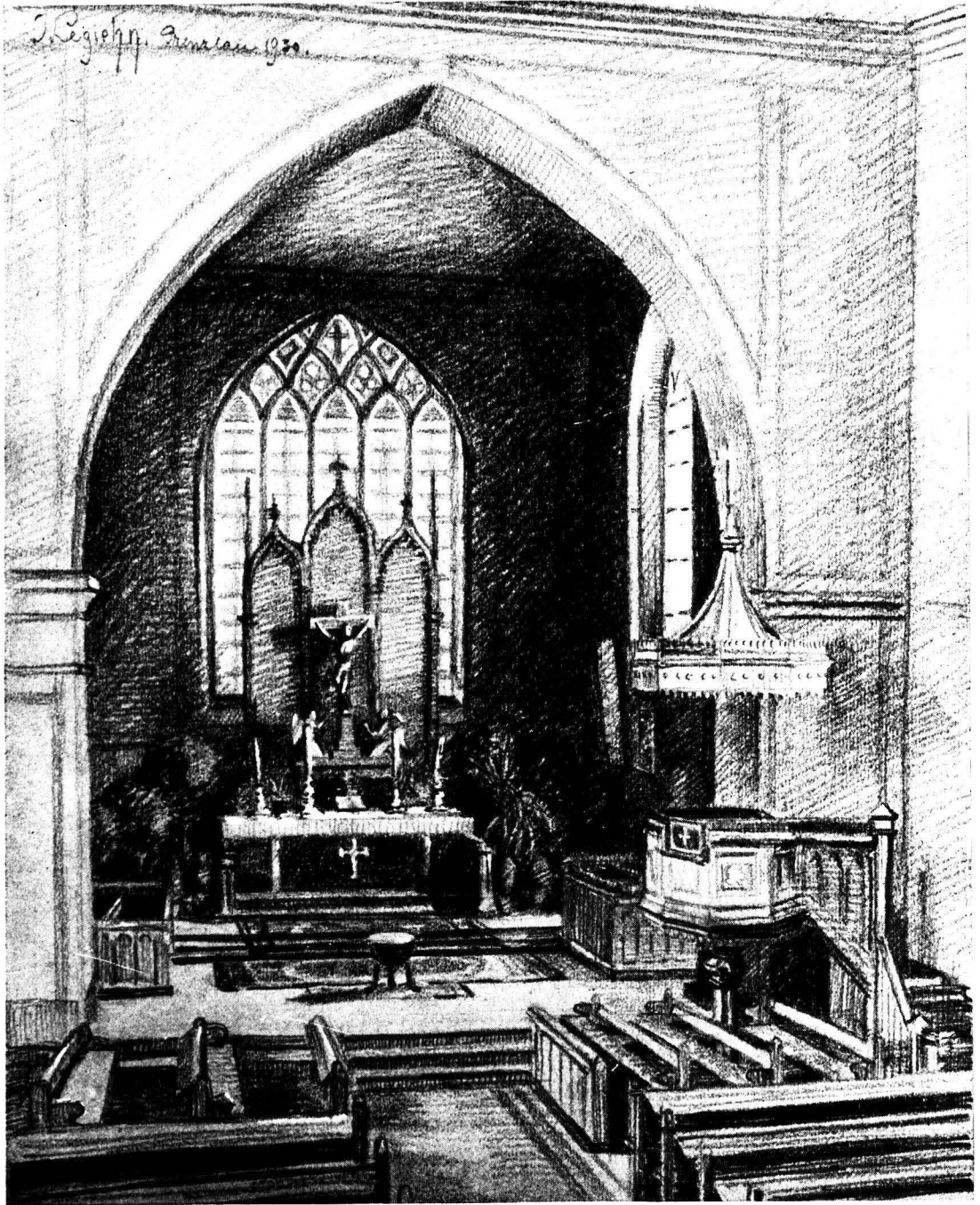
All das und noch manches andere berichtete hinfort und z. T. bis heute von dieser letzten „Schwedenszeit“ in märkischen Landen und von der Schicksalsgemeinschaft damals zwischen der Mark und ihrem großen König, und wußte zugleich Zeugnis davon abzulegen, wie auch die Uckermark — in der es nun wieder still geworden war — mitgeholfen hatte, den Krieg siegreich durchzuführen, der Schweden endgültig gewinnen ließ und der Preußen von einem deutschen Staat zu einer europäischen Großmacht erheben sollte.



Leo Witz S. 93

Kirchen-Ruine in Groß-Sperrenwalde.

Zeichnung von Leo Witz.



Inneres der St. Jacobikirche in Prenzlau.

Zeichnung von J. Legiehn.

# St. Jacobi in Prenzlau.

Von Superintendent Dr. Karl Nagel.

In wenigen Jahren wird die Stadt Prenzlau ihr siebenhundertjähriges Bestehen als deutsche Stadt feierlich begehen können. In der Tat eine lange und an geschichtlichen Wechselfällen überreiche Zeitspanne, auf welche die Jubilarin dann stolz zurückschauen darf! So alt wie unsere Stadt sind auch unsere Kirchen. Sehr bald nach Gründung der Stadt wurde diese eingeteilt in die vier heute noch bestehenden Kirchspiele und gleichzeitig die dazu gehörigen Kirchen erbaut. St. Marien ist dann rund 100 Jahre später erweitert und prunkvoll vergrößert worden, als der Wohlstand der Stadt sich gehoben hatte. St. Nicolai ist bis auf den Turm eingestürzt und seine Gemeinde siedelte über in die Heilig-Kreuz-Kirche des Dominicaner-Klosters. St. Sabini wurde 1816—17 abgetragen und durch den jetzigen Bau ersetzt. St. Jacobi allein hat die alte Form bewahrt und ist fast unverändert bis auf unsere Zeit gekommen — ausgenommen natürlich die Inneneinrichtung und den Oberbau des Turmes. So kann man diese schlichte ehrwürdige Kirche zu St. Jacobi gegenwärtig also als die älteste Kirche unserer Stadt bezeichnen.

Ein sehr einfacher, aber charaktervoller alter Bau grüßt uns hier, errichtet aus den Quadern jener Granitfindlinge, die der udermärkische Boden in unerschöpflicher Fülle birgt, eine echte Kolonisationskirche, wie man sie ähnlich auch auf den Dörfern ringsum häufig wiederfindet. Auch die Gestaltung des Grundrisses entspricht einem aus der Frühzeit unserer udermärkischen Geschichte wohlbekannten und weit verbreiteten Schema, das gebildet wird aus einem gestreckten Langhaus, an das sich ostwärts das kurze, fast quadratische Chorghaus anlegt, während westlich das Turmuntergeschoß verstärkt vorliegt. Die Technik des Baues zeigt einen sauberen Schlag des Granites und eine sorgfältige parallele Schichtung der Quadern. Auch für die Einfassung der Portale nahm man den schwer und wichtig wirkenden Granit, nur für die Fensterlaibungen verwendete man Ziegel. Die alte Form der Fenster ist nur noch erhalten in der jetzt durch den Sakristeianbau verdeckten Nordwand des Chorghauses. Ihre jetzige breitbogige Form mit dem schuppenartigen Maßwerk erhielten die Fenster etwa 100 Jahre später. Drei Kapellen wurden noch im Mittelalter an die Kirche angebaut, deren älteste die jetzt als Vorhalle

dienende, schön gewölbte und mit zierlichen Konsolesteinen gezierte Nordkapelle ist. Vermutlich stellt dieser Raum die in Urkunden öfters erwähnte Marienkapelle dar. Sie ist aus Backstein erbaut, ebenso wie die südliche Vorhalle, in welcher gegenwärtig die 1894 erbaute Niederdruckdampf-Heizungsanlage untergebracht ist. Der jüngste Anbau ist wohl die jetzige Sakristei, die in einem weniger sorgfältigen Mischbau von Granit und Ziegel errichtet ist.

Der Turm hatte nach dem ältesten uns bekannten Bilde, nämlich nach der Merianschen Zeichnung, auf dem gedrungenen massigen Unterbau einen spizen gotischen Helm. Wahrscheinlich bestand dieser wie die alten Turmendigungen von St. Marien aus Holz, das mit Kupferplatten belegt war. Die Merianschen Bilder entstammen der Zeit um 1650. Die Zeichnung von Pehold (etwa 1715) zeigt eine andere Turmform, nämlich ein abgewalmtes Dach mit kleinen Spizen an den vier Ecken seines Fußes und einem westöstlich streichenden Dachfirst. Die jetzige Form, die den Stilcharakter des Barock zeigt, erhielt unser Jacobi-Kirchturm in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Mehr als 30 Jahre lang hatte damals, so besagt ein altes Aktenstück der St. Jacobi-Pfarre, die Stadt Prenzlau keine Turmspizen. Wegen ihrer Baufälligkeit hatte man diese abtragen und die stumpfen Türme mit Brettern zudecken müssen. Bei den schlechten Einkünften der Kirchen war es lange nicht möglich, die Spizen wieder zu erneuern. In St. Jacobi erlaubten es die finanziellen Verhältnisse, im Jahre 1755 dem lang gehegten Plan des Turmbaus näher zu treten. Die Zimmerarbeiten übernahm der Zimmermeister Jacob Engelhardt in Templin, die Maurerarbeiten der Maurermeister Levin Ruger in Prenzlau. Der Entwurf stammte von dem Prenzlauer Bau-Inspektor Schwadke. Am 19. März begann man, den obersten Teil des alten Turmes abzutragen. Am 25. Oktober konnte mit dem Bau des neuen begonnen werden. Am 19. Mai 1756 wurde der Turmknopf aufgesetzt, in den man nach altem Herkommen, in einer zugelöteten Blechbüchse wohlverwahrt, Nachrichten für die Nachwelt legte. Das Verzeichnis der eingelegten Papiere ist bei den Pfarrakten. Man hatte eine Beschreibung und Ansicht der Stadt hineingetan, ferner eine genaue Nachricht von dem damals hier garnisonierenden Regiment des Erbprinzen Ludwig von

Hessen, statistische Nachrichten, ein Verzeichnis aller Handwerker Prenzlau, eine Baugewerks-Ordnung, eine Brau-Ordnung, eine Kirchenkaufen-Rechnung, die Abrechnung über den Kirchthurmbau, einen Anschlag zur Schiffbarmachung des Uckerstroms, dreizehn damals gängige Münzen, ein Verzeichnis der Lebensmittelpreise und einige Proben von inländischen Tüchern. Den Anstrich der Zifferblätter und die Vergoldung der Ziffern darauf übernahm übrigens der Maler J. P. Hackert, der Vater des berühmten Philipp Hackert, und bekam dafür von der Kirchenkasse 24 Taler.

Die an drei Seiten um den Turm herumführende Galerie ist im Jahre 1885 in Backstein neu gemacht worden und erhielt damals die zum Turm gar nicht passende gotisierende Form mit den zuckerhutartigen Spitzhelmen an den Ecken.

Schlicht wie die äußere Gestalt ist auch das Innere der Kirche.

Wir treten durch das alte schwere Granitportal, das nach der Friedrichstraße zu sich öffnet, zunächst in die Turmvorhalle ein, in deren Fußboden zwei Grabsteinplatten eingelassen sind, die eine aus dem Mittelalter stammend und mit nicht mehr zu entziffernden gotischen Minuskeln bedeckt, die andere in deutlichen Buchstaben berichtend, daß sie gelegt sei zur Erinnerung an den 1823 verstorbenen Pfarrer dieser Kirche Johann Wilhelm Rütenick. Der langgestreckte Kirchenraum, mit Gestühl dicht besetzt, wirkt einfach und ruhig, und dennoch hat der Raum in seiner fast sachlich zu nennenden stillen Schlichtheit eine Wirkung, die unbedingt zur Andacht stimmt. Sobald man eintritt, wird der Blick mit zwingender Gewalt hingelenkt zu dem leuchtend bunten Fenster der Ostwand. Dieses große Fenster ist beherrschend im ganzen Raum, und im bunten Glanz dieses Fensters steht auch der Altar. Ein großer Triumphbogen trennt Langhaus und Altarraum voneinander ab. Stufen führen in den Altarraum hinauf und wiederum Stufen bis zum Altar selbst, auf dessen Sockeln vor einer dreigeteilten Hinterwand die beiden Engel das hochragende Bild des Gekreuzigten anbeten. Bei der letzten großen Renovierung der Kirche, die in den Jahren 1849—1852 vorgenommen wurde, erhielten Altar, Kanzel und Inneneinrichtung diese jetzige Gestalt. Leiter des Umbaus der Kirche war der Baumeister Herzer, Pfarrer der Kirche damals Johann Friedrich Wilhelm Jakob (1823—1865, † 1. Oktober 1867). Diese Restaurierung bedeutete eine völlige Erneuerung des gesamten Innenraums und seiner Ausstattungsstücke. Der Renaissancealtar, den Michael Busse

1586 „in Bürgermeister Laurenz Lübbenows Nebenhaufe in der Springstraße“ für 40 Taler geschnitzt hatte, wurde abgerissen. Teile dieses alten schönen Schnitzwerkes hängen jetzt in der Nordvorhalle und erfreuen uns durch die Lebendigkeit ihrer Darstellungen. Ebenso wurden Kanzel, Fußboden und das gesamte Gestühl herausgerissen. Eine neue Orgel, für welche man die Bausumme durch Ausschreibung von Aktien aufbrachte, baute Kaltschmidt in Stettin-Grünhof. Die Holzarbeiten wurden von Prenzlauer Tischlern hergestellt, die Kanzel z. B. von dem Tischlermeister W. Handow. Für den Altar erbat man von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Bild. Bei den Akten findet sich der vom Könige eigenhändig unterschriebene Antwortbrief, der folgenden Wortlaut hat:

„Ich habe zwar auf den Antrag vom 9. Februar d. J., der St. Jacobi-Kirche ein Altarbild zu gewähren, nicht eingehen können, dagegen ein in Holz geschnitztes und vergoldetes Krucifix nebst Konsole dazu zum Geschenk bestimmt und lasse beides hierbei erfolgen mit dem Wunsche, daß der Besitz dieses der Gemeinde aus landesväterlichem Wohlwollen verehrten Kirchenschmucks zur Erhaltung und Förderung des kirchlichen Sinnes in derselben gereichen möge.

Sans-souci den 22. Juni 1852.

Friedrich Wilhelm (IV).“

Am 5. Juli 1852 kam das Geschenk des Königs, in Kisten verpackt, hier an. Der Pfarrer teilte der Gemeinde mit, daß man diese Gabe des Königs in seinem Pfarrhause besichtigen könne. Es war das große holzgeschnitzte, übergoldete Krucifix, das heute auf dem Altar steht, und die beiden anbetenden Engel. Auf meine Anfrage hat das Preußische Geheime Staatsarchiv festgestellt, daß der König dies der Kirche geschenkte Krucifix kurz zuvor von dem Hof-Solzbildhauer Alberty angekauft hatte. Jakob Alberty (geb. 1811 zu Berlin) war ein Schüler Schinkels und hat vielfach im Auftrag des preussischen Königshauses für Kirchen gearbeitet. Die Kirche in Sakrow bekam von ihm zwölf Apostelfiguren, die Dorfkirche von Ueh bei Potsdam eine Kreuzabnahme. Er modellierte später auch die Totenmaske des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Nachdem der König das Albertysche Krucifix als Geschenk für unsere St. Jacobi-Kirche bestimmt hatte, ließ er es zuvor noch vom Künstler vergolden. Hier in Prenzlau erhob sich über die Verwendung der Figuren zunächst noch eine Debatte. Der Bauleiter Herzer wollte das Krucifix

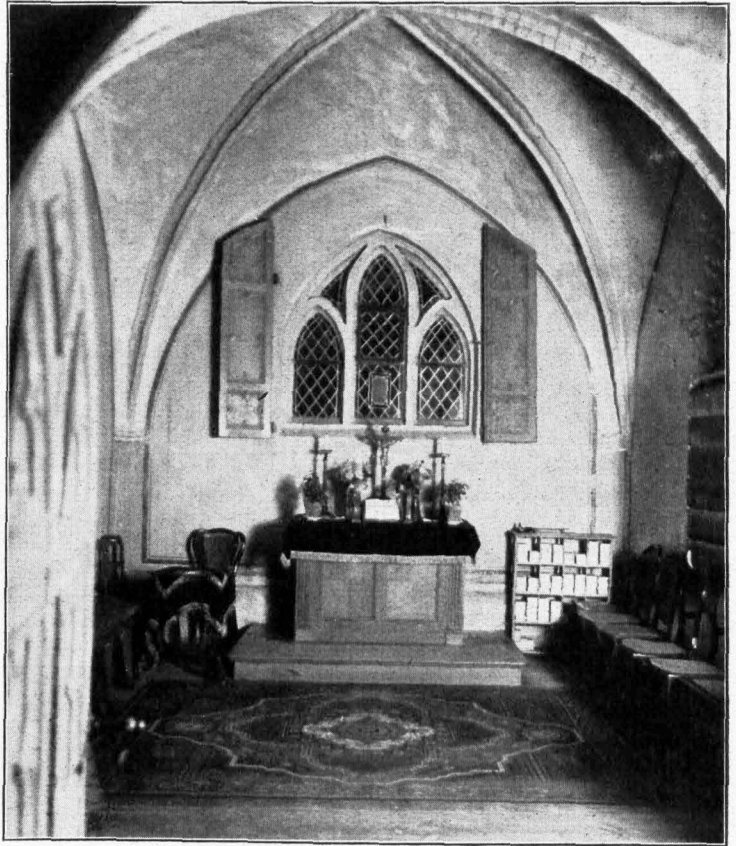
in eine Fensternische setzen, während Pfarrer und Gemeinde es auf dem Altar sehen wollten. Schließlich setzte die Gemeinde ihren Willen durch, und Kreuz und Engel fanden den Platz, den sie bis heute innehaben. Am 16. Oktober 1853 konnte die erneuerte Kirche ihrem gottesdienstlichen Gebrauch wieder übergeben werden. In der Form, die man der Kirche damals gab, ist sie bis auf unsere Tage gekommen. Ihr Anstrich ist inzwischen alt und grau geworden, das Gestühl für festtäglichen Kirchenbesuch etwas eng, aber wie so manchen Wunsch, so wird man auch den nach einer schönen farbigen Ausmalung unserer Kirche in diesen Notzeiten wohl noch zurückstellen müssen.

Ehe wir das altehrwürdige Gotteshaus verlassen, wollen wir noch einen Blick werfen in die Sakristei, die mancherlei Interessantes aus alter Zeit bewahrt hat. Allen voran jenen oft bewunderten Wandschrank, dessen Innenwände geziert sind mit gotischen, vergoldeten oder bunt bemalten Holzschnitzereien. Anbetende Engel sind dargestellt, außerdem Sonne, Mond und Sterne. Offenbar diente dieser kleine doppeltflügelige Wandschrank einst zur Aufbewahrung des Sakraments. Die Sakristei ist jetzt als Kapelle eingerichtet und wird als solche benutzt für Taufen und kleinere Abendmahlsfeiern. Der Sakristei-Altar ist ein Geschenk, das die Geschwister Hoffmann 1912 der Kirche machten. Kruzifix und Leuchter sind hier in Prenzlau in der Eisengießerei der Stifterfamilie gegossen. Ein schönes altes Glasbild vor dem Fenster stellt den hl. Jacobus dar, den Namenspatron unserer Kirche. Besonders interessant ist in der Sakristei das Delbild des hier 1666 verstorbenen Vitus Hufnagel, der seit 1653 Pfarrer an unserer Kirche war.

Von der Sakristei führt eine kleine Tür hinaus in die Nordvorhalle, von deren Wänden die Reste des früheren Renaissance-Altars und die spätmittelalterliche Holzskulptur unseres Namenspatrons St. Jacobus die Kirchenbesucher grüßen. Einen langen Zeitraum aus der mannigfach wechselnden Vergangenheit unseres Gotteshauses

haben gerade diese alten Schnitzereien miterlebt. Auch sie sind Zeugen der Geschichte.

Durch das schöne gotische Fenster geht unser Blick hinaus ins Freie, wo bunt und lebendig der Straßenverkehr zu Füßen unserer alten Kirche vorüberflutet. Die alte Kirche hart an



Photographie Schulz, Prenzlau.

Sakristei der St. Jacobi-Kirche.

der Straße voll Leben und Verkehr — das ist wie ein Sinnbild. Still will die Kirche das Heilige hüten, in Ehrfurcht wachend über dem Glaubenserbe der Väter, an den bunten und oft so verworrenen Straßen unseres Lebens eine Stätte der Einkehr und Besinnung und erquickenden Raft — und das alles nicht weltabgewandt und gegenwartsfern, sondern mitten im strömenden Leben der Zeit. Kraft für die Gegenwart soll quellen an dieser Stätte, da die Geschichte so deutlich zu uns redet. So klingt es hier dreifach zusammen in einem heiligen Akkord: „Geschichte, Gegenwart, Ewigkeit!“



Photographie Burow, Brüssow.

## Ein 50jähr. Dienst-Jubiläum.

Von einem Rekord soll hier die Rede sein. Nicht von einem der Höhe oder der Schnelligkeit, auch von keinem des Bogens oder Tennisspielens. Davon lesen wir ja alle Tage in den Zeitungen und sind kaum noch überrascht. Den hier in Betracht kommenden hat die Treue und Bodenständigkeit errichtet. Er besteht in der Feier eines seltenen Dienstjubiläums der Hausangestellten Berta Ahlbeck-Battin.

Am 1. Oktober 1881 trat sie, die aus Brüssow stammt, in die Dienste der Bauernhofbesitzerin Emilie Sy-Battin. Ihr war sie 19 Jahre dienstbar, um dann in demselben Hause dem Sohn ihrer inzwischen verstorbenen Herrin weitere 17 Jahre zu dienen. Als dieser, der Bauernhofbesitzer August Sy, im Jahre 1917 gleichfalls verstarb, blieb Berta Ahlbeck in Stellung bei der Frau des Verewigten, der Witwe Marie Sy, geb. Lenz. In deren Haus nun konnte sie am 1. Oktober 1931 ihr 50jähriges Jubiläum als Hausangestellte feiern.

Aus ihrem Leben lassen wir sie am besten selbst berichten. Sie erzählt: Ik bin in Brüssow an 22. September 1866 geboren. Mien Mudder stürw bald, un ik kreeg een Steefmudder. Ik kann nich seggen, dat ik't bi ehr good hat heff. In Fahrenwoll bin ik dat eerst Johr no d' School gohn bi Mag Linnow sien Votter. Van Brüssow ut heff ik mi späder een Sommer lang in Bomihl as Rinnermäken vermeed't un bin dor ook bi Lehrer Sendke. no d' School gohn. Herr Kanter het sehr väl van mi hollen. Den Sommer 1877 heff ik in Battin bi Mutter Zifen (Witwe Emilie Sy) Gänj' hödd't. As ik to Meheel no Brüssow mööt, sär Fru Zif: „Wenn insegment bißt, kast werrer kommen“. Dat is denn ook geschehen. Votter Zif weer al dood, as ik mienen Deenst antreden deer. Ik heff van dunn an Freud un Leed, good un schlecht Dog mit mien Herrschaft deelt un bin dor west as tohus.

Arbeiten künn ik sehr, un ik heff in mien Lewen väl don. In de Landwirtschaft giwt dat, glöw ik, keen Hus- oder Butenarbeit, de ik nich moft heff. Ik schenneer mi ook hiit noch vör keen Stück Arbeit. Mänch Mannsmensch is ut de Pust kommen, wenn ik bi't Upstoken weer orer bi't Rudelastoden gegenbörn müßt. Uemmer heff ik as Fru mien Mann stohn.

Ees müßt ik in Luft afstoken. Jerer Jung wett, dat dorbi keen Tied to verleern is, wenn mit dree Wogens inföhrt ward. Ik stoft jo denn ook egol mien Noht weg. Mit ees röp Anna Halpapp, de up't Steilingsbrett afnehm: „Mäten, holl blot ees an, ik müidd eerst no Luft schnappen,“ und Mudder Krusen, de ik in den Taf ball unnerdümpelt har, keet mit'n Kopp ut ehr Garben un schreeg: „Du treck di man Hofen an“.

Mit de Pärde bin ick genau so ümgohn as 'n Grotspänner, un no Rossow föhr ik hiit noch alleen.

Tweemol bin ik in mien Leewen krank west. 1894 weer dat, dunn leeg ik an Flecktyphus. Se hebben all dacht, dat dat mien Lezt weer, awer ik heff mi doch noch ees rutkrappt. 1921 het mi de Gripp unnerkreegen, awer dat weer man blot sun Klein Dewergang.

Tobett gohn un upstohn bin ik leewenslang mit de Höhner.

Mien Apptit is ümmer good west. Süß' heff ik noch mien schön Stuw un mien schön Bett. 'M Sofa het mi Mudder Zif schenkt, un van Onkel Albert'n heff 'k een Regulatorklock krägen.

„Gesund un satt,  
Wo schön is dat,  
Un Arbeit dor to  
Mößt glücklich un froh.“



Zwanzig Jahre hindurch habe ich die schlichte Größe dieser Frau beobachten und bewundern dürfen. Und immer konnte ich mich der Erkenntnis nicht erwehren, daß sich Berta Ahlbeck in der Hast und dem Wirrwarr unsrer Zeit auf eine einsame und stille, aber glückliche Insel gerettet hat, an der die Wogen des brandenden und tobenden Lebensmeeres kraftlos zerschellen.

Mancher Schwache hat sich an ihrer Gradheit, an ihrer Zähigkeit und ihrem Glauben aufrichten können.

Es wird viele geben, die von ihr mit Chamisso bekennen:

„Und ich an meinem Abend wollte,  
Ich hätte diesem Weibe gleich  
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,  
In meinen Grenzen und Bereich.  
Ich wollt, ich hätte so gewußt,  
Am Kelch des Lebens mich zu laben,  
Und könnt am Ende gleiche Lust  
An meinem Sterbehemde haben.“

Wenn an einem, so wird an ihr wahr werden das Bibelwort: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen: Gehe ein zu deines Herrn Freude. E. Sendke.

## Dat Perdei. / En ufermarfisch Segg. / Von Max Lindow, Prenzlaw.

Hans heet he, weer ut Weetnichwo,  
Güing tiedig al up Prenzlow to,  
Den Harwstmarkt to besöken.  
Mank all de Buden fünd he dor  
Dot eenen Mann, de harr een poor  
Karwigen to verköpen. (Karwigen = Kürbisse)

Hans hett so'n Dinger noch nich sehn.  
He steiht un kiek, krappt sich an't Been  
Un ward sich dat befrogen. —  
De Kärl, een ollen Doniggood,  
Bull Bunkenstreich un Dewermoot,  
Seggt dunn mit ärnsthaf Dgen:

„Perdeier sind dat. — Köp di een.  
Utbrögen müßt du dat alleen,  
Doch will dat nich veel heeten.  
Dit brune hier, dat is een Boß!  
Hans awer glöwt den mallen Spooß  
Un will den Pries nu weeten.

Dunn seggt de Mann: „Wiel du dat büßt,  
Teihn Doler bloot, — een anner müßt  
Mi fiefundtwintig gewen.“ —  
Hans denkt, dat weer so'n Ei woll wert,  
Teihn Doler för een junget Perd,  
Dat weer nich öwerdrewen.

He tohlt un fröggt noch dit un dat,  
Geiht heel vergnögt rut ut de Stadt  
Un kümmt no sienen Roten.  
Dort hett he denn up siene Dort  
Uns Muddern richtig dat verkloort,  
De künn dat Glück kum foten.

En Nest würd moockt ut Stroh un Heu,  
Un ball seet Hans denn up dat Ei,  
Weer iwrig bi dat Brögen.  
Jo, Hans, de seet mol warm un sacht,  
Un wenn he an sien Perd hett dacht,  
Künn he sich bannig högen.

De erste Tied güing alles good.  
Hans leed jo in sien Nest keen Rot,  
Kreeg Rees' un Wost un Schinken.  
Sien Mudders hett em eit un stroockt,  
Hett för em brod't un baakt un kookt —  
Un gew em ok to drinken.

Rost hett de Tied nich krupen wullt,  
Un dunn hett Hans denn de Geduld  
Up sien Nest ok verloren.  
Kum dat de lehte Dag rankeem,  
So sprüing he up, föt to un nehm  
Dat Perdei an de Ohren.

Doch wat he ok hett kloppt un horckt,  
Dor hett keen Föllen krappt un schnortt,  
Dat bleew so still as eener.  
Dunn kreeg dat Hans denn mit de Wut,  
Leep mit dat Ei no'n Goren rut  
Un schmeet dat an de Steener.

De oll Karwiß was ful un mör;  
De Stücken flögen dull rümher  
Un feelen mank de Klatten.  
Een suft in eenen Hasselbusch!  
Dor schleep een Boß, de sprüing nu — husch —  
Sehr ilig dörch de Latten!

As Hans den roden Boß nu seeg,  
„Dor is mien Hieß!“ reep un schreeg  
He lud — un kreeg dat Loopen.  
Doch wat he ok hett rönnt un drafft,  
He hett den fixen Boß nich schafft,  
De harr sich ball verkropen.

Dor schlög sich Hans de Fust vor'n Bleß:  
„Dit will ik awer mi indeß  
Mol hinner d' Ohren schriewen.  
Noch eenmol bün ik nich so mall;  
Nä, ik bliew mit dat Ei in'n Stall,  
Denn fall mien Boß woll bliewen!“

# Von Feuerzeug, Stahl, Stein und Zunder.

Von M. Sch ulze \*)

Nur wer heutzutage ein unverbesserlicher Raucher ist, sieht sich noch gezwungen, abgesehen von den Fällen, bei denen es die besondere Berufstätigkeit erfordert, eine hellbrennende Flamme zu erzeugen. Sonst verliert das Streichholz, das fast ausnahmslos vor einigen Jahren noch diese Aufgabe erfüllte, immer mehr an Bedeutung. Man brennt keine Oellampen mehr, man zündet kein Talglicht mehr an. Man braucht nur den Schalter im Zimmer zu drehen, und das elektrische Licht flammt auf. Häuser, die der Stromversorgung entbehren, werden auch im Kreise Prenzlau immer seltener und sind meist solche, die einsam und abseits liegen. Das Herdfeuer und mit ihm im Zusammenhang der Ofen im Winter scheinen allein noch die Erzeugung einer brennenden Flamme zu ihrer Entfaltung zu fordern. Doch auch dies wird einmal aufhören, sobald der elektrische Kochherd sich durchgesetzt hat und statt des Ofens elektrische Kraft die Wärme vermittelt. Dann wird allein nur noch der Raucher nach dem einflüchtigen Streichholz oder dem Feuerzeug greifen, wenn nicht auch dieses elektrisch geworden ist, so daß keine hellbrennende Flamme mehr entsteht. Das Jahr 1932 ist nun ein Jubiläumsjahr und sogar das Jahr eines hundertjährigen Jubiläums, und dieses seltene Fest feiert kein geringerer als das Streichholz. Denn gerade im Jahre 1832 ließ der englische Ingenieur und Artillerie-General Sir William Congreve Holzstäbchen herstellen, bei denen die aus Schwefel bestehende Kuppe, die er mit einem Ueberzug aus einem Gemisch von Kaliumchlorat und Antimon-sulfür verah, sich durch Reiben an Sandpapier entzündete. So erblickte das Streichholz nicht nur das Licht der Welt, sondern spendete gleich bei seiner Geburt Feuer und Licht. Natürlich wuchs es mit der Zeit heran, sah sich im Leben um, legte manche kindische Unart ab und wurde älter und lernte mancherlei zu, wenn es anfangs auch noch manche Jugendtorheiten beging. So wählte es statt des ersten Ueberzuges seines Schwefelkopfes einen solchen von Phosphor und Kaliumchlorat und wurde von den Menschen jetzt Phosphorzündholz genannt. Das waren seine Jünglingsjahre, in denen es noch voller Mutwillen und Bosheit war. So liebte es, aus

reinem Uebermut zu explodieren und brennende Phosphorteile zum Entsetzen seiner Dienstherrschaft umherzusprihen und ihnen damit manches Loch in Tisch- und Sofadecken zu brennen, so daß man nahe daran war, es ganz aus dem Hause zu werfen und manche deutschen Staaten ihm den Aufenthalt in ihrem Lande sogar verboten. Da nahmen die Schweden sich seiner besonderen Erziehung an. Eigentlich waren es aber gar nicht die Schweden, sondern ein deutscher Professor namens Böttger in Frankfurt am Main, der dem sechzehnjährigen Streichhölzchen seine Jugendtorheit abgewöhnte und es 1848 zum richtigen Streichholz machte. Das Verfahren war einfach. Er nahm ihm den gefährlichen und äußerst giftigen Phosphor fort und gab ihm dafür ungefährlichere Dinge. Die Schweden erkannten nun zuerst, daß jetzt das Streichholz endlich gesellschaftsfähig geworden und mühten sich, dasselbe nun in allen Schichten der Gesellschaft, hohen wie tiefen, einzuführen, und stellten es überall als ihren Schützling, als schwedisches Streichhölzchen vor. So ist es nun hundert Jahre alt geworden, ist fast durch die ganze Welt gewandert und auch im Ufermärker Haushalt ein treuer Helfer geworden. Da kann es schon mit Stolz sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Seine Eltern — denn natürlich hat es auch Eltern gehabt — haben bei weitem nicht so lange gelebt. Sie sind bald nach seiner Geburt gestorben und nur wenig über 20 Jahre alt geworden. Daran trug aber die Hauptschuld ihre verhängnisvolle Neigung zur Flasche. Ihre Leidenschaft war nun zwar nicht der Alkohol, das wäre noch hingegangen, sondern eine viel unangenehmere und in ihren Folgen manchmal sogar noch gefährlichere Flüssigkeit — die Schwefelsäure. Aber es lag nun einmal in ihrer Natur — sie konnten nicht anders. Ihr Schwefelkopf mit seiner dünnen Haut von chlorsaurem Kali erwärmte sich nur und flammte allein auf, wenn er in eine Flasche mit Schwefelsäure tauchte. Auf dies Verlangen mußten seine Dienstherrn immer eingehen, sonst leuchtete es einfach nicht. Nun ist aber die Schwefelsäure nicht nur äußerst giftig — sie verbrennt auch die Haut, verbrennt wollene und leinene Stoffe, verkohlt das Holz, und da nimmt es nicht wunder, daß man diese Tauchzündhölzchen nur mit gemischten Gefühlen im Haushalt sah. Man suchte allerdings diesen ihren Hang für Schwefelsäure

\*) Abbildung 1, 3, 4, 7 verdanke ich dem Märktischen Museum in Berlin.

etwas einzuschränken, indem man in die Schwefelsäure-Fläschchen statt flüssiger Säure mit dieser Säure getränkten Asbest einstampfte. Man brauchte das Tauchzündholz dann nur gegen diese Masse zu drücken — und es flammte schon auf — aber als das Streichholz geboren wurde, das solider zu werden versprach, warf man die Eltern auf die Straße. Sie wurden arbeitslos und gingen langsam zu Grunde.

Diese Neuerungen in der Feuererzeugung, die der Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte, tauchten zuerst in den Städten auf. Mochte der Städter stolz auf neue Erfindungen sein und sich mit ihnen oft genug erst herumärgern — der Landmann blieb zunächst bei der Jahrhunderte ja schon Jahrtausende lang geübten Weise, und das war die Erzeugung des Feuers durch Feuer-eisen, Stein und Zunder. So ist es auch im Kreise Brenzlau gewesen. Der Ufermärker auf dem Lande stand allen diesen Neuerungen in der Feuererzeugung die erste Zeit mißtrauisch gegenüber. Heute versteht zwar niemand mehr mit Stahl und Zunder Feuer zu schlagen — es wäre ja auch sinnlos, wo man in jedem noch so kleinen Ort für billiges Geld sich eine Schachtel Streichhölzer kaufen kann — aber die Alten, die ganz Alten, können noch davon erzählen, wie in ihrer Jugend — so vor 70 Jahren noch — der Landmann mit Stahl, Feuerstein und Zunder Feuer schlug. Heute liegt noch hier und dort in manchem Haus das alte Feuer-eisen. Es gehört nun auch zu den vielen Denkmälern einer vergangenen Zeit — und nicht mehr zum täglichen Betrieb des Lebens. So wandert es langsam in die Museen, wo man es nicht vergebens sucht — und auch im Brenzlauer Museum kann es ein aufmerksamer Besucher finden, das neben dem jüngeren Feuerstahl noch ältere eigenartige Geräte zum Feuer-schlagen birgt.

Das Feuer hat den Menschen erst zum Menschen gemacht. Die Kunst, es zu erzeugen und in seinen Dienst zu stellen, hat ihm erst jeden Fortschritt ermöglicht. Wie er zuerst in den Besitz desselben gelangte, entzieht sich bis heute unserer Kenntnis und wird vielleicht stets ungeklärt bleiben. Vielleicht haben die verschiedenen Ansichten, die man hierüber geäußert, alle Recht, und der Mensch ist auf verschiedene Weise an den verschiedensten Orten in seinen Besitz gelangt. Durch Blitzschlag kann ein Brand entstanden sein. Auch Selbstentzündung von Stoffen konnte erfolgen, wie sie noch heute bei eingelagertem Heu erfolgen kann. Eine Entstehungsart ist aber sicher nicht die erste gewesen, die man so oft als die erste ansieht — und das ist die Erzeugung des

Feuers durch Bohrtätigkeit, denn der schnell sich drehende Bohrer ist erst viel später nachzuweisen als der Gebrauch des Feuers. Das Bohrverfahren besteht vornehmlich darin, daß ein an einem Ende zugespitzter Holzstab senkrecht in ein anderes Holzstück, in welches ein Loch vorgebohrt ist, gesteckt und in schnelle Drehung versetzt wird. Reibung erzeugt, wie man sich leicht durch Versuch überführen kann, Wärme, und je schneller die Reibung erfolgt, je größer muß die erzeugte Wärme werden, bis sie schließlich so stark wird, daß sie das Holz entzündet. Regel ist, daß man weiches Holz mit härterem reibt. Bei den Indianern Amerikas, bei den Negern Afrikas und den Eingeborenen Australiens findet man den Feuerbohrer. Auch in Norddeutschland ist solch durch Reibung erzeugtes Feuer sogar noch aus nicht zu ferner Vergangenheit unter dem Namen Notfeuer bekannt. Der Mensch hat zwischen Feuer und Feuer immer einen Unterschied gemacht. In diesem Falle galt das durch Reiben erzeugte Feuer für zauberkräftiger als das, welches man durch Schlag erhielt. Es wurde zur Bekämpfung von Viehsuchen durch Reiben mit einer Walze oder einem Rade entzündet. Stahl und Stein durften dabei nicht angewandt werden. Ein eigenartiger Feuerpfosten für Erzeugung eines solchen Notfeuers befand sich im Dorfe Barentshin im Kreise Ostprignitz. Abb. 1.



Abb. 1. / Teil des Notfeuerpfostens von Barentshin, Kreis Ostprignitz.

Derselbe besteht aus zwei senkrechten eichenen Pfählen, zwischen denen waagrecht ein runder Stab mit jedem Ende in einem bei den beiden eichenen Pfählen oben angebrachten Lager ruht. Mittels eines mehrfach umgewickelten Strickes wurde der runde Stab so lange in heftige Drehung versetzt, bis die Lager in den Pfählen zu brennen anfangen. Durch ein mit diesem so erzeugten Feuer entzündetes Feuer wurde nun das Vieh, besonders die Schweine, Kühe und Gänse, dreimal hindurchgetrieben, während man die kranken Tiere hindurchzog, wobei allerdings oft manche ihr Leben einbüßten. In einzelnen Gegenden wie Brandenburg, Mecklenburg, Hannover zündete man mit dem durch Reibung erzeugten Feuer in einem Hohlwege so viele Feuerhaufen an, als Vieh vorhanden war.

Für Nahrung des Feuers mußte jeder Einwohner etwas Reisig und Stroh liefern. Damit das Feuer wirken konnte, mußte im ganzen Orte Feuer und Licht ausgelöscht sein. In Mecklenburg sollte einmal auf Anordnung des Dorfschulzen das Notfeuer entzündet werden. Man rieb zwei Stunden, aber umsonst. Da stellte es sich heraus, daß eine alte Dame dem Befehl des Schulzen und den Bitten der Dorfbewohner zum Troß ihre Nachtlampe nicht ausgelöscht hatte. Erst als sie einwilligte, dies zu tun, kam das Feuer zustande. Das Wort Notfeuer hat wahrscheinlich mit dem Worte Not nichts zu tun, sondern hier stammt dies Wort von einer alten Bezeichnung für reiben. Dies Notfeuer findet sich bei allen germanischen Stämmen, auch in England, Schottland und Schweden. Schon im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommt es unter dem Namen Notfeuer vor und wurde von der Kirche verboten. Wahrscheinlich hängt es eng mit dem Johannisfeuer zusammen, das früher überall zur Wittsommerzeit entzündet wurde. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, daß man auch im Kreise Prenzlau der einstigen Anwendung dieses Notfeuers daselbst nachgeht.

Im gewöhnlichen Betriebe des Alltags ist jedoch das Feuer durch Schlag erzeugt worden. Dazu war das Verfahren des Bohrens und Reibens viel zu umständlich und zeitraubend. Zum Schlagfeuerzeug gehört nun dreierlei: Feuerstein oder Quarzit, Schwefelkies oder Eisen und Zunder. Für die älteren Zeiten der Vorgeschichte — also vom Ende der Bronzezeit rückwärts — kommt das Eisen naturgemäß nicht in Frage. Hier erfüllt seine Aufgabe der Schwefelkies. Als Zunder ist schon in der Steinzeit vom Menschen der Löcherchwamm benutzt worden. Dieser Schmarogerpilz wächst an Eichen, Rotbuchen und Weiden. Die Wissenschaft unterscheidet mehrere Arten bei ihm, von denen die einzelnen mehr oder weniger zum Zunder taugen. Gewöhnlich nahm man dazu den Eichenblätterschwamm. Der Schwamm wurde in reifem Zustand vom Baum abgebrochen, in mäßig große Stücke geschnitten, gut getrocknet, in Aschenlauge gekocht, dann abermals getrocknet. Darauf wurden die einzelnen Stücke mit hölzernen Schlägeln auf einem Kloze weichgeklopft, um sie leichter entzündbar zu machen. Steigern konnte man ihre Zündbarkeit noch, indem man sie mit einer Salpeterlösung tränkte oder mit zerstoßenem Schießpulver einrieb. Dieses ganze eben geschilderte Verfahren war jedenfalls in der Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich. Ob man ein besonderes Verfahren und welches in diesem Falle

man in der Vorzeit anwandte, ist unbekannt. Früher wird sich jeder, auch der Ufermärker, seinen Zunder selbst gesucht und zubereitet haben. Aber dann wurde allmählich die Herstellung von Zunder ein besonderer Zweig der Industrie, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaufte sich wohl auch der Landmann seinen Bedarf an Zunder in der Stadt, meist wohl anderwärts als in der Apotheke, wo man ihn nur einhandelte, wenn man ihn zum Blutstillen brauchte. Jetzt ist diese Industrie wohl ganz erloschen. Um 1900 bestand eine solche noch in Neustadt auf der Höhe des Thüringer Waldes. Allerdings klopften damals in der Werkstatt nur noch vier Arbeiter den Feuerschwamm, während früher einmal 100 Hände damit beschäftigt waren. Die Zunderschwämme, die die Werkstatt verließen, waren weich und so zugfest wie Leder. Auf diesen Zunder wurde nun der mit Stahl und Stein erzeugte Funke übergeleitet. Der Schwamm brannte aber nicht mit heller Flamme, sondern glimmte nur. Wenn auch dies Glimmen zum Anstecken einer Pfeife genügte, die man auf diese Weise bei Wind und Wetter in Gang bekam, zum Anzünden von Licht und Herdfeuer benötigte man die hellbrennende Flamme. Zu diesem Zweck verwandte man einen in Schwefel getauchten Baumwollfaden, der auf den glimmenden Zunder gehalten bald eine bläuliche, scharf riechende Flamme entwickelte.

Um den Funken zu erzeugen, schlug man den Feuerstahl gegen den Feuerstein. Das Eisen ist unbedingt notwendig, um zündende Funken zu erlangen. Stein an Stein geschlagen gibt zwar auch Funken, aber dieselben zünden nicht. Es fehlt diesen Funken an der nötigen Hitze, um den Zunder zum Glimmen zu bringen. Nimmt man dagegen Stahl und schlägt diesen gegen Feuerstein, so schmilzt die gleichsam auf einen Punkt gerichtete Reibung augenblicklich kleine Teilchen des Stahls, die glühend als kleine Fünkchen auf den Zunder fallend, ihn entzünden. Auf diesem Vorgang beruht auch die Verwendung des Schwefelkieses oder Pyrites in der Zeit, als man das Eisen noch nicht kannte. Der Vorgang ist hier ein ähnlicher, da der Schwefelkies aus einer Verbindung von Eisen und Schwefel besteht. Da derselbe außerordentlich häufig vorkommt, kann es nicht wundernehmen, daß man seine gute Eigenschaft zum Feuer schlagen schon früh erkannte. Je härter und schärfer nun der Feuerstein ist, den man verwendet, um so schneller und sicherer ist die Wirkung. Daher hat man schon in der Steinzeit den Feuerstein, den man zum Feuer schlagen

brauchte, besonders ausgewählt und zugerichtet. Man benutzte vorzugsweise einen ziemlich dicken Feuersteinpan, der durch Dangelung längs der Kanten geebnet wurde, um ihn bequemer in der Hand halten zu können. Die abgerundeten Kanten sind durch den Gebrauch mehr oder minder abgenutzt, bisweilen blankgeschliffen. Diese Herstellung von Schlagsteinen zum Feuer schlagen oder Kippsteinen hat sich weit über die Steinzeit fast bis in die Gegenwart erhalten. Besonders in England und Frankreich wurden Kippsteine für Feuereschloßgewehre und Taschenfeuerzeuge fabrikmäßig hergestellt. In Deutschland fand die Herstellung nur ausnahmsweise statt. Damit klingt erst in der Gegenwart eine seit uralter Zeit geübte Werttätigkeit des Menschen aus. In Rußland und in Galizien, wo man noch heute mit Stahl und Zunder Feuer erzeugt, holte der Bauer sich den Feuerstein von alten steinzeitlichen Wohnplätzen, ohne zu ahnen, daß er einen vor Jahrtausenden hergerichteten Span vielleicht zu gleichem Zwecke wieder verwandte. Ich habe mir ihre Feuersteinspäne des öfteren zeigen lassen, um auf diese Weise das Vorhandensein und die Lage alter steinzeitlicher Wohnplätze zu ermitteln. Wo man solche nicht vorfand, mußte man nach anderem geeigneten Feuerstein suchen. In Gegenden, wo der Feuerstein selten war, wo man ihn zur Herstellung der notwendigen Geräte sogar einführen mußte, wie beispielsweise Norwegen, hat man als Schlagstein in der Steinzeit lieber den im Lande vorkommenden Quarzit verwendet und für diesen Zweck hergerichtet. Aber das ist eine Ausnahme. Der eigentliche Schlagstein bleibt der Feuerstein. Um Feuer zu erzeugen, mußten unsere Vorfahren also Stahl, Feuerstein und Zunder, womöglich auch Schwefelfaden immer beisammen haben. Damit sich nun Dinge, die zueinander gehören und einzeln hilflos sind, im Haushalt nicht verstreuen, so daß man erst stundenlang nach dem einen, dann nach dem andern suchen muß, hat man ein einfaches Verfahren. Man sperrt sie zusammen in einen Käfig ein, den man gewöhnlich Kästchen nennt. So hat man auch in der Uckermark für die Feuer Schlaggeräte solche Kästchen gehabt. Sie gehen heute unter dem Namen „Feuerladen“. Gewöhnlich waren diese Feuerladen auf dem Lande aus Holz. Sie haben sich hier bis auf seltene Ausnahmen in die Gegenwart nicht hinübergerettet. Da ich eine solche nirgends mehr erhalten konnte, hat mir ein alter Einwohner Fahrenwaldes noch in seinen letzten Lebenstagen eine Feuerlade gearbeitet, wie sie in seiner Jugendzeit im Kreise Prenzlau fast in jedem ländlichen Haushalt sich

fand (Abb. 2). Solche Holzkästchen waren demnach wohl meist einfach und schmucklos. Der nach ihnen angefertigte ist etwa 23 Zentimeter lang, 6 Zentimeter breit und  $6\frac{1}{2}$  Zentimeter hoch. Durch ein Querbrettchen wird der Kasten in zwei Fächer, ein kleines und ein längeres, geteilt. Das klei-

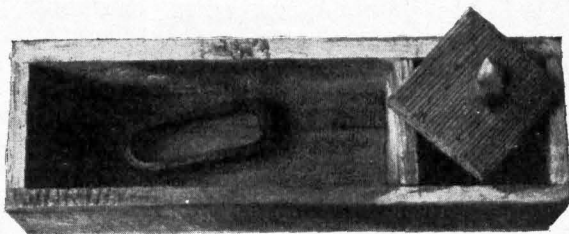


Abb. 2. / Feuerlade aus Holz, nach der Erinnerung gearbeitet von einem Einwohner Fahrenwaldes, Kr. Prenzlau.

nere ist etwa  $6 \times 6$  Zentimeter groß, während das längere  $17 \times 6$  Zentimeter mißt. Das kleinere Fach ist mit einem Deckel versehen. In dieses kam wohl Zunder und Schwefelfaden, während das längere zur Aufnahme von Feuerstahl und Stein diente. Ländlicher Kunstsinne wird diese Feuerladen stellenweise wohl auch geschmackvoll verziert haben durch Kerbschnitt oder bunte Farben. Leider ist mir keine solche Feuerlade zur Zeit aus der Uckermark bekannt. Nicht immer waren diese Laden aus Holz. Eine Besonderheit der Mark scheinen Feuerladen aus Terrakotta gewesen zu sein, die aber wohl hauptsächlich in den Städten daheim waren (Abb. 3). So besitzt das



Abb. 3. / Feuerlade aus Ton mit 2 Fächern und Inschrift gegen Diebstahl.

märkische Museum eine solche aus dem Jahre 1774, auf der ein kleiner Vers verzeichnet ist, der eine Verwünschung gegen jeden enthält, der etwa die Lust empfinden sollte, sie sich unrechtmäßig anzueignen. Der Vers lautet:

„Dieses Feuerzeug ist mir lieber mirs aber stild der ist ein dieb. Von dem Galgen auf das Radt fressen sich die Raben sat.“

Der Verlust eines solchen Feuerzeuges war dem Besitzer jedenfalls schmerzlicher, als wenn sich heute ein guter Freund ganz in Gedanken eine Schachtel Streichhölzer bei seinem Gastgeber einsteckt und mitnimmt. Verbreitet sind als Feuerladen auch Blechkästen gewesen. Alle diese Kästen waren trotz ihrer bescheidenen Ausmaße doch zu groß und unbequem, um in einer Hosentasche Platz zu finden. Sie waren allein für den Hausgebrauch. Und doch wollte sich der Landmann damals auch auf dem Felde zwischen- durch einmal eine Pfeife anrauchen. Zu diesem Zwecke steckte man Stein, Stahl und Zunder einfach in kleine Beutel oder Täschchen und hatte damit gewissermaßen eine nie leer werdende Streichholzschachtel bei sich (Abb. 4). Diese uralte Feuererzeugung ist vor dem Weltkrieg in den modernen Feuerzeugen wieder zu neuem Leben erwacht. Sie verdanken ihr schnelles Aufblühen der damals eingeführten Zündholzsteuer. Sie sind genau so dreiteilig wie das alte Schlagfeuerzeug, nur sind

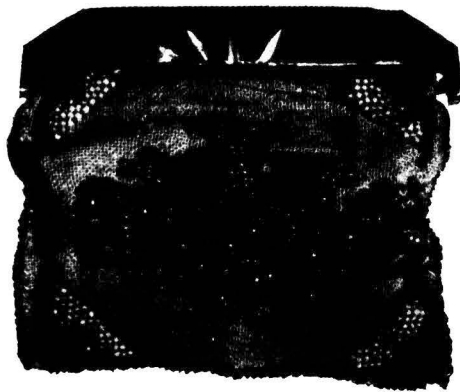


Abb. 4. / Taschenfeuerzeug, perlgesticktes Beuteltchen an einem Feuerstahl, darin Feuerstein und Zunder.

bei ihnen alle drei Teile zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen, das selbsttätig nur auf einen Druck der Hand hin arbeitet. Zur leichteren Entzündung tränkt man bei ihnen heute den Zunder, meist einen Wollfaden, mit Benzin.

Eine besondere Beschreibung verdient aber noch der alte Feuerstahl. Es lassen sich im Kreise Prenzlau zwei verschiedene Formen des Feuer-

stahls nachweisen, die allgemein in Gebrauch waren (Abb. 4). Bei der einen Form ist ein Eisenstab zu einem länglichen Oval zusammengeschnitten. Der Stab ist etwas über 1 Zentimeter breit. Die Öffnung des Ovals beträgt etwa 2 Zentimeter,

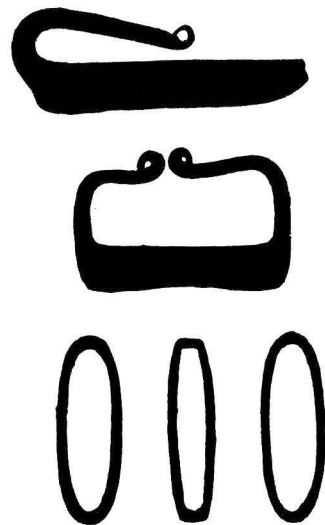


Abb. 5. / Feuerstahl- Formen aus dem Kreise Prenzlau.

so daß man einige Finger hindurchstecken kann, um es festzuhalten und dann den Schlag damit zu führen. Diese Form kommt auch in schwächerer Ausführung vor und bildet dann meist statt eines Ovals ein länglich gestrecktes Rechteck. Der Eisenstab besitzt hier nur eine Breite von etwa 4 Millimeter und die Öffnung des Rechteckes beträgt nur gegen 1,5 Zentimeter. Während die Hauptform einen soliden kräftigen Schlag versprechenden Eindruck macht, wirkt die Abart schwächer und kraftloser. Es findet sich aber neben dieser Form noch eine zweite, die mir aus dem Kreise Prenzlau nur in zwei Abwandlungen bekannt ist, während die Grundform, auf die sie zurückgeht, schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends aus einer großen Anzahl Funde in Nordeuropa vorliegt und heute noch im westlichen Rußland und in Galizien in Gebrauch ist (Abb. 6). Bei dieser Form sind bei einem in der Mitte verdickten und dann nach beiden Enden sich verjüngenden Eisenstab beide Enden nach rückwärts umgebogen, so daß sie in der Stabmitte zusammentreffen, wobei jedes Ende sich zu einer kleinen Dese nach außen umbiegt. Von den Prenzlauser Stücken dieser Form stammt das eine aus Fahrenwalde, das andere aus Grimme (Abb. 5). Bei dem Fahrenwalder Stück sind die sich verjüngenden Enden nicht nach rückwärts, sondern erst senkrecht hochgebogen und

dann waagrecht nach innen, so daß die ganze Form ein Rechteck bildet. Auch hier biegen sich die Enden zur Dese um. Das Grimmer Stück könnte man am besten wohl als die Hälfte der Hauptform bezeichnen. Es ist ein besonders kräftiger und starker Feuerstahl. Eine weitere aus Wolhynien vorliegende Form ist in der

des vorigen Jahrhunderts in der Uckermark gebräuchliche Feuerstahl hat also in gleicher Form schon vor einem Jahrtausend dem damaligen Uckermärker zum Feuer schlagen gedient.

Wenn dem Reibfeuer in bestimmten Fällen auch größere Zauberkraft beigegeben wurde als dem Schlagfeuer, so wurde andererseits bei gewissen Handlungen nur mit Stein und Stahl erzeugtes Feuer verwandt. So wird in der katholischen Kirche in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert in der Regel am Karfreitag, früher auch am Gründonnerstag, nachdem in der Kirche alle Lichter gelöscht sind, auf dem Kirchhof das Osterfeuer entfacht und geweiht und an ihm die Osterkerze und alle Lichter und Lampen in der Kirche entzündet. Hierbei wird das Feuer mit Stahl und Stein entzündet. Bei diesem Vorgang feiert man gleichsam in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr das erste einmal auf Erden erfolgte Aufflammen des Feuers als großes, heiliges Frühlingsfest. Doch die katholische Zeit, in der dies auch einmal in der Uckermark der Fall war, liegt Jahrhunderte schon zurück. Aber noch heute schützt man sich in der Mark gegen Spukgespenster, indem man mit Stahl und Stein Funken schlägt. Denn das können sie nicht vertragen. Aber auch beim Besprechen der Rose wird der Feuerstahl noch heute nach Mitteilung einer Landfrau im Kreise Ruppin gebraucht. Man schlägt dreimal Feuer mit dem Stahl, so daß der erzeugte Funke auf die Rose überspringt.

Manches kann der Feuerstahl erzählen. Er hat ja über 1000 Jahre gelebt und da hat er auch schon so manches von seinen Vorfahren gehört. Aber wenn er so recht erzählen und reden soll, dann mag er kein scharfes elektrisches Licht, sondern mag es am liebsten, wenn der Kien span im Kamine brennt und farges Dämmerlicht in der Stube liegt, dann erzählt er leise von der Vergangenheit, und es klingt wie ein Märchen, das anfängt und schließt: Es war einmal.

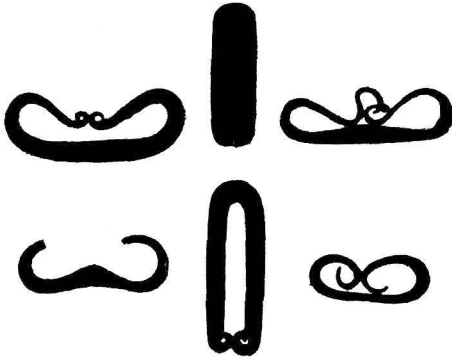


Abb. 6. A Feuerstahlformen aus Galizien und Wolhynien (Rußland).

Uckermark von mir nicht angetroffen. Bei dieser ist der Stab so zusammengebogen, daß etwa die Form eines Hufeisens entsteht (Abb. 6). Nur ist die Zusammenbiegung viel enger, so daß die umgebogenen Teile nur einen schmalen Schlitz freilassen. Auch bei dieser Form finden sich manchmal die Enden zur Dese umgeschlagen. Die letztere Form scheint aus älterer Zeit in Funden nicht vorzuliegen. Ebenso aber, wie die zweite Form, Abb. 5 oben, wie oben bereits erwähnt, bereits gegen Ende des ersten Jahrtausends in Nordeuropa nachzuweisen ist, geht auch die erste Form, Abb. 5 unten, in gleiche Zeit zurück, wie Funde aus Mecklenburg, Ostpreußen und anderen Orten lehren. Der noch bis über die Mitte

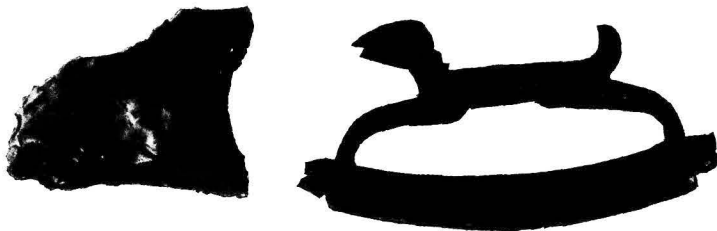


Abb. 7. / Feuerstahl mit Messinggriff in Form eines laufenden Hundes, 18. Jahrhundert. Links davon Feuerstein.

# Schlaflose Nacht.

Von Maria Schaefer.

Wachend lieg' ich in den Rissen — —  
 tief und dunkel ist die Nacht.  
 Schwarz wie eine Wand von Brettern!  
 Wie ein enger, dumpfer Schacht!  
 Und gequält, die Blicke leer,  
 werfe ich mich hin und her.

-----  
 Draußen singt der Regen leise  
 seine ewig gleiche Weise.

-----  
 Ewig die Gedanken kreisen.  
 Schläge ich sie zehnmal nieder,  
 kehren sie mir zehnmal wieder.

-----  
 Und es regnet ohne Ende! — —  
 Schließen sich des Himmels Schleusen  
 nie denn?

-----  
 — — und was singt der Taft  
 steter Tropfen unterm Fenster?  
 Worte, die mich angeklagt? ? !

-----  
 Tor! Wer glaubt wohl an Gespenster!

-----  
 Ach! Wenn ich doch schlafen könnte!

-----  
 Horch! Ja! durch die Regenpforte  
 quellen Worte! — — böse Worte,  
 die ich einstmals selbst gesprochen;  
 drob ein treues Herz gebrochen

-----  
 Von der Ewigkeiten Tor  
 Kehrt das Echo ehern wieder.  
 Gellend schlägt es an mein Ohr,  
 fährt mir zitternd durch die Glieder

-----  
 Und wie Keulenschläge kracht  
 dumpf herein die Mitternacht.

-----  
 Mutter! Mutter! liebe Mutter!  
 spürst du denn in den Regionen,  
 wo die Seligkeit soll wohnen,  
 spürst du da denn noch die Wunden —  
 all' die Wunden — —  
 die dein Kind, dein Kind dir schlug?

-----  
 Und in mitternäch'tgem Dunkel  
 schaut aus ihrem Leichentuch  
 mich ihr Auge traurig an —  
 und ich fühl' den Blick mit Beben,  
 und mit Scham.

Draußen rinnt der Tropfen Fall —  
 sagt er: „hab' dir längst vergeben?“  
 — — — — — ?

-----  
 Da — der Glocke harter Schall:  
 Eins! — — — — —

-----  
 — — nun möcht' ich Ruhe finden!  
 Gott vergeb' mir meine Sünden!

-----  
 Zwitschert ein Vöglein draußen am Steg,  
 flattert ans Fenster — — husch! — nun ist's  
 weg.

-----  
 Hör' ich sein Rufen, sein ängstliches Zirpen  
 lang noch im Ohr; — —

-----  
 bis sich's verlor.

-----  
 Sucht' es sein Bräutchen? fand es sein Nest nicht?  
 Oder hat es nur bange geträumt?  
 War es ein Seelchen, das sich versäumt?  
 Fliege, o fliege zum himmlischen Licht!  
 Hoch übers Sternenzelt schwing' dich hinauf.  
 Ist auch die Himmelstüre noch auf?  
 Mein liebes Seelchen, bange dich nicht!  
 Seelchen, lieb' Seelchen! bitte für mich!

-----  
 Wie ist es stille! — — still wie im Grab.  
 Nur ticke-tack.

-----  
 Ticke-tack, ticke-tack geht meine Uhr.  
 Regen verrauscht und schlafend die Flur.  
 Stört mich der Lärm erst, schreckt mich jetzt Ruhe.

-----  
 Ticke-tack — ticke-tack

-----  
 da bei der Truhe

-----  
 knispert's und wispert's. — — —

-----  
 — — — — — was das wohl will?  
 sichert zu Boden — — — — —

-----  
 — — — — — nun wieder still.

-----  
 So wohl im Sarge mag man es hören,  
 wenn draußen Erde rieselt herab.

-----  
 Bin ich denn? — — bin ich denn jetzt schon  
 im Grab? !

-----  
 Lebend begraben! ha! bin ich's denn nicht? !  
 Knarren Gebeine? — — — — —

-----  
 — — nein, nur das Gewicht  
 von meiner Uhr. — Nun schlägt es zwei.  
 Immer noch ist die Nacht nicht vorbei!



Ist der Mond wohl aufgegangen?  
 Deutlich an der weißen Decke  
 zeichnet sich das Fensterkreuz.  
 Gleitet mählich aus der Ecke —  
 gleitet langsam hin zur Wand,  
 legt sich, wie ein schlichter Rahmen  
 um ein Bild — mein Heimatland.  
 Dort der Weg, so oft begangen,  
 den wir schritten, ich und du — —  
 und das Haus, von Glück umfangan,  
 und die Bant: „Agatens Ruh.“  
 Könnt' ich doch durchs Fenster blicken  
 durch der Rosen froh Gerank —  
 hört' noch einmal mit Entzücken  
 Deiner Stimme süßen Klang.  
 Ach! die Zeit ist längst vorbei!  
 Glückeszeiten eilen schnelle — — —  
 Heut' will's nur nicht von der Stelle!

-----  
 Endlich, endlich schlägt es drei.

O diese Hähne!  
 ermüden sie nie!!  
 Von nah, von ferne:  
 Kikeriki!  
 Und stets von neuem  
 Kikeriki!  
 Raubst mir die Ruh, verwünschtes Geter!

-----  
 Da horch! jezt die Turmuhr:  
 Eins — zwei — drei — vier!

Schlummer! steig' zu mir hernieder!  
 Morpheus! Morpheus, traurer Gott!  
 tritt erlösend an mein Lager!  
 senke Schlaf auf meine Lider!

-----  
 Da hebt's schwindelnd mich empor  
 hoch und höher, wie ein Wunder  
 Wellen rauschen mir im Ohr — —

-----  
 Plötzlich fall' ich jäh herunter.  
 Tief aus allerhöchsten Hö'n.  
 Zuckend bleibt das Herz mir stehn.  
 Was mich traf? — — ?!

-----  
 Lacht ein wildes Teufelsheer:  
 „Glaubst du immer noch an Schlaf?!  
 o du Tor! für heut' nicht mehr!“

Schlaf, so will ich dich denn zwingen!  
 Fester Wille scheucht den Bann!  
 Ich will zählen, Aehren wiegen —  
 Ich will schlafen! — — —  
 — — — Eit'ler Wahn!  
 Schlaf und Wachen, wie zwei Feinde  
 kämpfen sie bis auf das Blut.  
 Hinterm Vorhang meiner Augen  
 seh' ich rote Feuersglut.  
 Gift'ge Pfeile, spiße Lanzen —  
 tausend glühende Funken tanzen  
 auf und ab in wilder Wut.  
 Und jezt seh' ich auch Gesichter  
 angsterfüllt und haßentstellt  
 und zu Tod gehekte Leiber  
 die man sterbend noch verhöhnt

-----  
 bis in dieses Trümmersfeld  
 laut vom Turm es fünfse dröhnt.  
 Doch der Bilder wüster Greuel  
 jagt noch hinter meiner Stirn.  
 Wie ein wildverwornes Knäuel  
 quält sich's schmerzgend durchs Gehirn,  
 und die Pulse glühn und hämmern.  
 Fünf? — — dann wird es sechs schlagen,  
 denn die Zeit steht ja nicht still!  
 Einmal muß die Qual doch enden!

-----  
 Ob es noch nicht tagen will?  
 Ja, da draußen schleiert Dämmern?

-----  
 Mattes Dämmern hüllt mich ein.  
 Endlich schlägt den dunklen Mantel  
 um mich süßes Stillesein.  
 Leis zirpt der Kanarienvogel  
 (wie von ferne hör' ich's nur)  
 Eines Wagens dumpfes Poltern

-----  
 schon verklungen ist die Spur.

-----  
 Gleich, wie tot  
 fällt das Haupt zur Seite mir.

-----  
 Da! — wer schellt an meiner Tür?!

-----  
 's ist der Wecker! schwere Not!  
 (wäre er doch stehn geblieben!)  
 Ohn' Erbarmen das Gebot:  
 An die Arbeit! — — —  
 — — — es ist sieben!

# Der Rußwalzer. / Eine kleine wahre Dorfgeschichte.

Von R. S e n d l e - P r e n z l a u.

Der Walzer ist mehr als ein bloßer Tanz; er ist ein lyrisches Gedicht. Jeder, der sich in jungen Jahren mit seiner Herzliebsten auf seinen Tonwellen begiebt hat, wird dieser meiner Meinung beipflichten. Das, was man heutzutage Tanz nennt, als z. B. der Fortrott, der Shimmy, der Charleston — (zerbrich nicht die Zungenspitze, lieber Leser!) — und wie das dumme englische Getrippel und Gezappel sonst heißen mag, reicht dem deutschen Walzer nicht an die Schuhsohlen. Und nun gar erst der Rußwalzer, wie er vor siebenzig und mehr Jahren die tanzende Jugend bewegte! Er trug seinen Namen mit Fug und Recht; denn jede Tänzerin war verpflichtet, ihrem Herrn während des Schleifens unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten einen Kuß zu spenden. Das Vorspiel zu diesem Kusse bildete eine schöne, tiefsinnige, vom gemischten Chor der Tanzenden gesungene Strophe, die also lautete:

„Warum bist du denn, mein Kind, so  
Ich bin aller Freuden voll, straurig?  
Ist die Nacht auch noch so schaurig,  
Tut doch jeder, was er soll.  
Drum gib mir einen Kuß  
Mit Freuden und Genuß!“

Während der letzten Worte dieser Strophe erhoben die Paare die Arme mit den verschränkten Händen so, daß ein schöner gotischer Bogen entstand; und unter der Spitze dieses Bogens trafen sich dann die beiderseitigen Lippen zum Kuß.

Es hat immer Leute gegeben, die das Strahlende gern schwärzen. Sie gingen auch dem Rußwalzer zu Leibe, indem sie behaupteten, daß da Heuchelei im Spiele sei, weil durchaus nicht alle Küsse „mit Freuden und Genuß“ gespendet würden; auf dem Tanzplatze aber müsse eitel Wahrheit und Ehrbarkeit herrschen. Die Opposition gewann starken Anhang, und so kam es denn, daß der Rußwalzer zum stillen Kummer manches Jünglings und mancher Jungfrau zuzeiten meiner Kindheit von den heimatischen Tanzplätzen verdrängt wurde. Dennoch soll er hie und da in der Neumark in arg verstümmelter Gestalt ein kümmerliches Dasein fristen. So viel aus der Natur-

geschichte des Rußwalzers, und nun zu einem Ereignis, das in seine Glanzperiode fällt. —

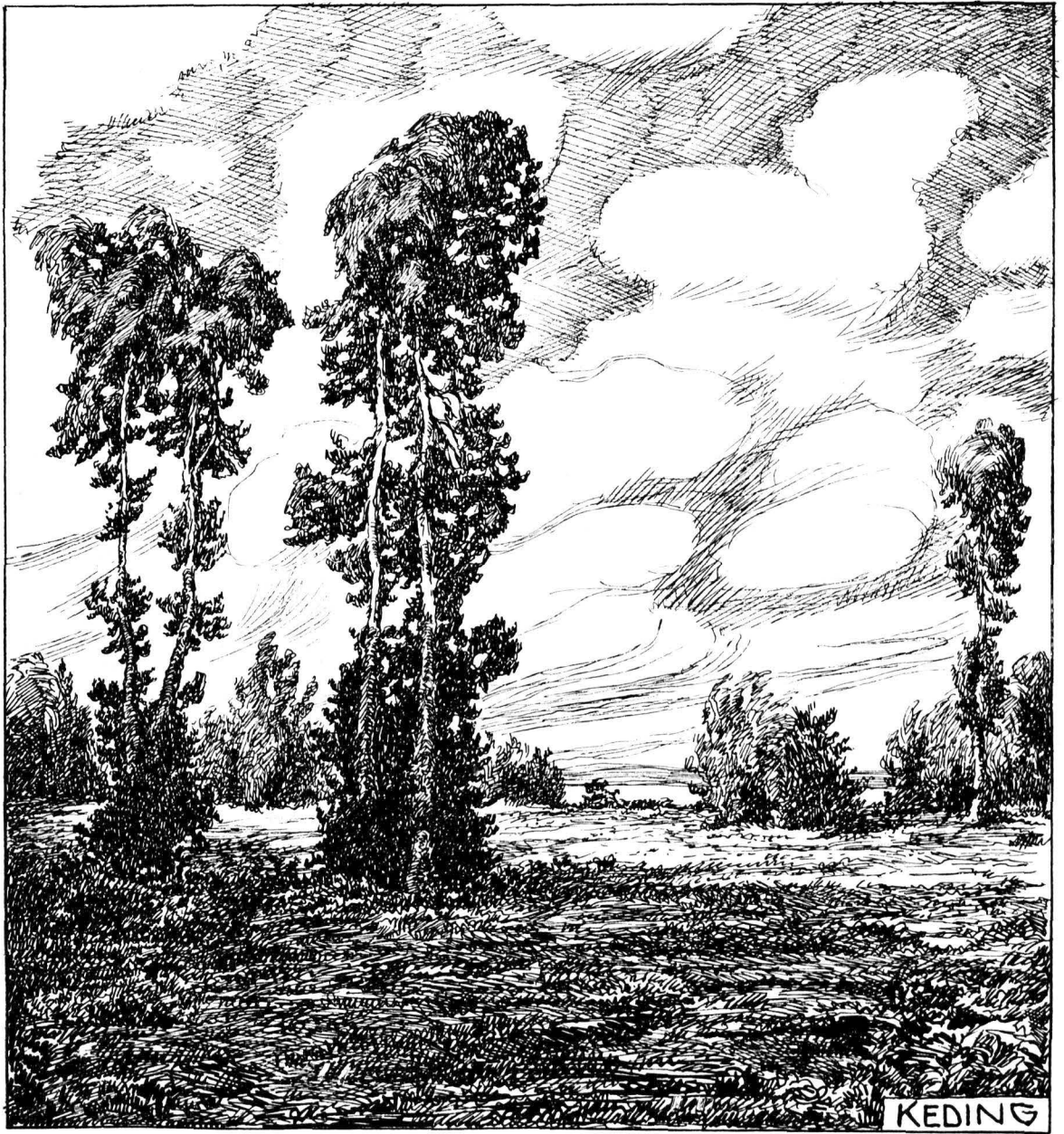
Es war 8 Tage vor Pfingsten. Zum zweiten Feiertage war im Krüge zu Bagemühl ein Gefindeball angefezt. „Frieta Niemann“ (sprich: Friedrich Neumann!), der Musikant aus Grünberg, war bestellt. „Frieta“ war zwar nur ein einfacher Landarbeiter, aber er hatte sich nebenbei auf der Geige einen hohen Grad von Kunstfertigkeit angeeignet. Vier Tänze konnte er meisterhaft spielen, und zwar mit mancherlei Modulationen, nämlich den Rußwalzer, noch einen anderen Walzer und zwei Polkas. Diese, die Polkas, hatten auch ihre poetischen Texte, die häufig beim Tanze gesungen wurden. Sie lauteten ad I: „Lott is dot, Lott is dot, Jula liagt in 'n Groaben“, ad II: „Ritts intwei, denn ritts intwei, denn loats ma immer rieten!“ (Unter Lott und Jula wolle der Kalenderfreund sich zwei Pferde vorstellen.) Vermittelt dieser Tänze und seiner Geige gelang es unserm „Frieta“ ohne fremde Mitwirkung regelmäßig, unsere tanzende Dorfjugend in einen Grad frohsinniger Begeisterung zu versetzen, die unserer nüchternen, fortrottenden Gegenwart bereits völlig wesensfremd ist. Die Mägdelein offenbarten nämlich ihr „himmlisches Behagen“ während des Tanzes, indem sie im allerhöchsten Sopran mit solcher Kraft und Ausdauer kreischten, daß es weithin in die Dorfstraße erklang. Die Tänzer ihrerseits wollten bei derartigen hinreißenden Gefühlsäußerungen ihrer Damen auch nicht feiern und sekundierten, indem sie aus Leibeskräften „Hiiii . . . hich!“ schrieten. Hierbei wurde fleißig das „In-d'Schächt-schloan“ geübt. Dies geschah, indem der Tänzer die Taille seiner Dame einen Augenblick fahren ließ und während des Suchers mit der flachen Hand klatschend auf seinen rechten Stiefelschaft schlug. (N.B. Die Tänzer trugen damals bei feierlichen Gelegenheiten nur „Langschäftige“\*)

Gottfried Plösch hatte das achtzehnte Lebensjahr vollendet. Er führte das Ochsen-

\*) Das Kreischen und Suchzen beim Tanzen zu unterlassen, wäre als ein Verstoß gegen die bessere Sitte aufgefaßt worden. Noch vor etwa 30 Jahren fand es eine junge Arbeiterin aus Wallmow, die in Baitzin auf einer Hochzeit gewesen war, unerhört, daß dort beim Tanz nicht getreischt wurde.



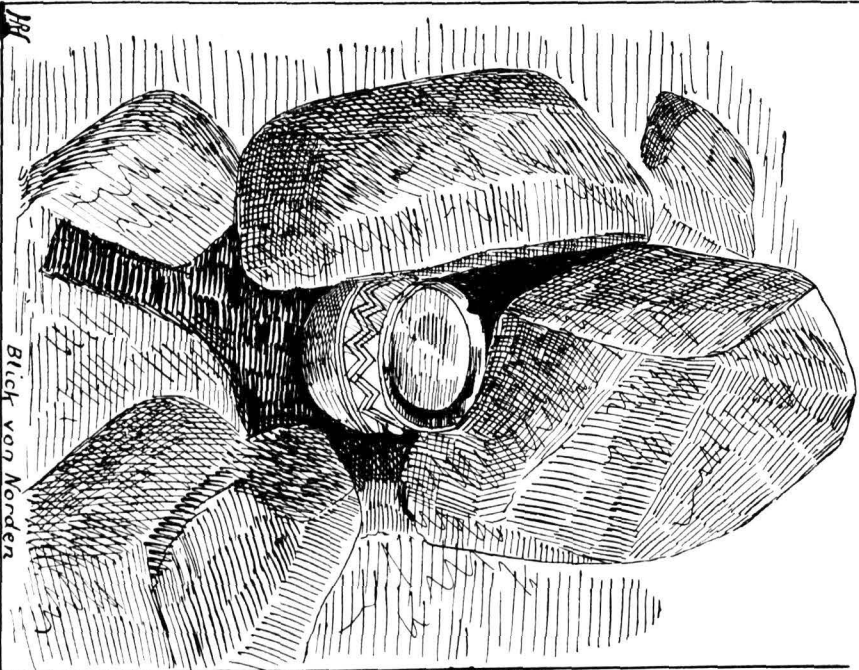




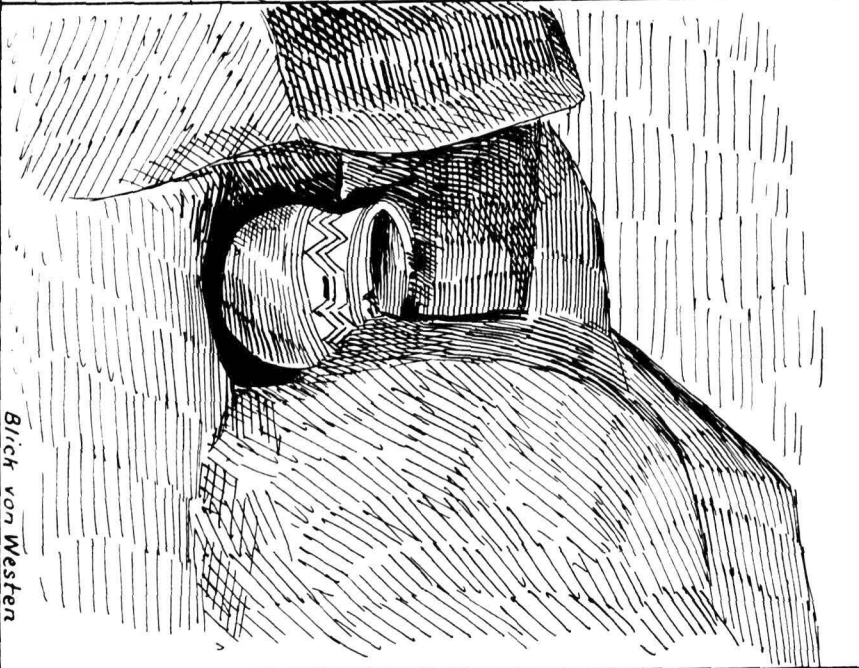
Abend bei Röpersdorf.

Zeichnung von W. Keding.

Wollschow, Ochsentempel  
4. 10. 29 Becher 7



Blick von Norden



Blick von Westen

Abb. 10 / Becher 7 (mit Zickzackverjüngung) in der Steinpadung.

Zeichnung von G. Simbreit.

# Der Begräbnisplatz

## auf dem „Ochsentempel“ bei Wollschow.

Von Dr. A. Kiebusch, Direktor der vorgeschichtl. Abteilg. des Märktischen Museums in Berlin.

Im letzten Jahrgang des Heimatkalenders haben wir uns eingehend mit den Wollschower Riesensteingräbern beschäftigt. Diesmal nimmt eine andere Fundstelle der Wollschower Feldmark unser Interesse in Anspruch.

Als ich zum ersten Male in Wollschow war, erzählte mir Herr Bresin, daß er auf einem Ackerstück des Herrn Bauerngutsbesitzers Hasenbank vor langen Jahren einen ganzen Sommer hindurch sonntäglich eine Stelle untersucht habe, die äußerlich kenntlich gewesen wäre durch aufrecht gestellte Steine, welche um eine Packung herumstanden. Von dem Besitzer selber und von Herrn Lehmann, dem Lehrer des Ortes, wurde von „Steinkisten“ gesprochen, die auf dem bezeichneten Platze gestanden hätten. Damals wäre das Gelände noch nicht beackert worden. Es hätte wüßt gelegen und wäre mit wildem Strauch- und Buschwerk, namentlich Wacholder, bewachsen gewesen.

Der „Ochsentempel“ oder „Ochsenkirchhof“, wie er auch genannt wird, ist eine aus der Eiszeit stammende steinige Ablagerung, die sich halbinselartig inmitten eines niedrigen, früher sicher sumpfigen und schwer zugänglichen Wiesengeländes erhebt. Nur nach einer Seite hin steht sie mit Ackerfeldern in Verbindung, die auch in der Urzeit schon immer oder mindestens zumeist trocken gelegen haben. Der Ochsentempel selber liegt so hoch, daß er seit dem Ende der Eiszeit niemals überschwemmt worden und immer bewohnbar gewesen ist. Auf den Menschen der Urzeit mußte dieser Fleck eine gewisse Anziehungskraft ausüben. Es wäre gar nicht verwunderlich gewesen, wenn wir an dieser Stelle auf Spuren einer vorgeschichtlichen Wohnstätte gestoßen wären. Die Vorbedingungen dazu waren durch die Art des Geländes in vollem Umfange gegeben. In der nächsten Umgebung war damals Wasser in Fülle vorhanden, und die Lage innerhalb einer sumpfigen Niederung bot Schutz vor überraschenden Angriffen. Trotzdem ist nicht

eine Spur menschlicher Siedlungen gefunden worden. Wohl aber hat der Mensch der Vorzeit an diesem Platze seine Toten begraben, vielleicht sogar zu verschiedenen Zeiten.

Wie aber war Klarheit zu erhalten über die Anlage der Grabstätten? Bei der Urbarmachung des Landes muß alles, was über den Boden emporragte, beseitigt worden sein, ja die für die Beackerung notwendige Einhebung der kuppenartigen Erhöhung mußte sogar teilweise recht tief gegriffen und vieles zerstört haben, was unter gewöhnlichen Umständen erhalten geblieben wäre. Und nun erst die frühere Durchsuchung des Geländes nach Altertümern. War da überhaupt noch einige Hoffnung übrig, irgendeine wichtige Beobachtung machen zu können?

Und doch, der Flurname und die Angaben der Ortseinswohner waren so merkwürdig, daß wenigstens ein Versuch unternommen werden mußte — selbst auf die Gefahr hin, alles durchwühlt und zerstört zu finden.

Der Flurname „Ochsenkirchhof“ allerdings war nicht gerade verlockend. Es schien sogar einigermaßen wahrscheinlich, daß er als Hinweis auf eine Stätte betrachtet werden müsse, an der einst während irgend einer Pestzeit Rinderkadaver in großen Mengen verscharrt worden sind. Aber auch davon hat sich bis jetzt keine Spur gefunden. Der Flurname Ochsentempel ließ schon mehr darauf schließen, daß es sich vielleicht um einen Platz handeln könne, der durch alle Zeiten hindurch den Bewohnern der Umgegend eine gewisse Ehrfurcht einflößte. Der „Tempel“ konnte die Erinnerung festhalten an eine alte Kultstätte, aber auch an irgend einen anderen „geweihten“ Platz, vielleicht doch eine Begräbnisstätte, wodurch der Name „Kirchhof“ wieder zu Ehren kommen würde. Die Untersuchungen haben letztere Vermutung vollauf bestätigt. Der Ochsentempel oder Ochsenkirchhof ist in der Tat eine Begräbnisstätte gewesen, ein Platz also, der einst den Bewohnern der Umgegend heilig war. —

Wie sind wir zu dieser Erkenntnis gekommen?

In den ersten Apriltagen 1929 arbeitete ich mit einer stattlichen Schar erfahrener Hilfskräfte auf der Wollschower Feldmark an verschiedenen Stellen. Bei dieser Gelegenheit wurden ja auch die im vorjährigen Kalender veröffentlichten Riesensteingräber untersucht. Auch das Problem des Ochsentempels sollte gelöst werden, wobei namentlich die Herren Krügel, Umbreit, Studienrat Buschke, Liebchen, Stroberger, Steinborn und die Studenten Bolz und Nowothnig tätig waren.

ten sämtlich Spuren des Leichenbrandes. Man hatte den Eindruck, daß hier einmal Urnen gestanden haben, die beim Umarbeiten oder Beackern des Bodens in Trümmer gegangen waren. Die Leichenbrandreste sind dabei zerstreut worden und liegen nun überall umher. Standplätze einstiger Grabgefäße konnten jedoch noch auf drei Plätzen festgestellt werden. Die Gefäßreste ohne Verzierung wiesen noch am ehesten auf die Bronzezeit. An den drei Stellen häuften sich Steine, Scherben und Knochenreste so, daß man mit einiger Sicherheit vermuten durfte, es mit einst vorhandenen Urnenbegrä-

### Wollschow, Ochsentempel

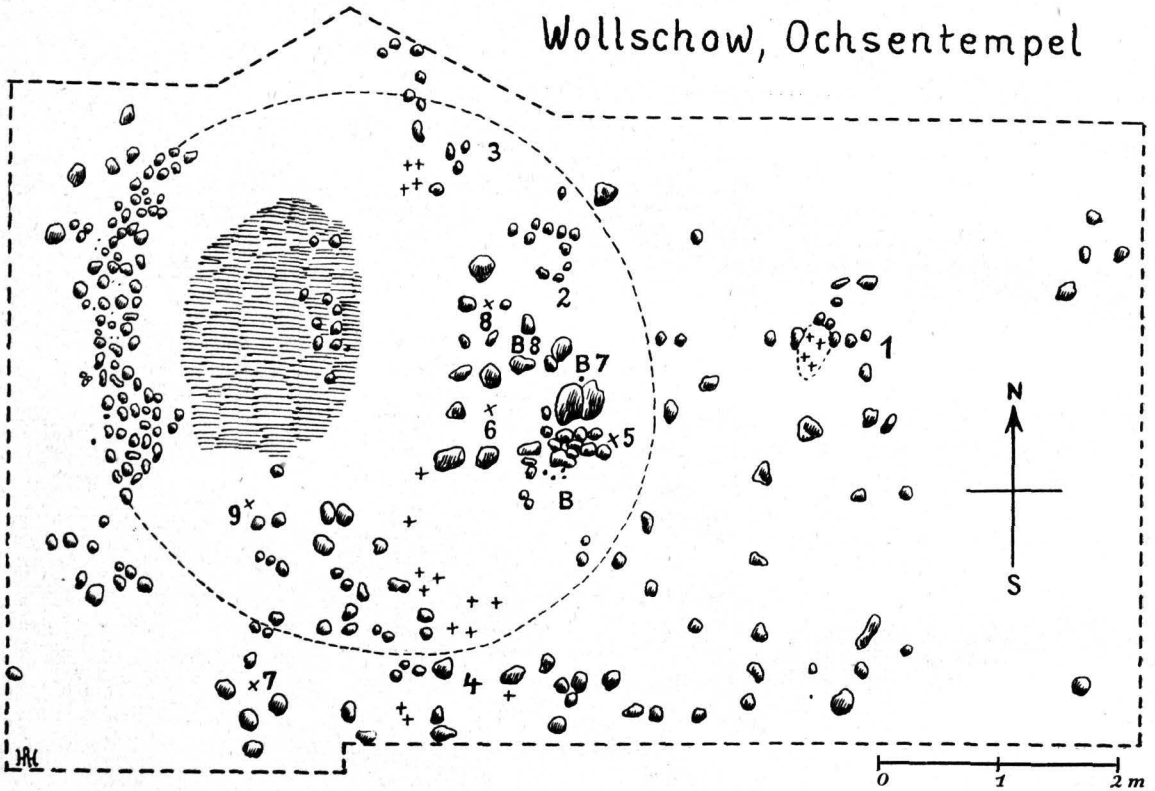


Abb. 1. Kreisförmige Grube mit Steinpackung im Nordwesten.

Nachdem die etwa 25 Zentimeter starke Aberschicht beseitigt war, stießen wir auf eine nur noch in ihren Resten erhaltene Steinpackung. Man sah ihr an, daß sie an den meisten Stellen zerstört war. Nur hin und wieder fanden wir noch eine Anzahl von Steinen im Zusammenhange miteinander. Auf und zwischen den Steinen beobachteten wir Gefäßscherben und Knochenreste; letztere zeig-

nissen zu tun zu haben. Besonders die auf dem Plan verzeichneten Stellen 1 und 3 sprachen dafür. Etwas zweifelhafter erwies sich Stelle 2, wo sich nur Scherben, Steinchen und Branderde vorfanden. Dagegen tauchte sehr bald eine neue Stelle (4) auf, die innerhalb einer ziemlich regelmäßigen Packung Schädel- und Röhrenknochenstückchen ergab.

Alle bisherigen Beobachtungen ließen vermuten, daß Herr Bresin mit seiner Angabe einer Steinpackung im Rechte war. Leider



war diese Packung beinahe an allen Stellen arg beschädigt. Innerhalb des von uns freigelegten Gebietes hob sich aber schon eine ungefähr kreisrunde Grube deutlich ab, deren Osthälfte im Horizontalschnitt mit ihren Grenzen erfreulicherweise klar zu erkennen war. Der Nord-Süddurchmesser dieser Grube betrug  $4\frac{1}{2}$  Meter. Es war nicht unwahrscheinlich, daß wir in dieser kreisrunden Grube die gesuchte Grabstelle vor uns hatten, die ursprünglich von einer regelmäßigen Steinpackung bedeckt und deren Rand mit größeren, aufrecht gestellten Steinen markiert war. Natürlich mußte man auch damit rechnen, daß wir in der Halbkreislinie die Grenze des von Herrn Bresin umgegrabenen Gebietes vor uns hatten. Mit großer Wahrscheinlichkeit durften wir aber annehmen, daß die Bresinsche Grabungs- und die ursprüngliche Packungsgrenze im großen und ganzen zusammenfallen; denn für Herrn Bresin war die Packung ja doch der Anhaltspunkt für seine Durchsuchung des Bodens. Diese Vermutung hat sich denn auch im weiteren Verlauf der Grabung in überraschender und jeden Zweifel tilgender Weise bestätigt. An der Nordwestperipherie der kreisförmigen Grube war ein Teil der Packung unverfehrt geblieben. Zwar war der Streifen nicht allzu umfangreich. Er maß in der Länge 2,50 Meter, in der Breite 0,50 Meter. Da dieser Teil der Packung ganz unberührt vorgefunden wurde, so war es leicht, von diesem Kreisabschnitt aus den ganzen Kreis zu ergänzen und diese Ergänzung fiel in ihrem östlichen Teile vollkommen zusammen mit der schon bei der ersten Grabung aufgefundenen halbkreisförmigen Grube.

So war dieser Teil des Problems völlig geklärt. Die hauptsächlichste Begräbnisstätte war ehemals gekennzeichnet durch eine regelmäßige Steinpackung, die nur 30 Zentimeter unter der heutigen Ackerfläche liegt. Früher muß diese Packung naturgemäß von stärkeren Erdschichten bedeckt gewesen sein; wir sahen ja, daß von dieser höchsten Kuppe des Ochsenfelds bei der Einebnung zwecks Herrichtung des Ackers ganze Erdmassen an die niedriger gelegene Umgebung abgegeben sein müssen.

Da wir nach unseren eigenen Beobachtungen und nach den Aussagen Bresins annehmen müssen, daß die Packung ursprünglich über der kreisförmigen Grube in vollem Um-

fange zu finden war, so sind wir gezwungen, anzunehmen, daß die Urnenbegräbnisse auf oder über der Packung angelegt worden sind. Dafür spricht auch die Aussage des Besitzers, des Herrn Hasenbank, daß seine Knechte beim Pflügen wiederholt auf Urnen gestoßen seien, die natürlich immer zertrümmert wurden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Urnenbegräbnisse nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der kreisförmigen Packung und der unter ihr liegenden Grube stehen; denn die Fundstellen 1 und 4 der Urnenbegräbnisse liegen teils ganz (wie bei 1) und teils wenigstens teilweise (wie bei 4) außerhalb des Kreises.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören die Urnenbegräbnisse einer späteren Zeit an als das Hauptgrab mit seiner kreisförmigen Steinpackung.

Was war nun noch an dieser wichtigsten Stelle zu beobachten. Die Befürchtung, daß der größte Teil der kreisförmigen Grube schon einmal durchsucht war, bestätigte sich in vollstem Maße. Trotzdem wurde unsere Sorgsamkeit, die jedes Kubikzentimeter noch einmal unter die Lupe nahm, in schönster Weise, ja geradezu überraschend belohnt.



Abb. 2 / Becher mit  
Tannenzweigmuster 1:3



Abb. 3 / Becher mit Zapfen  
und Zickzack 1:3.

Schon bei der ersten Grabung im April 1929 stieß Herr Krügel unter der Stelle 4 innerhalb des östlichen Halbkreises in einer Tiefe zwischen 70 und 80 Zentimeter auf einen Becher und dicht neben diesem, etwa 10 Zentimeter tiefer, stand ein zweiter, etwas größerer. Beide standen in losem Sande. Die Stelle war seit der Anlage des Begräbnisses niemals wieder berührt worden; andernfalls hätten die Becher nicht mehr in dem ausgezeichneten Zustande gefunden werden können.

(Abb. 2 und 3.) Noch etwa 10 Zentimeter tiefer, also zwischen 1 Meter und 1,20 Meter Tiefe, fand sich eine Packung von etwa 10 bis 15 Zentimeter im Durchmesser messenden Steinen und zwischen diesen Steinen lagen, größtenteils zerdrückt, aber in allen ihren Teilen noch vorhanden, vier weitere Becher (Nr. 3—6). Sie waren augenscheinlich von Steinen umstellt worden. Die Steinpackung ist durch den auf ihr lastenden Erddruck zusammengestürzt und hat die Becher zerdrückt. Unsere Abbildungen (4—6) zeigen, daß es gelungen ist, alle Formen wiederherzustellen.

Vor allem gaben uns die eigenartig geformten „geschweiften“ Becher mit ihrer ebenso



Abb. 7 / Becher 7 mit Zickzack 1:2.



Abb. 8 / Becher 8 mit Zapfen 1:3.



Abb. 4 / Becher mit Tannenzweigmuster 1:2.



Abb. 5 / Becher mit 2 Öfenhenkeln und Tannenzweigmuster 1:3.



Abb. 6 / Becher mit Henkelösen. 1:2.

eigenartigen Verzierung die unbedingte Gewißheit, daß wir uns mit diesem Grabe in dem uns schon vertrauten Gebiete der Oberschnurkeramik befinden. Ist doch damit zugleich die Zeit einigermaßen bestimmt. Es handelt sich um den Ausgang der Steinzeit, vielleicht schon um den Uebergang zur Bronzezeit oder deren Beginn. Die Grenzen zwischen diesen beiden Perioden der märkischen Vorgeschichte können ja unmöglich scharf gezogen werden. Damit wird uns die Fundstelle aber zwiefach interessant; führt sie uns doch sogleich wieder mitten in ein Problem, dessen Lösung uns neue Aufgaben stellt.

Bezüglich der Frage Stein- oder Bronzezeit könnten vielleicht die dürftigen Bronzefunde eine Rolle spielen. Bei 6 wurde ein kleiner Bronzering in 0,70 Meter Tiefe gefunden, bei 7 ein bronzenes Ringbruchstück in 0,30 Meter Tiefe, bei 9 ein Bronzebruchstück in einer Tiefe von 0,40 Meter und bei 10 ein solches in 0,90 Meter Tiefe. Diese 4 Fundstellen liegen teils innerhalb, teils außerhalb der kreisförmigen Grube, die uns die 8 Tonbecher lieferte. Die Bronzefunde könnten also sowohl zu den Bechern wie zu den Leichenbrandurnen in Beziehung stehen. Eine Entscheidung in dem einen oder anderen Sinne ist leider nicht möglich, da alle Bronzen in ungerührtem Boden lagen. Daß der größte Teil der kreisförmigen Grube, also des Bechergrabes, gründlich durchwühlt war, bewiesen moderne Gefäß- und Glasscherben, die auch noch in der Tiefe beobachtet wurden. So erklärt es sich auch, daß an manchen Stellen ebenfalls in erheblicher Tiefe noch Leichenbrandreste auftauchten. Sie stammen höchst-

Da im Verlauf der Ausgrabung an anderen Stellen noch 2 ähnliche Becher gefunden wurden (Nr. 7 und 8, Abb. 7, 8 und 8a), so wäre jede Mühe schon reichlich belohnt gewesen, selbst wenn wir bei Fundstelle 8 in 1,05 Meter Tiefe nicht noch ein Steinbeil, weiter in 80 Zentimeter Tiefe eine Pfeilspitze aus Feuerstein und außerdem sogar noch eine Feuersteinlanzenspitze gefunden hätten.

Abbildung 8a / Der zerdrückte  
Becher Nr. 8.

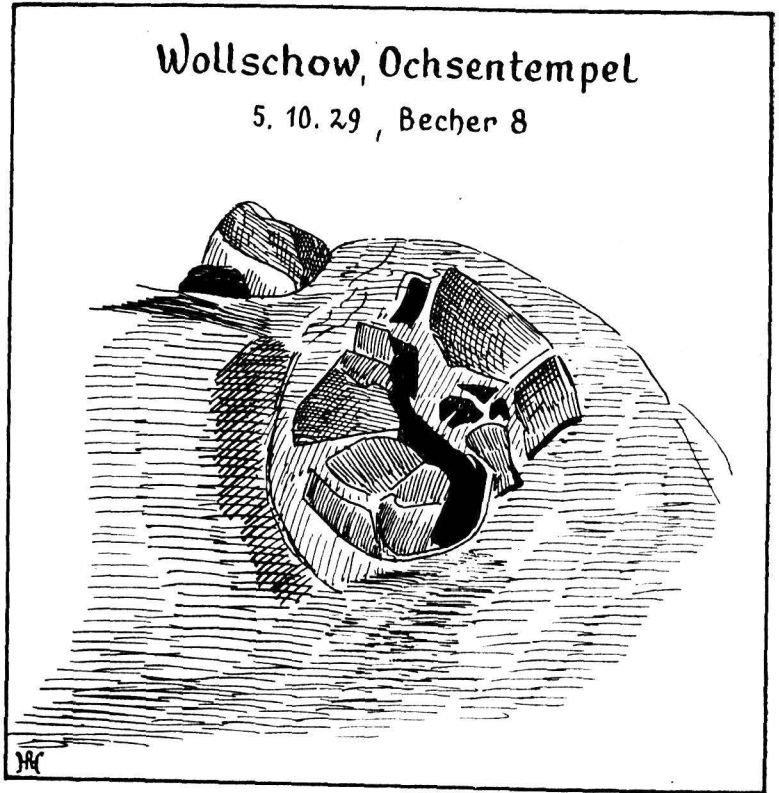
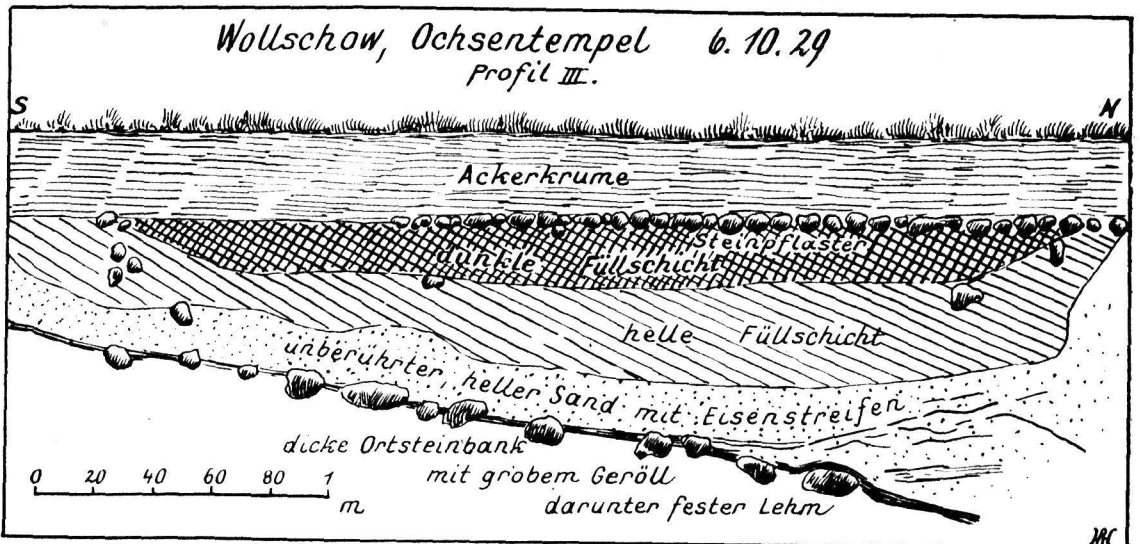


Abbildung 9 / Senkrechter Schnitt  
Nordfuß an der Ostseite des erhaltenen  
Steinpflasters.



wahrscheinlich aus den Leichenbrandurnen und sind meiner Ansicht nach beim Umgraben aus der Schicht über der Steinpackung in größere Tiefen geraten. Darf man denn aber von einem „Becher g r a b“ sprechen? Reste eines Leichnams sind in sicherem Zusammenhange mit den Bechern nicht beobachtet worden. Im Sande können sie leicht vergangen sein und was etwa noch übrig geblieben ist, wird beim Durchsuchen in früherer Zeit der Beobachtung entgangen sein. Die unbedingt unberührte Stelle unter dem noch erhaltenen Teil der Steinpackung war zu wenig umfangreich; es wäre ein sehr glücklicher Zufall gewesen, wenn ausgerechnet an diesem Platze noch eine Spur gefunden worden wäre.

Daß es sich trotzdem um ein Grab handelt, darf man aus zwei Gründen annehmen. Ein-

mal sprechen die späteren Begräbnisse dafür, daß der Ochsentempel schon während der Vorzeit als „geweihte Stätte“ in Ehren stand. Dann aber haben wir in den von Hugo Schumann veröffentlichten Flachgräbern von Jagow und Dedelow mit ihren Steinpackungen und mit der „Mauer“ von Dedelow ausgezeichnete Parallelen zu der Flachgrabanlage auf dem Ochsentempel.

Alle Wünsche bezüglich der Funde auf dem Ochsentempel haben uns die Ausgrabungen nicht erfüllen können, aber die Ausbeute ist immerhin so erheblich, daß wir uns dieses reichen Lohnes unserer Mühen freuen dürfen.

Dem Besitzer, Herrn Hasenbank, und allen Mitarbeitern gebührt verbindlicher Dank, der auch an dieser Stelle nicht vergessen werden soll.

## De Wandflock.

Van Max Lindow.

Dree Klocken harren wi, dree Klocken.  
 Een künn een beten dreller jocken,  
 Een mücht een bitschen heller schlogten —,  
 Uns is dorbi de Lied verslogten.  
 Uns' Kuckuckuhr! Se reep ehr eenzig Woord  
 Of in den Winter, wenn de Kuckuck foort.  
 „De Uhr, de hett'n Vogel!“ hett ees eener seggt,  
 Un keen van uns hett em dat werrerleggt!

In d' anner Stuw, uns' Regulatorklock,  
 De harr 'n düsterbrunen, schlichten Rod.  
 Dat Fienste was de frömde Noom an ehr,  
 Süß was 't mit ehr of alltowiet nich her.  
 Se mößt dat Lewen sich to licht,  
 Leep jereern Dag een Stunn sich in de Richt  
 Und güng bloot, wenn se mücht —  
 Un schlög bloot, wat ehr dücht!

De drüdd, dat was de Wanduhr in de Eck!  
 Ehr Wiefers weer'n ut blankes, schieres Bleck.  
 Dat Ziffernblatt drög eenen bunten Kranz  
 Ut Rosen — luter Glück un Glanz!  
 De Zohlen weeren rood as Blood  
 Un för de Klock viellicht een beten groot.  
 Een gelen Knöwel harr de Klockendör;  
 De Kasten süßft weer gelig van Kalör . . .  
 So as de Perpendikel schlög,  
 So güng dat Tickack, hart un drög.  
 Un wenn een Stunn aflopen was,  
 Denn schlög de Klock, — man meist vertwaß!

Ees, as uns' Votter schleep un leeg,  
 Dunn was 't, dat se den Rappel kreeg  
 Un schlög, ik weet se noch de Zohl,  
 In eensweg hunnertföfsteihnmol!  
 Se awer schlög, un dat weer schlimm,  
 Mit een erbarmlich heesche Stimm.

Na, mit de Middagsraub was 't ut!  
 Uns' Votter keem in helle Wut,  
 Sprüing van sien weefes Sofa raf  
 Un hüing dat Schlaggewicht nu af.  
 Dunn kreeg de malle Klock dat Schwieg'n  
 Un weer nich mehr in'n Gang to krieg'n.

Ut Poswald keem Uhrmaker Knick,  
 De brök de Klock ganz dat Genick.  
 Dat duerte man een korte Wiel,  
 Dunn stünd de Klockenpulschlag still.  
 Nu was dat gänzlich ut mit ehr,  
 Dat Klockenhart dat tuddt nich mehr. —

De dodig Klock slög ut de Stuw! —  
 Ik nehm de Röder, jerer Schruw,  
 Den Perpendikel of noch schwinn  
 Un tuschet mi twee Karninken in.  
 So harr ik een Karninkentucht;  
 De Klockenkasten würd mien Bucht.  
 Nu keem dor werrer Lewen in,  
 Nu harr de Klock of werrer Sinn!

So is dat mit uns Wanduhr gohn!  
 Noher hett dor een Standuhr stohn,  
 De harr een Stimm, dat segg ik di,  
 Dat weer de reinste Poesie!

# Die Fensterrose.

Von Katharina Bloß.

Es war im Norden Deutschlands in der Mark, in einer Stadt, die an einem langen und tiefen See lag. Hohe Türme und zahlreiche Weichhäuser vermehrten den Schutz der mächtigen Mauern, die schon manchen slawischen Feind abgewehrt hatten. Eine Anzahl Kirchen und Klöster zeugte von der Frömmigkeit der Bewohner, die ihren Stolz dareinsetzten, den schönsten Dom im ganzen Umkreis haben zu wollen, und die seit Jahrzehnten die immer noch im Bau befindliche Hauptkirche an der Westseite des Marktes mit allen Mitteln zur Vollendung zu bringen suchten.

Mancher Baumeister und Steinmetz war darüber gestorben, mancher Frühbau eingestürzt, mancher Plan halb ausgeführt und vom Nachfolger wieder verworfen; aber nun hatte der Rat der Stadt in dem Meister Diederich seit mehr als einem Jahrzehnt einen Mann gefunden, der mit künstlerischem Geist die ungeheure Arbeit bewältigen zu können schien und unter dessen Führung ein Wunderwerk der Baukunst erstand, das noch nach Jahrhunderten die Kenner entzückt und alle innerlichen Menschen ergreift.

Meister Diederich hatte mit Hinrich Brunsberg, dem Erbauer der Katharinen-Kirche zu Brandenburg in derselben Bauhütte gelernt. Aber während Hinrich Brunsberg mit Frau und sechs Kindern ein bürgerlich umfriedetes Dasein neben seiner Arbeit führte, war Meister Diederich als unruhiger stolzer Geist unbeweibt geblieben, hager, groß, mit ernsten Augen und schmalem Mund, mit bereits leicht ergrautem Haar, hatte nur Sinn für seine Pläne und Zeichnungen, für sein Werk und sein Wirken.

Man hatte ihn zum Ratsherrn gemacht, die oberste Leitung über den weiteren Bau an der Kirche übertragen und ehrte ihn wie und wo man konnte. Sämtliche vornehmen Bürgerfamilien wetteiferten, den bedeutenden Mann an sich oder besser an eine ihrer Töchter zu fesseln — er bemerkte es nicht.

Während bei der Einweihung des Marienaltars die schönsten Jungfrauen der Stadt den Altar umstanden und ein Gloria sangen, mehr dem Meister als der heiligen Mutter Gottes zu Ehren, saß er mit brennenden Augen im Gestühl und starrte zu den hohen Fenstern des neuen Chores hinauf, durch die die Morgensonne mit strahlendem Licht brach.

Er hatte keinen Blick für all die zarte oder derbe Schönheit, die sich vor ihm und für ihn entfaltete, strich sich das schütterere Haar aus den eingefallenen Schläfen und sann seinen nächsten Entwürfen nach.

Noch war nichts vollendet. Seitenkapellen und Portale nur skizziert, die Türme erst bis zur Dachfirst des Schiffes aufgeführt, überall

noch Balken und Baugerüst; aber in seinem Hirn stand der Bau fertig da in herrlichster Maßeinheit mit dem himmelragenden Abschluß der stolzen Spitzen, deren köstliches gotisches Steinwerk mit den süddeutschen Münstern wohl den Vergleich aushalten würde! Geschickte Steinmetzen hatte er genug unter seinen Arbeitern.

Der Gedanke seiner oft schlaflosen Nächte war aber das bis jetzt noch leere Fensterrund mitten im feldsteinernen Westgiebel, dieses vorläufig mit Brettern verstellte ungeheure Loch — in seinen Träumen sah er das wunderbare Maßwerk vor sich, das das Glas umfassen, das eine ungeahnte Glut und Herrlichkeit der Farben ausströmen sollte, wenn die Sonne im Westen stand und mit blutrotem Schein hinter den dunklen Wäldern des Uckerlandes versank und auf dem blinkenden See einen Farbenrausch hervorzauberte, den er mit allem Entzücken seiner Künstlerseele so oft genoßen — all das wollte er hineinbannen in das Licht der Fensterrose.

Zu Mariä Himmelfahrt sollte sein Werk vollendet werden. Der Glasmaler war seit Monden eifrig bei der Arbeit; die Scheiben gelangen gut, es mußte eine unerhörte Farbenpracht geben.

Meister Diederich war einmal im Regensburger Dom gewesen — gerade um die Mittagszeit. Da brach die Sonne durch des Gelb und Rot und Grün und Blau der hohen Fenster an der Süßseite des Chors, der unirdische Glanz war so stark, daß er sich ausschließend an einen Pfeiler lehnen mußte, um nicht umzufinken.

War so der Himmel? Stand in solchem Schimmer die Hoheit Gottes? Was war da noch irdisches Tun und irdische Sorgen, wenn solche Schönheit einen drohen erwartete? Wenn ihm die Fensterrose hier in der lichtlosen Mark so gelang wie dem Regensburger Meister, würden die Menschen herbeiströmen und anbeten, und sein Ruhm würde den andern Meistern gleich —

Seine heißen Augen glitten von den hohen Chorfenstern zu dem toten leeren Auge der unvollendeten Rose.

Er spürte nicht, daß weiche Frauenkleider neben seinem Gestühl rauschten, er sah nicht die bewundernden Blicke, die ihn suchten, er hörte nicht die leichten Stimmen neben sich murmeln:

Exaudi, domine — —

Er preßte die harten Fäuste zusammen, die selber des Meißels gewohnt waren, und schloß die Augen, um das Maßwerk seiner Fensterrose vor sich in aller Deutlichkeit zu sehen. Wenn er die Lider mit Gewalt gegen die Augenäpfel drückte, entstanden nach kurzer Zeit Formen und Farben von immer wechselnder un-

fäßlicher Kraft, daß er ganz betäubt wurde und nur sehnlichst erhoffte, diesen Rausch festhalten und in die Wirklichkeit umsetzen zu können!

Konrad, der Hauptpriester an der großen Kirche, schüttelte den weißen Kopf.

„Es wird euch noch zerbrechen, Meister, niemand kann über sich selbst hinaus.“

Dann sah Diederich mit seltsamem Blick über ihn hinweg, wie verzückt, und antwortete wie geistesabwesend:

„Der Künstler kann es!“

Ein andermal ließ sich der fromme Greis ganz einfangen in den Zauber der Zeichnungen und Farben auf den gerollten Pergamenten, die er mit einer Andacht betrachtete, als habe er die heiligen Messbücher selber vor sich. Dann sagte er hingerissen:

„O Meister, wird schon das Ohr getröstet und entrückt oder erschüttert durch süße oder gewaltige Töne, wieviel mehr das Auge, dieser Spiegel des Göttlichen, durch süße oder gewaltige Farben — sie dringen geradeswegs mitten in die Seele — wir sprechen von einer Musik aller Himmel Gottes, von Sphärengefang, aber wir singen noch öfter von dem ewigen Lichte, das die Vollendeten erwartet: et lux perpetua luceat eis — ja, ja, lux aeterna wird auch in deinem Werk leuchten und allen Sehrenden strahlendste Verheißung und allen Traurigen süßeste Tröstung werden!“

Dann lächelte Meister Diederich ein wenig über den frommen Schwärmer und sagte wie abwehrend:

„Vater, ihr macht mich zu einem Gott!“

Worauf der Alte ihn erstaunt ansah, den Kopf nachdenkend wiegte und dann äußerte:

„So meine ich nicht! Der Künstler ist nur einer der Lieblinge Gottes; aber er ist nur ein geringer Handwerker in der Werkstatt des ewigen Meisters, und es sind nicht seine, sondern Gottes Gedanken, die er ausführen muß! Des seid euch immer bewußt.“

Ohne weiteren Widerspruch, mit einer etwas überlegenen Nachsicht, rollte der Baumeister seine kostbaren Pergamente zusammen. —

Je weiter die Arbeit vorschritt, desto unzufriedener wurde er manchmal. Die menschliche Unvollkommenheit seiner Werkarbeiter verlagte gegen das gewaltige Können seiner Einbildungskraft.

Dem Glasmaler rann der Schweiß von der Stirn:

„Ihr seht mehr als wir andern armen Sterblichen!“

Er wurde dann hart mit allen Arbeitern, gab niemanden ein gutes Wort und war voll Zorn und Gram über seine Ohnmacht, nicht ausführen zu können, was klar vor seinem inneren Auge stand, wenn er den Blick von der Außenwelt abschloß: wie er es in seinen Träumen sah, so wurde es nie!

Am Peter-Paulstage war das Maßwerk vollendet und füllte die zweimannshohe Oeffnung der gewaltigen Westfront, die flogig mit

ihren Granitquadern den Gang emporragte — weit über See, Wiesen und Wald hinschauend.

Täglich ging Meister Diederich in die Werkstatt des Malers, bunte Scheiben wurden zusammengestellt, Farben verglichen, im Sonnenscheine geprüft, gelobt oder unerbittlich ausgemerzt, mit jähem Wurf auf dem Boden zerschmettert — der alte Meister Matthäus übte sich in der Geduld. —

„Herr, wir wären längst fertig, wenn ihr nicht unerfüllbare Anforderungen stelltet!“

„Unerfüllbare? Was ich denke, ist Wirklichkeit! Was in Regensburg gelungen, muß hier auch zu bewältigen sein!“

„Es gibt eine Grenze —.“

„Für mich nicht! Ich will nicht hinter denen zurückstehen! Lieber warten wir noch und versuchen wieder und wieder — es muß etwas Unerhörtes werden!“ — — —

„Meister Diederich ist befeßen“, empörte sich der junge Geselle. „Das Wenigste ist ihm recht! Mag er sich doch den Regensburger herbeiholen! Uns soll er nicht so schinden! Ich hätte ihm längst die Arbeit hingeschmissen!“

Der Alte zuckte erschrocken. „Was redest du, Klaus? Das geht nie und nimmer! Es ist für die Kirche!“

„Nah, wer bezahlt euch all die vergebliche Arbeit?! Im Hof türmt sich der Scherbenhaufen — er ist befeßen, sage ich euch!“

Das sonst gutmütige Gesicht des Gefellen verzerrte sich.

„Ist das überhaupt ein Christenmensch, der nicht ißt und trinkt, wann es Zeit ist, sondern nur, wenn er beinahe umfällt vor leerem Magen?! Der nachts nicht schläft, sondern über seinen Zeichnungen brütet; der kein Weib angesehen hat sein ganzes Leben?! Ein Mönch hätte er werden sollen — ins Kloster gehört er! Da hab ich in Brandenburg bei dem Meister Hinrich gearbeitet — ein lustig Leben wahrlich — auf dem Bau ein Feiern und Jubeln, wenn was fertig geworden am Wert — aber hier — nie ist er fertig, nie denkt er ans Ruhen, nie an ein fröhliches Mahl — er allein will wohl die Kirche vollenden, an der man schon über 100 Jahre arbeitet?! Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut, aber er will sich's unterfangen! Ist das Leben nur Scharwerken und Schuften? Ich mach da nicht mit!! Was hat man denn vom Leben?“

Mit einmal glitt über das Gesicht ein strahlendes breites Lachen:

„Meister, ihr habt mir's versprochen! Am Tage Mariä Himmelfahrt tut ihr uns zusammen, die Würbe und mich! — Ja, wenn die nicht wäre!“

Der Alte sah zu ihm hinüber.

Was war das für ein rauher Bursche, ein grober Tölpel, aber was für einen guten Blick hatte er doch. Und wie gutmütig ertrag er alle Narrheiten des Mädchens! Man konnte ihm nicht gram sein, und die Würbe war ihm von Herzen gut. Sie war ein Nachkömmling. Sie hatte

der Mutter das Leben gekostet. Seine alte Schwester betreute sie, er aber verzog sie. Sie war hübsch, gesund und fröhlich und paßte zu dem flotten Gesellen.

Eigentlich wäre ihm ein älterer ruhiger Mann lieber gewesen für den Unband, der sie doch manchmal war — aber sie hatte sich eben den Klaus in den Kopf gesetzt — da war nichts zu machen, und schließlich war der Junge ja auch ein geschickter und fleißiger Gesell, dem es nie an Arbeit und Verdienst fehlen würde, — trotz seines losen Mauls —

Zu Mariä Himmelfahrt sollte die Hochzeit sein, wenn die Fensterrose vollendet war, dieses schwere Stück Arbeit, das wie ein Alb auf ihm lastete —

Der Meister Diederich hatte ihn schon mit seiner Beseßtheit angesteckt.

„So mach Feierabend, Klaus.“

„Und ihr, Meister?“

„Ich will sehen, ob ich nicht noch ein kräftiger Gelb hervorbringe —“

„Ihr macht euch zunicht! Ich hol die Bärbe herüber, daß sie euch mit Gewalt ins Haus bringt —“

Aber ehe er sich wandte, ward schon die Tür zur Werkstatt aufgerissen und Bärbe brauste herein.

Wie der Frühling mit gelben Böpfen und roten Backen und weißen Zähnen. —

„Schluß für heut abend! Da wart ich mit meinen Milchsatten und dem frischen Käse, und feiner kommt zur Mahlzeit! Schluß! sage ich! Der Diederich kann sich seine verrückte Nase allein malen — die Sonne will untergehen — das nenn ich Leute schinden!“

Sie riß den Gesellen um den Arbeitstisch herum.

„Hoppla, mein Junge, schneid dir nur nicht am Glas die Finger entzwei — Vater, ich warte nicht länger — ihr seid doch nicht Knechte, sondern freie Bürger der Stadt! — Fromm, sagt ihr, sei der große Meister?! Vom Teufel befehlen“ —

Aber mitten im Sage erstarb ihr das Wort.

In der Tür dunkelte eine hohe Gestalt, von der sich das blasse Gesicht felsam abhob, ein mageres Gesicht mit scharfgeschnittenen Zügen und schmalen, blutleeren Lippen. Zwei Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, blieben mit großem Blick auf dem Mädchen haften.

Sie erschrak so, daß ihr sonst so fedres Herz aussetzte zu schlagen. —

Hatte er gehört, was sie soeben gelästert? Verstanden, daß sie ihn gemeint? In seinem unbeweglichen Gesicht war nichts zu lesen.

Sie duckte sich hinter ihren Vertrauten und entzarte tief.

Der Vater ging ihm erschrocken, aber ehrerbietig ein paar Schritte entgegen.

„So spät noch, Herr?“ sagte er mit beklommener Stimme.

Der Rathsherr sah ihn nicht an — sein Blick ging auch an dem grüßenden Gesellen vorbei zu dem Mädchen, dem der lose Mund jetzt merkwürdig stillstand. Mit Großen ist nicht zu spaßen, das wußte auch sie schon, und konnte dem Vater die ehrenvollen und gutbezahlten Aufträge kosten. — Aber als keine Donnerrede erfolgte, hob sie schon wieder gestichert das Köpfchen und wagte einen verstohlenen Blick auf den Herrn — er sah nicht einmal zornig aus, nur etwas traurig, am Ende hatte er gar nichts gehört. —

Jetzt ging sein fragender Blick zu dem Vater, der sich beeilte, zu antworten.

„Meine jüngste Tochter, Herr, Barbara heißen, grad siebenzehn.“ — Sollte er noch hinzufügen: die verlobte Braut meines Gesellen? Aber das klinge wohl zu vertraulich —

Was hatte der Herr nur zu gucken?

Durch die Fenster der Werkstatt fiel das Licht der untergehenden Sonne gerade auf den blonden Scheitel des Mädchens und entzündete dort eine Kappe von sprühendem Gold —

Nicht Vater noch Bräutigam gewahrten den Schimmer —

„Wollte der Herr noch — —“

„Nacht Feierabend, Meister, ihr plagt euch genug. Habt ihr das Gelb noch einmal versucht? Es muß leuchten, wie eben jetzt die Sonne leuchtet, da, auf dem Haar eurer Tochter.“

Anwillkürlich faßte Barbara an den Scheitel und trat in den Schatten.

„Nicht doch, Jungfer.“

Schon hatte er sie an der Hand in die Sonne zurückgezogen und fuhr ihr leicht über das Haar.

„So, Meister, muß es leuchten.“

Seltam faßte sich Frauenhaar an — wie Seide, und sah aus wie Gold — warum hatte er das noch nie erlebt? Wie Seide, wie Gold —

Bärbe stand wie ein Stein. Ihr wurde merkwürdig zu Mut. Sollte sie lachen? Sie versuchte mit Klaus einen festen Blick zu wechseln, aber der sah sie nicht an; sie wagte auch nicht, zu dem Baumeister aufzuschauen; so hielt sie den Kopf gesenkt und wartete mit etwas Herzklopfen, was sich weiter begeben würde. Sie fühlte die Hand leicht über ihr Haar streichen; wunderbar, wie zart die Berührung dieser großen kräftigen Männerhand war, Klaus umfaßte sie meist derbe, fast grob, wie es junger Leute Art war — hier aber spürte sie soviel Scheu und Vorsicht, als werde Korstbarstes berührt, das zerbrechen könnte —

Ihrer natürlichen Eitelkeit tat diese schweigende Huldigung ungemein wohl, sie fühlte sich plötzlich über ihr sonstiges Wesen hinausgehoben und höher gestellt.

Schon schossen blitzschnell die Gedanken durch ihren hübschen Kopf: Da siehst du, Klaus, ich bin etwas Besonderes! Aber du hast es nie bemerkt! Hast du je gesagt, mein Haar sei wie Gold? Weißt du überhaupt, wie schön und er-

lesen ich bin? So etwas spürt nur ein feiner Herr — Da löste sich schon die Hand von ihrem Scheitel, der hohe Mann trat langsam zurück.

„Meister, denk nach über die Farbe, sie soll wie die Sonne wirken, wie Licht, wie dieß Blond“ —

Und dann flog ein kleines, schmales Lächeln um den strengen Mund des Rathsherrn, er grüßte leicht und vornehm und verließ den dämmerigen Raum, in dem die Sonne erlosch und die Drei völlig verstummt zurückblieben.

Am folgenden Sonntag saß Wärbte mit der Ruhme auf der Kirchenbank. Eigentlich saß sonst die halbtotbe Dippoldische an diesem Platz, aber sie hatte mit ihr getauscht, ganz unauffällig sie vorangehen lassen, um nur nicht hinter den Pfeiler zu kommen, der der Sonne wehrt hätte, sie zu bescheinen. Sie hatte das winzigste Mäuschen aufgesetzt, daß das Haar nicht verdeckt würde, und saß nun, zwar geblendet vom Schein, aber ohne sich aus dem Licht zu rühren —

Im Rathgestühl hatten sich die Herren mit ihren weißen Krausen niedergelassen; aber der Bauherr Diederich war nicht unter ihnen. Stand er hinter den Pfeilern? War er überhaupt in der Kirche? Sollte sie hier gar vergebens sitzen?

Ihre Andacht war nicht groß; immer wieder schweiften ihre Gedanken zu dem Manne, der sie erst ihren wahren Wert gelehrt hatte. Diese leise Bewegung seiner Hand hatte ihr eine andere Welt eröffnet. Als ihr geliebter Klaus sie noch am selben Abend derb an sich gepreßt, hatte sie sich ihm unwillig entzogen.

„Geh, du bist ein Tölpel! Ich bin doch nicht eine Magd!“ Und plötzlich hatte sie die Luft gefühlt zwischen dem groben Handwerker aus dem Volke und dem vornehmen Bauherrn, dessen Gedanken Königspaläste entwarfen und wieder zerstörten —

Sie hatte seit dem Abend nicht mehr über Herrn Diederich gescholten. Ihr war wie einer verzauberten Prinzessin zumut, bei der feiner die heimliche Krone bemerkte, die sie seither trug —

Wenn sich die Arbeit nicht so gehäuft hätte für Meister und Gesellen, hätte es ihnen auf-fallen müssen, wie sich das Wesen des sonst so natürlich lebhaften Mädchens verändert hatte — in jede ihrer Gebärden suchte sie etwas Vornehmes zu legen, die raschen Bewegungen zu mäßigen, die Haltung zu straffen, die Sprache zu verfeinern —

Sie hatte beim nächsten Besuch des Baumeisters ihm wieder begegnen wollen; aber ihr Vater hatte ihr zum ersten Mal in ihrem Leben aufs bestimmteste unterlagt, in die Werkstatt zu kommen. Er war über ihr loses Wesen im Ernst empört und wollte auf keinen Fall eine erneute Beleidigung des Herrn dulden. So war sie nur verstoßen auf die Treppe oder an ein Fenster des Wohnhauses geschlichen und war

leise enttäuscht, als sie gewahren mußte, daß der Besucher keinen Blick umherschweifen ließ, um sie zu entdecken.

Nun hatte er auch noch den Gottesdienst ver-säumt, wo doch reichlich Gelegenheit gewesen wäre, Sonne auf Frauenhaar zu betrachten — hatte er nur die Farbe gesehen und nicht be-merkt, daß ein blutjunges, lebenswarmes Ge-schöpf darunter atmete? War er wirklich aus Stein? Hatte er nie eine Frau geküßt? Konnte er überhaupt nicht lieben?!

All ihre Gedanken umkreisten den Mann, dessen Hand einmal über ihr Haar gestrichen — und der sich nun ihren Augen entzog, nachdem er sie ihrem Vertrauten abspenstig gemacht — jawohl, das war die Wahrheit! Ihre Zunei-gung zu Klaus hatte einen gewaltigen Stoß er-litten, was diesem nur nicht zum Bewußtsein kam durch die viele Arbeit, die auf ihm lastete. Erst hatte der vornehme Herr ihr gezeigt, daß sie viel zu schade für den einfachen Mann sei, und nun verschwand er stolz und ließ sie in Sehnsucht und Bangen zurück — ja, ja, in Sehnsucht! Denn sie sehnte sich nach erneuter Huld-igung ihrer Schönheit, sie sehnte die Sprache, den tiefen Klang der edlen Stimme herbei, die so süß zu Ohren drang, ganz anders wie der rauhe Ton des Vaters oder die derben Worte des Ge-liebten — sie sehnte sich nach dem Blick dieser grauen Augen, der so verloren in die Ferne ging, der über sie hinauszog in ein Licht, das sich in ihm widerspiegelte und dem Gesicht einen so feterlichen Ausdruck verlieh, als wenn ein Auferstandener Gottes Herrlichkeit schaue, es war wohl das, was die Priester Verklärung nannten — ach, und ihr blondes Haar hatte ihn in solchen Zustand gebracht —

Jeden Morgen ließ sie die Sonne auf die gelösten Zöpfe scheinen — sie konnte nicht be-greifen, daß der Glanz so unirdisch schön sei — ihr messingner Leuchter ähnelte viel stärker dem Golde; aber es mußte doch wohl etwas Beson-deres dran sein, nur war sie selber zu unge-lehrt, um es zu bemerken, und Klaus hatte bei aller Verliebtheit keinen Blick dafür —

Die Nachbarinnen erhoben sich von ihren Plätzen und Anhebänken, die Messe war beendet — sie hatte von all dem nichts vernommen. Mit einem leeren Gefühl stand sie auf, schlug das Kreuz, knixte vor dem Altar und folgte den Frauen, heimlich zu den Männern hinüber-schauend. Da versagten ihr fast die Knie —

Nur wenige Schritte vor ihr ging die hohe Gestalt aus dem Hauptportal, die Stufen hin-ab zur Gasse hinunter —

Er war also doch in der Kirche gewesen und hatte sie nicht bemerkt —

Sie hörte nicht, was die Frauen um sie her schwanken, sie blieb auf der obersten Stufe stehen und sah das schwarze Samtbarett in der verströ-menden Menge untertauchen —

Vater und Ruhme und Bräutigam erwar-teten sie bei den Buden am Markt. Auf ihrem Gesicht lag ein so fremder, enttäuscht schmerz-



licher Ausdruck, daß Klaus nicht zu scherzen wagte, sondern still neben ihr herging. Wenn erst die Feierlichkeit des Gottesdienstes vorüber wäre, würde sie wieder lachen wie sonst —

Baumeister Diederich schritt versonnen durch die Gassen der Stadt.

Das war heute kein rechter Gottesdienst gewesen. Er war zu spät gekommen und sah nicht im Ratsgestühl, sondern setzte sich an der Turmseite zu den Steinmeßern und Maurern, die ehrerbietig zusammenrückten, um ihrem Herrn Platz zu verschaffen. Als er den Blick schräg durch die Kirche schweifen ließ, entdeckte er ein rundes Gesichtchen mit einer goldenen Haarfrone darüber —

Auf diesem Haar funkelte die Sonne, sie blendete die lustigen Augen und zwang das eigenwillige Köpfchen, sich zu neigen, was es mit einer so anmutigen Bewegung des schlanken Halses tat, daß nicht nur dem Künstler in ihm das Herz aufging.

Was war nur mit ihm geschehen seit dem Abend vor beinaß einer Woche, wo er das Mädchen zuerst gesehen? Was hatte sie von ihm gesagt: er sei vom Teufel besessen?! Das sagte man im Volke von ihm, der nur für die Kunst und sein Werk lebte, das doch zur Ehre Gottes errichtet wurde? Vom Teufel besessen? Wie konnte solche Meinung im Volke aufkommen? War er wirklich nicht auf dem rechten Wege?

Das Volk hatte meist recht in seinem natürlichen Verstande. Es sah alles klarer ohne große Verwickelheiten, mit denen er sich und anderen das Leben beschwerte. Hatte sie nicht eigentlich recht? War er nicht vom Teufel besessen, daß er Auge und Ohr verschlossen gehalten gegen alles, was herrlich und lebendig war? Sah er draußen die Blumen und das Leben? Saß er nicht Tag und Nacht über seinen toten Zeichnungen, bei denen er höheres Leben wählte als in den Formen der Blüten, die in der Sonne schaukelten? Er ahnte sie in Stein nach mit feinsten Geschicklichkeit und genauer Sachkenntnis; aber hatte er je Freude an der natürlichen Blume empfunden? Galt ihm die seine aus grauem oder rotem Stein nicht viel bewundernswürdiger? Verliebte er sich nicht in seine Arbeit mit einem unendlichen Stolz, wenn es ihm gelungen war, Blätter und Ranken so leicht aus der schweren Masse zu zaubern, daß alle Schwere des Steins aufgehoben schien? Kam er sich nicht wie ein Schöpfer vor? Beinaß wie Gott selbst?!

War das nicht doch besessen? Vom Teufel besessen? Galt ihm seine Kunstwelt nicht viel mehr als die Welt Gottes da draußen?! War ihm nicht das heilige Licht der Sonne eigentlich nur Helfer bei seinen Glasfarben? Waren ihm nicht Baum und Blüte nichts weiter als Vorbild für seine Säulen und Kapitäle? Sah er sie je anders als ihm untertan? Was er nicht verwenden konnte, bemerkte er das überhaupt?

Hatte er je der Mädchen und Kinder gedacht? Waren sie denn nicht für ihn nur Störenfriede gewesen, wenn er die Spielenden vom

Bauplatz fortjagen ließ? Hatte er je ein Weib anders angesehen, als nur zum Dienen und Arbeiten, um die Männer frei zu machen für ihr Werk? Hatte das erschreckte Mädchen nicht recht? War er nicht wirklich vom Teufel besessen?!

Aber nun hatte ihm ein einziger Sonnenstrahl den Weg gewiesen! Was war aller Glanz der bunten Scherben gegen das flimmernde Gold dieses Frauenhaares, das so weich war wie Seide und duftend wie Blumengeruch und so voller Leben, daß es ihm durch den ganzen Körper wie flüssiges Feuer geronnen — wo hatte er nur seine Augen gehabt? Da lebte nun soviel Herrlichkeit neben ihm seit Tagen, seit Wochen und Monden, und er hatte sie mit keinem Blick gesehen — taub und blind war er gewesen; besessen vom Teufel, von seinen Blüten, von seinen Farben! Und er hatte sich eingerebet, daß dies alles zur Ehre Gottes geschehe! War Gott nicht viel mehr in seinen Geschöpfen, als in dem toten Werk aus Menschenhand? Wirklich der Satan hatte ihn in den Klauen! Sollte ihn nicht auch Pater Konrad gewarnt? Sollte er die Fensterrose lassen? Es gab genug anderes an dem Bau zu schaffen. Aber die Rose war nun einmal sein Ehrgeiz; das war eben seine Besessenheit!

Er war nach dem Abend noch ein paarmal bei dem alten Meister gewesen. Und hatte sich bei dem Gedanken ertappt, daß es weniger um der Glascheiben als um des Mädchens willen geschehen war. Er hatte es nicht wieder erblickt. Nur manchmal glaubte er ihren Kopf am Fenster zu sehen; sie hielt sie sich fern, wie man eben einen meidet, den der Böse in seiner Macht hat. Sie war gewiß ein frommes Kind, dessen reines Herz nichts wußte von Ehrgeiz, von Ruhmsucht, von den Ungeheuern, die an des Meisters Seele nagten — zur Ehre Gottes die Rose?! Zu seinem Ruhme, daß man ihn preisen sollte als den Schöpfer überirdischer Herrlichkeit!

Ja, ja, vom Teufel besessen! Sie hatte ihn mit diesem zornigen Wort von dem Abgrund gerissen, in dem seine Verblendung ihn zu stürzen gedroht. Jahrzehnte hatte er nur gearbeitet, geplant, gerechnet, nicht rechts und links gesehen, und das Leben lachte an ihm vorbei — er merkte es nicht. Nun ging er ins fünfzigste Jahr, ein alternder Mann, ein lächerlicher Hagestolz, über den die jungen Mädchen lachten — Sie hatte nicht gespottet, sie hatte um ihn und seine Seele gebangt — mußte er ihr nicht von Herzen dankbar sein?!

In den schlaflosen Nächten, die dieser seltsamen Begegnung gefolgt waren, verschwor er sich, ihr alles zu geben, was sie von ihm fordern würde — alles — seinen Namen, seinen Reichtum, seine Stellung, ja selbst sein Werk! Sein Werk?! Wenn sie von ihm verlangen würde: Zerbrich die Rose! Dieses schmachvolle Werk deines Ehrgeizes, deiner Selbstüberhebung, deiner Besessenheit — könnte er es tun? Mit eigener Hand das Maßwerk zerhämmern? — daß

wieder Latten und Bretter die ungeheure Deffnung in der Westfront verschließen — sollte ein anderer nach ihm den Ruhm erleben? — könnte er das tun? für den Blick ihres Auges? für den Druck ihrer Hand? für den Kuß ihres Mundes? —

Ihm schwindelte bei dem bloßen Gedanken, sein Blut kreiste in ihm wie im Rausch — er hatte die Rechte fest um die Stuhlwanne des Gestühls gepreßt, um sich Halt zu verleihen. Um all dieser ungeahnten, nie gekannten Seligkeiten willen würde er selbst den Hammer schwingen können, seine Lebensarbeit zu zerstören? — Ja?! Ja! Ja!

So alt mußte er werden, so leer und einsam mußte er durch ein langes Leben gehen, daß ihm auf dem Gipfel seines Schaffens das wahre Ziel gezeigt wurde — nicht das Werk ist die Erfüllung des Mannes, sondern das Weib! Das Weib in seiner berauschenden Jugend und Schönheit und Lust und der sanften Frömmigkeit — wie sie da saß mit dem Lichtschimmer im Haar — ganz Andacht, eine blonde Madonna — und an diesem himmelhohen Pfeiler wie ein Altarbild — er würde ihr Blumenopfer bringen und Kerzen anzünden zu ihrer Ehre und er würde ihre Jugend trinken und neue Lebenskraft gewinnen — sein Herz, dies alternde, einsame Herz wurde groß und weit und beengte ihm die Brust, daß er nur mit Mühe das Ende der Messe abwarten konnte — dann aber trieb es ihn hinaus in die frische Luft — er ging an seinen Werkleuten mit einem so seltsamen geröteten Gesicht vorbei, daß sie verwundert ihm nachsahen und einer meinte: er schaue aus, als ob ein Feuer in ihm brenne. —

Drei Tage nach diesem Sonntag ging der große Baumeister Diederich in das Haus des alten Glasmalers Matthäus und bat ihn, ihm seine jüngste Tochter Barbara zum Weibe zu geben.

Kein Vater ist je so erschrocken gewesen als der alte Matthäus über diese Ehre, die ihm und seinem schlichten Hause widerfuhr. Er wagte nicht nein oder ja zu sagen. Er bat sich ein paar Tage Bedenkzeit aus.

Der junge Klaus raste vor Zorn, als ihm seine Värbe mit etwas gemachter Ruhe erklärte, daß der Vater unmöglich solchen ehrenvollen Antrag zurückweisen könne, ohne um Brot und Lohn gebracht zu werden und daß sie selber sich nicht weigern möge, wenn der Vater es wünsche. Sie beide seien zwar versprochen gewesen, aber mit groben Schimpfreden sei nichts gebessert.

Klaus sprang zornig auf sie zu und schüttelte sie. Sie wisse wohl nicht, was sie rede! Der Teufel solle sie und ihn holen, wenn er zuliebe, daß sie sich dem Herrn an den Hals würfe!

Värbe riß sich empört los. Sie maß den Wütenden mit einem sprühenden Blick, dann preßte sie die Lippen spöttisch zusammen, warf den Kopf nach hinten und entgegnete ihm recht schleppend, um ihn noch mehr zu kränken, daß

schließlich der Bewerber ein vornehmer Rathsherr und er nur einer seiner geringsten Werker sei; wenn er weiter so unflätig fluche, würde ihre Zuneigung zu ihm ganz erlöschen. Auch wenn der reiche Herr seine Werbung zurückzöge, würde sie es sich noch sehr überlegen, ob sie einen solchen groben Kerl, wie den Klaus, zum Manne nähme.

Ihr war nicht wohl dabei, als der junge Mensch verstummte, sie offenen Mundes anstarrte und stracks zu ihrem Vater lief und seinen Abschied begehrte, um bei einem andern Meister Arbeit zu suchen.

Aber Meister Matthäus entließ den Gekränkten nicht. Er schalt seine Tochter bekümmert aus, daß durch die Weiber alles Unglück über die Erde gekommen und auch über seine ruhige Arbeit! Die Leute würden ihn am Ende für einen so eitlen Loren halten, der sich einen vornehmen Eidam gefangen; seine beiden ältesten Töchter, die in der Gegend an brave Handwerker verheiratet waren, würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über seine Narrheit, das Aschenbrödel einem Prinzen zu geben! Das Aschenbrödel, das es am besten von allen Schwestern gehabt hatte! Nein, er sei nicht so unverständig, er wolle mit dem Herrn noch einmal ein erstes Männerwort reden. —

Der Rathsherr hörte ihn geduldig an. Er lächelte sogar leichthin ein paarmal, als seien des Vaters gute Gründe nicht von Belang. Weder die kurze Bekanntschaft, noch die schlechte Herkunft schreckten ihn ab. Matthäus kämpfte um das Glück seines Lieblings. Er wollte nicht, daß sein Kind von den vornehmen Frauen des Rates schief angesehen und mißachtet werde.

Worüber der Rathsherr sich kurz anließ, zu bemerken, daß sein Weib ebenso vornehm sei wie die andern Frauen und keine es wagen dürfe, die Nase über sie zu rümpfen, und was die kurze Bekanntschaft beträfe, so wolle er sich ungern zwar, aber um des Mädchens willen, ein paar Wochen gedulden. Sie solle entscheiden, wann sie die Hochzeit zu feiern gedächte.

Er ging mit dem bedrückten Vater in dessen Haus und Gemach, wo er die Tochter nach ihren Wünschen befragte. Seine weiche Stimme, sein ganzes Wesen übten einen solchen Zauber auf das Mädchen aus, daß sie ihm mit halbgeschlossenen Augen und zitternden Nasenflügeln, die Hände ineinandergekrampft, ohne Zögern antwortete:

„Zu Mariä Himmelfahrt soll die Hochzeit sein!“

Worauf der Baumeister zusammenzuckte, dann aber ihre beiden Hände zwischen die seinen nahm, sie wie eine Kostbarkeit ein paar Augenblicke behutsam festhielt und dann freigab. Er verabschiedete sich sogleich von dem Vater, den er einverstanden wähnte, und glaubte nun alles in Ordnung.

Es kam zu einem stürmischen Austritt zwischen Vater und Tochter. Ihre Herzlosigkeit, den mit Klaus bestimmten Hochzeitstag zu nen-

nen, sei eine Niederträchtigkeit, deren er sie nie für fähig gehalten. Jetzt werde er der Bitte seines braven Gesellen, aus der Arbeit zu gehen, willfahren, denn er könne es nicht mitansehen, wie ein so tüchtiger gerader Mensch wie Klaus unter ihrer Eitelkeit und Schnöblichkeit leide, obgleich er ihn bei der Arbeit nicht entbehren könne und nicht wisse, wie er ohne ihn fertig werden würde. Es sei eine Schmach und Schande, und Gott möge ihr verzeihen, er könne es nicht!

Bärbe flüchtete sich weinend zur Ruhme, die sie aber geschickt zu trösten wußte.

Klaus verließ ein paar Tage später die Stadt. Es hieß, er suche in Brandenburg Arbeit, wo sie an der Katharinen-Kirche werkten.

Meister Diederich erschien kaum mehr auf dem Bauplatz. Er ging täglich in die Werkstatt des alten Matthäus, blieb aber bei dem einflüßigen Manne nur kurze Zeit. Er schob die Scheu, mit ihm zu reden, auf die veränderte Lage zwischen ihnen und lächelte nachsichtig.

Er ging über den Hof in die Wohnung des Alten, wo ihn die Ruhme mit vielen Knirren und unterwürfigen Nebensarten empfing. Sie ließ ihn sehr bald mit seiner Braut allein, lauschte aber durch die Tür angespannt auf jedes Wort, was in der Stille des Gemaches fiel. Verzückt hörte die Alte sein Liebesgestammel, was dem eines unreifen Knaben ähnelte, und nichts mit der einfachen Werbung der Männer aus dem Volke zu tun hatte. Sie meinte zu einer Nachbarin, es höre sich an wie Gesang, manchmal wie das Gebet des Priesters in der Kirche; richtig wie ein Mann spräche er kaum. Sie schüttelte den Kopf über das Gebaren des älteren Mannes und sicherte ihrem Bruder in das unwillige Ohr:

„Ja, ja, alte Scheunen brennen hell! Aber so etwas habe ich noch nie gesehen! Die vornehmen Leute sind eben anders!“

Barbara wußte, daß die Ruhme lauschte. Aber wenn sie oft nah daran war, sie fortzujagen, so unterließ sie es doch immer wieder aus einem dumpfen Gefühl der Beklemmung, mit dem Manne ganz allein zu sein. Ihr wurde es manchmal unheimlich unter der inbrünstigen Glut des im Grunde doch noch fremden Verlobten. Was führte er für eine seltsame Sprache? War sie denn eine Heilige? Hatte sie ein Madonnenlächeln, Hände der Mutter Gottes, Augen der ewigen Liebe? War das nicht ein bißchen Gotteslästerung, so etwas von ihr zu sagen? War sie nicht Bärbe Matthäus, ein gesundes, derbes Kind der Mart, mit frischen Lippen, mit rauhen, kräftigen Fäusten, die die Arbeit nicht scheuten, mit Füßen, die in derben Schuhen staken und ungehindert und nicht zimperlich durch Staub und Modder gingen? Ihr war es peinlich, den vornehmen Mann vor sich knien zu sehen und seinen Kopf gegen ihren groben Nack zu fühlen — so sehr sie seine leise, tiefe Stimme liebte, so gern hätte sie ihn mit ihrer Sprache reden gehört und nicht in der ihr völlig

fremden Art, wie er sich ausdrückte. Sie war und wollte auch nicht sein weber Madonna noch Prinzessin! Sie traute sich wohl zu, eine Ratsherrin zu werden, dem vernachlässigten Manne sein großes Haus in Ordnung zu halten, ihm ein gutes Mahl zu bereiten und auch eine Anzahl Gäste aus dem Rat bei sich sein zu bewirten, daß er sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Sie hatte Sinn für ein gefälliges Dasein und feinere Lebenslust; aber sie begriff nicht recht die Art, wie der ältere Mann sie liebte. Was ihr bei aller gesunden Eitelkeit zuerst schmeichelhaft gedünkt, wirkte ihrem geraden Sinn bei der Wiederholung übertrieben, unwahr. In die Verehrung, die sie zuvor gegen den ernstesten Mann gehegt, mischte sich ein wenig Spott über die seltsame Art seiner Liebe, bei der sie sich bald nicht mehr geschmeichelt fühlte, sondern ein bißchen lächerlich vorkam, einer Anbetung, die nicht zu ihrem einfaehrlichen Wesen paßte. Bald empfand sie Furcht über eine Glut, die ihr schwül und abstoßend dünkte und ihre Sinne beunruhigte.

Was der vornehme Mann in ihr sah, war ja alles nicht sie, sondern das Traumbild irgend einer unirdischen Frauenerscheinung, in das er verliebt war und das ihm eines Tages eine große Enttäuschung bereiten mußte, wenn es sich als irdisches Geschöpf enthüllen würde. Ganz leise schlich sich manchmal ein Bedauern durch ihr Herz, die erdhafte Liebe ihres früheren Vertrauten zurückgestoßen zu haben gegen diese Vergötterung, in der sie sich gezwungen und unnatürlich vorkam.

Dann aber überwog in ihrem klaren Verstande doch der Vorteil einer Verbindung mit einem so bedeutenden, wohlhabenden und geehrten Mann. Denn sie wurde schon jetzt auf der Straße anders begrüßt; seine Frauen redeten sie freundlichstlich wohlwollend an, sie bekam jeden harmlos ausgesprochenen Wunsch erfüllt und manches kostbare Geschenk, mit dem sie nicht viel anzufangen wußte, da ihr der Vater verbot, sich anders zu kleiden oder zu schmücken, als sie gewohnt war. Sie konnte sich das für die Zeit aufsparen, wo sie nicht mehr in seinem Hause lebe. Sie wäre kein richtiges Weib gewesen, wenn sie sich nicht der veränderten Lage und ihrer Macht getreut hätte, die sie über den Bauherrn besaß, sie, ein unwissendes Mädchen gegenüber dem gelehrten Manne.

Ueberwältigend für sie war der Augenblick, als er sie fragte, ob er die Fensterrose beenden oder zerstören solle.

Sie verstand zuerst nicht, was er damit meinte. Aber als er ihr sagte, daß er keinen Gedanken mehr an andere Dinge hängen wolle als nur an sie, da war es ihr doch heiß zum Herzen geströmt, und ein großes Glücksgefühl erfüllte ihre Seele. Sie war nahe daran, zu rufen:

„Zerstöre dein Werk!“

Aber dann kam doch ihr gesund und praktisch denkender Sinn zum Durchbruch. Die Rose bedeutete nicht nur für den Bauherrn einen

Triumph, sondern auch für ihren alten guten Vater, und auch für den fernem Klaus, der doch geholfen hatte, sie zu vollenden. Nein, dies Werk so schöner Gedanken so vieler Monate, so reicher Arbeit durfte nicht leichtsinnig um einer Schwärmerei willen zerstückt werden! Im Gegenteil: gerade dadurch sollte endlich wieder Glück und Zufriedenheit in ihr Haus einziehen! Der Vater ließ sich am Ende wieder versöhnen und auch Klaus würde ihr mit der Zeit die Kränkung versetzen, wenn er sah, wie glücklich sie war; denn er war bei aller Grobheit ein guter, selbstloser Mensch. Um eines Machtkügels willen würde sie nicht den Lohn der Arbeit außs Spiel setzen! Ihrem fleißigen Vater war der Ruhm wohl zu gönnen, der geschickteste Glasmaler im Lande zu heißen. Am Tage der Einweihung der Rose würde ja das Fest ihrer Hochzeit stattfinden. Wenn der brave Klaus auch nicht die Braut heimführte, die Rose würde er sich auch einmal ansehen wollen. Das Lob aller Bürger über das wunderschöne Werk würde auch ihn entschädigen; und die Ehre, die seiner Vertrauten zuteil geworden, würde ihn ein wenig über den eigenen Verlust trösten. Nein, nein, die Rose mußte vollendet werden! Das sollte des Herrn Hochzeitsgeschenk an sie sein!

Meister Diederich starrte sie eine Weile wie fremd an. Das hatte er bei allem Verständnis für seine Tätigkeit doch nicht von ihr erwartet. So las sie in seiner Seele?! Fühlte sie die Angst, die ihm beim Aussprechen dieses ungeheuren Gedankens ergriffen hatte, sie könne es wirklich wollen?! Sein Lebenswerk zerstückern?! Seinen Ruhm selber vernichten? Das wäre ja Wahnsinn gewesen! Erst als sie sein Opfer nicht verlangte, merkte er das Furchtbare seiner Bereitwilligkeit. Ihm schwindelte, wie einem, der an einem Abgrund erwacht und den das Grauen überläuft, was bei einer leisen Bewegung im Schlafe hätte geschehen können! Er griff mit beiden Händen ins Leere und sank zu ihren Füßen nieder wie ein zerspaltener Baum. Sie erschraf gewaltig über die Wirkung ihrer Worte und konnte sich die Erschütterung des Meisters nicht erklären; ja sie war beinahe unwillig über soviel übertriebenes Gefühl; da waren die Wutausbrüche und Flüche des Klaus doch männlicher gewesen. —

Nach diesem Tage lebte Meister Diederich wie in einem immerwährenden Rausche. Dies Weib verkörperte ihm alles, was er auf Erden jemals geliebt: sie war seine Mutter, die den aufgeregten Knaben beruhigte mit milden Worten; sie war seine Schwester; die den Bruder in seinen Plänen verstand. Sie war die traumhaft Geliebte, deren Kuß Feuerströme durch seinen Leib rieseln machen konnte; sie war die Madonna, die mit heiligem Lächeln all seine Sünden verzieht —

Ihre Nähe verauschte ihn bis zur äußersten Blut der Leidenschaft, um ihn im nächsten Augenblick bei einer zurückweichenden, erschrockenen Bewegung ihrerseits sogleich zu entsinnlichen bis zur knieenden Anbetung einer Heiligen. Mußte

er sie nicht anbeten, die ihm sein Werk zurückgeschenkt hatte? Dieses Werk, das er als den Gipfel seiner Kunst betrachtete, das der alte Konrad ansah als den sichtbar gewordenen Gottesgedanken im Licht der Farben? Als das Sinnbild der Gut in der Hingabe an den Einen? Wenn auch sein Ehrgeiz das große Gefühl gewesen, das ihn nie ermüden ließ, andre fühlten es doch: alles zur Ehre Gottes!

Und sie hatte ihn und seine geheimsten Gedanken verstanden! Sie rettete seine Arbeit, sie verlangte das Opfer nicht! Kein noch so großes Werk konnte sich zwischen sie und ihn stellen, zwischen sie und seine Liebe — ja, im Lichte der Rose würden sich ihre Hände vereinen, im Lichte der bunten Farben ihre Liebe überirdisch aufblühen — was waren des Mannes Gedanken gegen die Liebe eines holdseligen Weibes? Er war nur wert, der Schemel ihrer weißen Füße zu sein, ihrer weißen Füße —

Wenn seine Gedanken so um sie kreisten, verlor er fast wieder die Bestimmung vor innerer Erregung, und er vermied dann, sie zu sehen, um sie nicht in den Sturm seiner Sinne zu reißeln und sie zu erschrecken —

Je näher der Tag Mariä Himmelfahrt kam, desto mehr schüttelten die Leute in der Stadt die erfahrenen Köpfe. Die ernsthaftesten Männer würden zu Karren durch ein munteres Weib. Die Sache könne nimmermehr gut ausgehen. Alt und jung gehörte nun einmal nicht zusammen, wie vornehm und gering, und er werde schon noch einmal merken, welsch eine Rute er sich in der gewitzten Bärbe gebunden. Und manche Frau, die um ihre Freundschaft warb, ihr aber das Glück und die Ehre nicht gönnte, redete häßliche Dinge über das ehrliche Mädchen, das sich wohl früher oder später über den alten Mann mit einem jungen trösten werde, der ja nur auf den Wink warte, um sofort zur Stelle zu sein. Es gibt nichts Geheimes, das nicht schon hundertmal durch der Leute Mäuler gelaufen —

Die Scheiben wurden in das zierliche Maßwerk eingesetzt. Das Gelb und Rot und Blau und Grün leuchtete wie Samt; brannte und loderte wie Feuer als die Sonne es traf. Trunken starrte der Meister hinauf. Er preßte dem alten Matthäus die Hände, der um der Pracht willen stolz auf seinen Herrn und Sidam war. Er warf den Arbeitern einen vollen Beutel zu, er wollte jeden mit fröhlichen Mienen sehen.

Am Abend desselben Tages ließ sich dem Bauherrn ein Mann melden, der ihn in wichtiger Sache zu sprechen begehrte.

Es war Klaus, dem es in Brandenburg keine Ruh gelassen, und der trotz allem Abraten seines Lehrmeisters doch noch den Versuch wagen wollte, die Braut zurückzugewinnen.

Als er aber vor Meister Diederich stand, entfielen ihm alle großen und bestigen Worte, die er sich vorgenommen. Er sagte ganz schlicht und leise, daß er mit der Bärbe früher verlobt und

ihre Hochzeit auf den morgigen Tag angefeht gewesen sei. Und dann fiel ihm noch ein glückliches Wort von dem armen Nathan und dem reichen David ein. Dem Bauherrn stünden alle Häuser der Stadt offen, er aber habe nur diese eine, die er trotz allem immer noch liebe. Er bäte ihn um seines eignen Seelenheils willen, damit nicht ein Unrecht unwillig begangen werde an zwei Menschen, die sich seit Jahren geliebt hätten. Die Bärbe handle nur aus erklärlicher Eitelkeit, aber nicht aus Liebe und sie wisse nicht, welchen falschen Weg sie einschlage. Was bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit zu entschuldigen sei, was aber reife Männer nicht ausnützen dürften.

Seine Worte waren von erschütternder Echtheit und hätten jeden überzeugen müssen.

Meister Diederich sah ihn nur sehr erstaunt und ein wenig spöttisch an. Ihm sei nicht bekannt, daß die Bärbe einen andern liebe als nur ihn; denn sie selber habe ja den Tag bestimmt. Sie erscheine ihm auch nicht eitel und weltfremd, sondern von klarem Verstande und schlichtem Wesen. Eine frühere Bindung sei wohl nur eine Kindererei gewesen und nicht ernsthaft zu nehmen. Es sei ihm natürlich leid, daß vielleicht mancher junge Mann in der Stadt nur seine stillen Hoffnungen zerstört sähe; aber das sei ja immer der Fall, wenn ein schönes Mädchen freie. Die Verschmähten müßten sich eben bescheiden.

Weniger der Inhalt als der leichte, überlegene Ton der Rede empörte den armen Zurückgewiesenen. Hier sprach nicht Mann zu Mann, sondern der Herr zu dem Diener. Aber wenn man ein armer Geselle war, so mußte man eben schweigen. Er verneigte sich kurz und ging.

Aber nicht zu seiner Herberge. Er klopfte noch spät bei seinem alten Meister Matthäus an. Er hoffte, wenn auch keine Unterstützung, doch Trost und Zuspruch von ihm zu erhalten. Aber er hatte sich auch hier getäuscht. Die Vollendung der Rose, der reiche Lohn, der ihn erwartete, der Ruhm, der sich auch außerhalb der Stadt über das Werk auszubreiten anfing, ließen ihn den Eidam doch willkommener heißen als vor ein paar Wochen. Er begrüßte den ehemaligen Gesellen zwar ganz freundlich, meinte aber, es sei wohl für alle Teile besser, wenn er die Stadt noch heute verlasse, damit morgen keine Unruhe entstände. Er müsse sich nun abfinden, wie er sich als Vater abgefunden habe.

Schließlich sei das doch ein gewaltiger Unterschied, meinte der Geselle, hat aber um die Erlaubnis, Bärbe noch einmal zu sehen. Der Alte konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen, obgleich er das Ausichtslose und Duälende eines solchen Besuches ahnte und es dem braven Jungen gern erpart hätte.

Bärbe bekam einen Schreck, als sie seine Stimme wieder hörte, deren rauhen Klang sie beinahe vergessen hatte. Sie fühlte einen Stich im Herzen, als sie ihn so blaß und abgezehrt vor sich sah. Beinahe hätte sie in alter Weise die Arme um seinen Hals geschlungen und ihm

übers Haar gestrichen; aber sie bezwang sich und blieb gefaßt vor ihm stehen.

„Ich weiß, Bärbe, es nützt alles nichts, ich verliere dich. Aber ich möchte nur eins wissen: liebst du wirklich den feinen Mann? Kannst du ihn so recht mit aller Seele Herzen und küssen, wie wir uns geherzt und geküßt haben?“

Bärbe schloß einen Augenblick die Augen.

Diesen Mann Herzen und küssen wie den Klaus?! Welch närrischer Gedanke! Wenn sie einmal so recht ausgelassen sein wollte, sah er sie sehr erstaunt an, daß sie sich dessen schämte und sich wieder zu einem gehaltenen Wesen zwang. Aber wer Frau Diederich werden wollte, durfte auch nicht lächeln wie die Kinder. Es würde ja auch mit jedem Jahre leichter werden, sich würdig zu benehmen. Armer Klaus! Nein, zurück konnte sie nicht mehr! Das mußte er einsehen.

„Mit einem vornehmen Manne ist es etwas anderes als mit einem jungen Burschen, Klaus. Das verstehst du nicht so. Aber du meinst es doch gut mit mir. Da mußt du mir das große Glück gönnen, eines so reichen und geehrten Mannes Hausfrau zu werden. Er wird mir jeden Wunsch erfüllen, ich kann für den Vater sorgen, wenn er alt wird —“

„Das alles hat ja nichts mit dem Glück zu tun, Bärbe“, hat er verzweifelt. „Sag mir, ob du ihn liebst.“

„Aber gewiß doch, Klaus! Es ist nur anders als es zwischen uns war. Wir beide kannten uns ja auch schon so lange.“ Sie suchte ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen. Er mußte doch an seiner Arbeit hängen und neugierig sein, wie sie sich in der Vollendung ausnahm. Sie faßte freundlich seine Hand: „Komm nur morgen in die Kirche! Die Rose ist ein Wunderwerk! Jetzt haben sie sie verhängt, damit die Leute überrascht werden sollen. Aber komm, du hast ja auch deinen Teil daran!“

„Mädchen, du weißt nicht, was du mich bittest! Ich könnte dich zerreißen und hab dich doch so lieb! Ach, niemand kann mir helfen!“

Er stürzte aus dem Hause und irte durch den sommerhellen Abend, es trieb ihn zu dem dunklen Massiv der Kirche. Von außen gewahrte er die Füllung des gewaltigen Rundes in toten Farben zwischen dem zierlichen Maßwerk, das in Bogen, Kreisen und Zacken das Fenster füllte. Nun war er doch begierig die Rose zu sehen. Er stieg über den Bauzaun und versuchte, in das Innere zu gelangen. Aber das Hauptportal war geschlossen. Bärbe hat ja auch gesagt, daß die Rose verhängt sei. Er umging das Gebäude, stolperte über Bauhaute und Steine und setzte sich schließlich auf einen Balken, nahm den Kopf in die Hände und weinte.

Es war schon dunkel geworden, als er erschreckt zusammenfuhr. Im Südportal knarrte ein Schlüssel, die Tür öffnete sich und der alte Konrad trat heraus.

Klaus suchte sich zu verbergen, aber die alten Augen hatten ihn im Mondlicht schon entdeckt.

„Klaus? Warst du nicht bei Meister Matthäus? Warum hast du nicht bis zuletzt ausgehalten?“

„Es gibt Scherben, die einem das Herz zerschneiden, ehrwürdiger Vater!“

Der Priester hörte auf.

„Mein Sohn, kann ich dir nicht helfen?“

„Nicht Ihr, noch sonst einer. Kein Mann und kein Weib.“

„So doch der Eine, der weder Mann noch Weib. Komm mit mir.“

Er ging noch einmal zur Tür zurück, schloß sie auf und winkte dem Wurschen. Klaus ging zögernd hinterher. Er warf einen suchenden Blick zur Westseite, aber alles war pechschwarz. Die mächtigen Pfeiler ragten ins Ungewisse und trugen die Nacht auf ihren erhobenen Armen. Vorn am Chor schien fahles Mondlicht durch die hohen Fenster, er sah den Marienaltar in einer Ueberfülle von Blumen, deren Duft süß betäubend durch den Raum schwebte.

Sein Herz krampfte sich. Das war alles für den morgigen Festtag, wo ihm das Liebste auf immer entrisen werden sollte! Weichtete er jetzt dem Priester? Ach, der konnte ihm auch nicht helfen!

Da zog ihn dessen Hand bis zu den Stufen des Altars. Das ewige Licht flackerte in bronzenener Schale hoch über seinem Haupte.

„Alle eure Sorge werfet auf Ihn! Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid!“

Klaus sah sich bedrückt um.

Die Stimme des Alten klang aus weiter Ferne, er sah ihn nicht mehr. Da fiel er auf die Stufen nieder und blickte zu dem Altare auf, wo der holzgeschnitzte riesige Kreuzifixus in erschreckender Naturwahrheit verblutete.

„Rufe mich an in der Not, so werde ich dich retten und du preise mich!“

Kam die Stimme von oben? Er faltete die verarbeiteten Hände und betete: „Herr Gott, um der bitteren Leiden deines Sohnes willen, ich hab sie lieb! Laß uns zusammenkommen! Wenn keiner hilft, du kannst, wenn du willst! Ich hab sie wirklich so lieb!“

Sein Kopf sank herab, er preßte die geschlossenen Hände gegen den zuckenden Mund, um nicht laut aufzuschluchzen.

„Was ihr mich bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch geben, spricht der Herr, der Erbarmere!“

Gott sprach zu ihm.

Er fuhr sich mit den Knöcheln über die Augen und erhob sich.

Er war merkwürdig ruhig geworden. Er sah sich nach dem Priester um, doch konnte er ihn nirgends gewahren.

So ging er langsam aus der Kirche hinaus, drückte die Tür fest in das Schloß und suchte den Weg zu seiner Herberge.

Es war Maria Himmelfahrt.

Die gewaltige Kirchenhalle mit den erweiternden Seitenschiffen saß schon am frühen Morgen die Menge kaum, die nicht nur aus der

Stadt, sondern auch von den Dörfern und Flecken im weiten Umkreis herbeigeströmt kam — Kopf an Kopf standen sie mit großen und kleinen Kindern, alt und jung, das Volksfest zu begehen.

Das feierliche Hochamt war gehalten worden. Die Mönche der beiden Klöster der Stadt, die Dominikaner und die Franziskaner, dazu die Schwestern von St. Sabinen waren bis auf die Kranken und Breßhaften vollzählig unter Anführung ihrer Aebte und der Aebtissin erschienen und vermehrten dadurch noch die Feierlichkeit des hohen Festtages.

Noch war von der großen Rose nichts zu sehen, eine riesige Leinwand bedeckte die Farbenpracht, von der sich die Leute Zauberhaftes erzählten. Gegen Mittag verdrängten die Vornehmen der Stadt das Volk vom Lande und pflanzten sich in die vordersten Reihen der rasch aufgeschlagenen Bänke, die die Kirchendiener nur mit Mühe für sie freihalten konnten.

Es war seit langem das größte Ereignis der Stadt. Eine Hochzeit mit so wunderbarer Vorgeschichte erlebte man nicht noch einmal im Leben! Und im Gotteshause war ein Schwaben und Lärmen wie auf einem Jahrmarkt oder Ringelstechen; ein Spotten und Lachen voll Neid und Bewunderung, voll heimlicher Wünsche und lauter Prophezeiungen —

Die Maurer und Zimmerleute, die Steinmessen und Glaser, die Holzschneider und Maler standen geschlossen an der Turmseite, rechts und links des kleinen Altars, den man für die Feierlichkeit zu Füßen der Rose errichtet hatte. Ihr Einzug war allein schon Stunden des Wartens wert. An Stelle des alten Matthäus, der heut im Hochzeitszuge schreiten durfte, sah man mit Verwunderung den jungen Klaus bei den Werkleuten stehen, von dem man wußte, daß er vor kurzem die Arbeitsstelle verlassen. Die Leute munkelten, aber wagten sich nicht an den Gesellen heran, der ein merkwürdig verschlossenes Gesicht machte.

Draußen in den leeren Straßen der Stadt brannte die Glut der Augustsonne nieder und versengte den Boden und füllte die engen Gassen mit lastender Schwüle, daß sich immer mehr Menschen in den kühlen Raum der hohen Kirche drängten, um mit dem schönsten Schauspiel zugleich Erfrischung von der brütenden Hitze zu genießen. Laut flogen die Schwänke und das Gelächter der Großen, das Schreien und Plärren der ungeduldigen und bedrängten Kinder durch die heilige Stätte —

Auf jedem Gerüst saßen sie, erkletterten Stangen und Planken, hielten sich an Balken, Pfeilern und Steinplatten, stießen sich, zankten sich und prügelten sich um einen besseren Platz.

Nun entstand ein Gedränge an dem Seitenportal — der Hochzeitszug nahte. Vor dem Eingang staute sich die Menge, die nicht mehr Einlaß in die Kirche gefunden; auf den Zäunen, auf kalkbespritzten Bäumen, und auf dem Außengerüst hockten sie; auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuschen saßen sie in halbsbrecherischer Weise, um sich nichts entgehen zu lassen.

Der Bürgermeister mit den Herren vom Rat schritt dem Zuge voran. Dann kamen je zwei Ausgewählte der Handwerke, dann die kleinen Chorsänger, deren Gesang hell und strahlend in die Luft stieg. Der alte Matthäus führte die Base, ein paar Mädchen und junge Burschen folgten, und zuletzt schritt das Brautpaar —

An der Kirchthür empfing sie der alte Konrad.

Der Lärm verstummte nach und nach, als die ersten Chorknaben sichtbar wurden und ihr lauter Gesang erscholl — selbst die kleinen Kinder hörten mit Schreien auf, so spannte auch sie die allgemeine Neugier. Die jungen Burschen und Mädchen stellten sich am Portal auf, um das Paar an sich vorbeizulassen und sich dann hinter ihm anzuschließen. — Der Priester ging voran und hob abweisend die Hände. Er mußte dem Zuge mühsam einen Weg durch die gaffende Menge bahnen, die nicht nur mit Blicken, sondern auch mit den Händen die Schreitenden betastete, voller Genugthuung über die Schönheit der Gewänder und deren lautabgeschwächter Kostbarkeit, bis der Meßner den allgemeinen Gesang anschnitt, in dem das Gerede allmählich unterging. Der Zug machte vor dem Altare Halt.

Der hochgewachsene Mann sah mit brennenden Augen zu dem Vorhang hinauf, der sein herrlichstes Werk verbarg. Der Gesang verstummte, atemlose Stille lastete, der ungeheure Raum war eine Erwartung — da kllirrten Ringe, Stoff rauschte — tausend Augen in erregten Gesichtern hingen gebannt an dem Kund, der großen Rose, die nun in allen Regenbogenfarben ihr blendendes Licht über die Menge ergoß — ein erschütternder Schrei stieg empor, Diederich wankte wie betäubt — dann brauste es durch den Dom:

Gloria in excelsis deo!

Die vorn standen fielen in die Knie und weinten laut —

Der alte Konrad hielt die Weisereden. Er sprach von dem großen Werke, das einer erdacht und viele ausgeführt mit treuen Händen, alles zur Ehre Gottes; und daß sich zwei Herzen gefunden, die sich nun unter dem Licht der leuchtenden Rose für immer verbinden wollten —

Die Frauen schluchzten — es war zu schön! Wie stolz sah der Bräutigam aus, wie lieblich die Braut, wie wunderbar das Fenster! Von diesem Tage würde man noch lange sprechen, wenn man an den dunklen Winterabenden in den Katen und Kammern saß.

Das Brautpaar kniete, der Priester hob die Hände zum Segen.

Da geschah das Unglaubliche, Ungeheure, Furchtbare, daß der Geistliche seinen Spruch unterbrach und die Vornehmen entsetzt von ihren Sitzen aufsprangen —

Bei den Worten:

„So will ich euch binden unter dem leuchtenden Auge Gottes —“ verdunkelte sich plötzlich das Licht und die Farben glitten in ein stumpfes Grau über. Aller Glanz war aus der Kirche gewichen, ein Schauer lief durch die Menge.

„Die Rose — die Rose!“ —

Da hob sich eine Stimme laut über allen:

„Gott gibt es nicht zu! Er hat mein Gebet erhört!“

Die Köpfe flogen nach dem Rufer.

Klaus war vorgespungen und starrte zu dem farblosen Kund empor:

„Die Rose ist tot!“

Es wurde fast schwarz in der Kirche, Kinder schrien laut, Weiber kreischten, Männer stießen nach vorn. —

Da rief eine scharfe Stimme:

„Es ist eine Wolke! Segne uns, Priester!“

Der Alte hob beschwörend die Hände.

Draußen war ein Wetter aufgezogen, wie es noch nie über die Stadt gekommen. Selbst in dem hohen Bau lag es wie Blei auf den Schultern der Menge, der Atem versagte, man glaubte zu erstickern —

Da flammte es mit einmal grell hinein. Des Priesters Auge, das den großen Fenstern des Chors zugekehrt war, suchte unter dem feurigen Strahl zusammen: es war, als risse der Himmel von oben bis unten auf —

Und dann frachte es herab, ein einziger Schlag — und ein Prasseln, Dröhnen, Klirren und Donnern folgte — das Maßwerk der Rose stürzte hinunter — ein ungeheurer Tumult — Schreien, Drängen, Brüllen, Trampeln:

„Die Kirche brennt!“

Entsetzliches wäre geschehen, wenn nicht der alte Priester sich als Erster gefaßt hätte: er winkte den Chorknaben, nachdem er sich überzeugt, daß nur die frischgemauerte Rose vom Blick getroffen, und ließ sie das Kyrie eleison ansprechen — dann hieß er die Mönche die Portaltüren öffnen —

Durch den weiten Bogen sah man draußen den Regen strömen, rauschend, erquickend, beruhigend —

Meister Diederich hielt sich am Altare fest.

Seine Rose! Ein wüstes Trümmerfeld lag am Boden — wollte Gott nicht, daß er zweien Herren diene? Ihm und dem Weibe? War es ein Zeichen? Eine Strafe? In diesen wenigen Augenblicken der Erstarrung stürzte ihm eine Welt zusammen und eine neue stieg aus dem Chaos der Steinbrocken und Scherben empor. Gott gab es nicht zu! Rief ihn zurück aus der Welt der Sinne und Leidenschaften, der Ruhmsucht und des Eigennutzes, der Selbstvergötterung und der Verblendung in die reine Lust der Hingabe an den Einen, dem alles untertan sein sollte, so wie es der alte Konrad vermeinte —

Er fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn, als wolle er den Alptraum von sich schützen — dann wandte er sich um und seine Augen suchten das Weib, um dessentwillen er alles vergessen — seine Augen suchten und fanden es nicht. Sie sahen nur ein einfaches Mädchen mit verschobenem Kranz und zerknittertem Schleier auf zerzaustem Haar mit schreckhaft aufgerissenen Augen und Weinerlich verzoegenem Munde, das beide Arme um einen verwirrten alten Mann

geschlungen, und entsetzt vor ihm zurückwich; daneben einen jungen Burschen mit verklärtem Angesicht, die gefalteten Hände am Sinn — wer waren diese Leute, die ihm unendlich fremd erschienen? Was beehrten sie von ihm, dem Dombaumeister? Wozu stante sich hier die aufgeregte Menge, warum sangen die Knaben? Ach sie hatten sein Werk feiern wollen, das nun vernichtet war für immer! Wie würde er wieder beginnen, wo Gott so deutlich gesprochen! Zumauern würde er das mächtige Rund lassen, für immer blind! Und nach ihm ein anderer? Von Mund zu Mund würde die Geschichte der zerschmetterten Rose weitergetragen werden, von Kind auf Kindeskind, und kein Steinweg nach ihm würde sich daran wagen, sie zu erneuern —

Er wandte sich langsam zu dem Gesellen:

„Führe dein Mädchen nach Hause!“ —

Der erwachte wie aus tiefem Schlafe und trat auf seine Liebste zu.

Bärbe sah ihn mit feuchten Augen an und neigte dann demütig die Stirn.

„Ich habe dir bitter weh getan, Klaus. Sei wieder gut!“

Er streichelte beglückt ihre Hände.

Der Regen ließ nach, die Menge drängte langsam und bekümmert hinaus. Hatte Gott sie strafen wollen für all ihren Uebermut und weltlichen Sinn? Waren sie nicht zu einem Schaustück gekommen anstatt zu einem Gottesdienst? Hatten sie nicht den Tag mit losen Worten entweiht? Hatte einer von ihnen Gottes gedacht? War es nicht wie beim Turmbau zu Babel gewesen, wo Gott auch nicht zuließ, den menschlichen Hochmut, die süßliche Vermessenheit, ihm nahe kommen zu wollen? Wer hatte beim Betreten des Gotteshauses gebetet? Hatte nicht Fluchen und Zanken die Luft erfüllt? Wessen Herz war sein stille gewesen? Ja, ja, Gott ließ sich nicht spotten! Menschenwerk ist Tand vor seinen Augen, ein Zucken seiner erzürnten Hand — und es ist nicht mehr!

Er schütterte und in sich gefehrt schritten sie über die Stufen in die gereinigte Luft hinaus, tief aufatmend und die Frische in sich saugend — Herr, erbarme dich unser! Wir hatten alle dein vergessen! —

Der alte Konrad schleppte sich in die Sakristei. So tapfer er sich vorhin gezeigt, so schwach fühlte er sich, nachdem alles ohne weiteres Unheil vorübergegangen.

Seine geliebte Rose war dahin: lux aeterna hatte er sie genannt! War es vermessend gewesen? Sollte Gott ihm beweisen, daß das ewige Licht nicht aus irdischem Stoff gemacht? Daß er nicht solchen Glanzes bedurfte, um sich anbeten zu lassen? Ja, daß die Pracht solcher menschlichen Schöpfung ihm nicht genehm sei, wenn sie die Herzen zum Außerlichen kehrte und die Seele mit andern Bildern füllte als nur mit Gott allein?! Diente man ihm dann nicht besser in Schlichtheit und Einfalt des Herzens? Was war aus dem Hause Gottes geworden? Er warf einen Blick durch das Schiff, auf dessen Boden und Bänken es wie ein Schlachtfeld aussah. —

Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht!

Er schüttelte den greisen Kopf.

Gott ließ sich nicht spotten —

Als er die Stufen zur Sakristei hinabschritt, gewahrte er im Dämmer des kleinen Gemaches auf einem hölzernen Armstuhl die zusammengekunkelte Gestalt des Dombaumeisters. Der Priester senkte schwer. Hier war einer, der am tiefsten gestürzt war! Dunkel ahnte der alte Mann, welchen Zusammenhang der verzeifelte Schmerz des jungen Gesellen mit dem heutigen Festtag gehabt hatte — war ein Unrecht geschehen und hätte er dazu beinahe seinen Segen gegeben?! Wunderbar sind Gottes Wege — wie nur würde der stolze Mann es tragen?

Er ging behutsam auf ihn zu.

Der Baumeister wandte ihm langsam das blasse Gesicht entgegen.

„Meine Gedanken waren nicht Seine Gedanken!“ sagte er leise.

Dann glitt er vom Stuhl in die Knie und beichtete:

„Mea culpa, mea maxima culpa!“

Da trat der greise Priester auf ihn zu:

„Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine patris et filii et spiritus santi!“ sagte er mit zitternder Stimme und hob seine Hände über das demütig gebeugte Haupt. —

## Pflicht.

Von B. G r o ß, Prenzlau.

So gehst du neben mir mit scharfem Schritt,  
Du reißt mich auf und ziehst mich achlos mit,  
Ich spür' im Tageswerken, Abendwachen  
Den harschen Hauch aus deinem dunklen Rachen.

Je weiter ich an deiner Seite eile,  
Verlierend mich in deiner Nähe weile,  
Je stärker mich dein milder Zwang bedient,  
Bin ich in hämmerharten Stahl geschient.

Um deine Lippen sich ein Zwingen formt,  
Von Kraft gebunden und in Zeit genornt,  
Die beid' in mir wie heit're Rosen blühen:  
Draus trin't ich dich, noch lächelnd im Bergblühen.



Nimm die Hand' aus Himmel weg.

Melodie u. Bearbeitung von G. Rheinert.

Langsam und innig

Tragt von G. Rheinert.

Musical notation system 1: Treble and bass clefs with lyrics: "Nimm die Hand' aus Himmel weg, { in - der Hand - dein Kampf die Hand - dein all der Hand - dein".

Musical notation system 2: Treble and bass clefs with lyrics: "Hilf - den Armen, die dem Gerechtigen, in dem Recht - gen, die - an Hand - gen, das sie fal - len, from - men, von dem Eifer der - ren, gegen die - se".

Musical notation system 3: Treble and bass clefs with lyrics: "Klein - e Ding - chen, wo - du bist - den, die - sen die - sen, die - sen die - sen, die - sen die - sen, die - sen die - sen, die - sen die - sen, die - sen die - sen".

Musical notation system 4: Treble and bass clefs with lyrics: "Hilf - mit dein Hand' aus Himmel weg, die - dem Gerecht - lichen die - dem Gerecht - lichen, die - dem Gerecht - lichen, die - dem Gerecht - lichen".

# Goldene Hochzeiten.

1. Wilhelm Karl Friedrich Dittmann und Friederike Wilhelmine Johanna geb. Zernke in Süßow, am 26. September 1930.

2. Leo Otto Alb. Oskar Friedrich und Marie Elisabeth geb. Zastrow in Prenzlau, Bergstraße 8, am 8. Oktober 1930.

3. Karl Wilhelm Friedrich Dannaß u. Auguste Karoline Friederike geb. Behrend in Prenzlau, am 10. Oktober 1930.

4. Wilhelm Freiherr und Wilhelmine geb. Schramm in Prenzlau, Triftstr. 34, am 21. Oktober 1930.

5. Karl Ludwig Wilhelm Krüger und Wilhelmine Friederike Caroline geb. Meißner in Prenzlau, am 24. Oktober 1930.

6. Friedrich Fahning u. Anna geb. Herrmann in Prenzlau, Wilhelmstraße 228, am 30. Oktober 1930.

7. Heinrich Milbach und Emilie geb. Schmoll in Prenzlau, Wittstraße 3, am 6. November 1930.

8. August Karl Wilhelm Doering und Auguste Friederike Wilhelmine geb. Bengelsdorf in Strasburg Am., am 26. November 1930.

9. Karl Wilhelm Krüger und Johanna Justine Wilhelmine Friederike geb. Brauer in Görlich, am 28. November 1930.

10. Karl Spaller und Auguste Karoline Wilhelmine gebor. Moll in Prenzlau, am 28. November 1930.

11. August Friedrich Wilhelm Spann und Auguste Emilie Pauline geb. Neßbandt in Prenzlau, Neustadt 711, am 5. Dez. 1930.

12. August Friedrich Wilhelm Treddin und Ernestine Friederike Wilhelmine geb. Haack in Prenzlau, Winterfeldtstraße 2, am 5. Dezember 1930.

13. August Johann Wilhelm Radecker und Hermine Mathilde Wilhelmine geb. Plepp in Strasburg Am., am 21. Januar 1931.

14. August Hermann Karl Stöckel und Auguste Johanna Luise geb. Simon in Prenzlau, Schwedter Str. 23a, am 29. Januar 1931.



Chepaar Rühntopf in Prenzlau.



Das Krügersche Chepaar in Görlich.

15. August Julius Rühntopf und Auguste Albertine Wilhelmine geb. Freyer in Prenzlau, Klosterstraße, am 30. Januar 1931.

16. Friedrich Dörwald und Wilhelmine geb. Schewe in Zerrenthin, am 18. Februar 1931.

17. Karl Wilhelm August Bade und Berta Marie Mathilde geb. Wittfoct in Kleptow, am 27. Febr. 1931.

18. Karl Friedrich Wilhelm Zimmermann und Ernestine Wilhelmine Christine geb. Gladow in Brüssow, am 24. März 1931.

19. Wilhelm Friedrich August Samuel und Caroline Johanna Charlotte geb. Lemke in Prenzlau, Siedlung 16, am 27. März 1931.

20. Hermann Seegebrecht und Alwine Marie Helene geb. Lefèvre in Papendorf, am 31. März 1931.

21. Carl Friedrich Wilhelm Studier u. Auguste geb. Hibde in Wiltschow, am 31. März 1931.

22. Ernst Wilh. Julius Peters und Ida Marie Auguste geb. Siwan in Prenzlau, Schwedter Straße 7, am 19. April 1931.

23. Ferdinand Friedrich Müller u. Johanna Marie Elisabeth geb. Neumann in Wollin, am 28. Mai 1931.

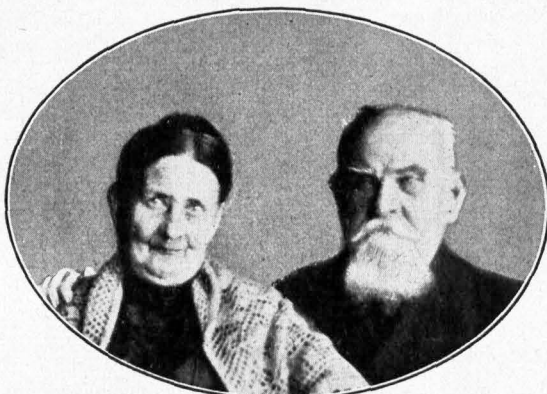
24. Carl Friedrich August Hobermin und Wilhelmine Ernestine Caroline geb. Ringel in Prenzlau, Steffner Straße 19, am 19. Juni 1931.

25. Albert Ernst und Henriette geb. Wolter in Grenz, am 25. Juli 1931.

### Diamantene Hochzeiten.

1. Karl Christian Steinfurth und Wilhelmine Ernestine geb. Höft in Schapow, am 30. Oktober 1930.

2. August Rücken und Wilhelmine Marie geb. Zahnnow in Sicksedt, a. 16. April 1931.



Das Wienandtsche Ehepaar in Prenzlau feierte am 5. Februar 1930 das Fest der diamantenen Hochzeit.



Ehepaar Spann in Prenzlau.

### Die beiden Alten.

Von Gustav Meißner.

Wir haben uns soviel zu sagen  
Aus alten Stunden und jungen Tagen,  
Von Glück und Wonnen  
Und Sommerjahren,  
Von Seelenleiden  
Und Sichbescheiden  
Wir beiden!

Komm, laß uns ein Begrüß' selbender  
Dortbin, wo die Rosen in [geben,  
Wo Büsche klingen [Blüte stehen,  
Von Glockenfingern  
Und Sterne steigen  
Zu stillen Heigen  
Am Himmelszelt.

Da wollen noch einmal wir Zwiesprach  
Wie Junge von einst, [halten  
Nicht heut wie die Alten;  
Da wollen wir legen  
Beim Abendlegen  
Ineinander die Hände,  
Und Du, Herrgott, spende  
Das Glück uns von einst!

# Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein und die ländliche Selbstverwaltung.

Vom Präsidenten des Deutschen Landgemeindetages und des Verbandes der Preussischen Landgemeinden, Landrat a. D. Dr. Gereké-Pressef, M. b. R.

Der hundertste Todestag des genialen Schöpfers unserer Selbstverwaltung, des Reichsfreiherrn vom und zum Stein, der auf den 29. Juni 1931 fiel, hat Anlaß zu zahlreichen Gedenkfeiern gegeben. In Kreisen der Selbstverwaltung wurden bei dieser Gelegenheit die Verdienste dieses ungewöhnlich willensstarken Staatsmannes gewürdigt und vor allem auch die Frage ausgiebig erörtert, ob und in welchem Maße Steins politisches Testament in den verflossenen hundert Jahren vollstreckt worden ist. Hinsichtlich der ländlichen Selbstverwaltung hat diese Frage nicht immer im positiven Sinne beantwortet werden können.

Die Zeit, in welcher Stein als Staatsreformer in Preußen auf den Plan trat, zeigt in mehr als einer Beziehung Ähnlichkeit mit der heutigen. Die kriegerischen und umstürzlerischen Ereignisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten den Staat schwer erschüttert. Durch den Frieden von Tilsit vom 9. Juli 1807 waren dem Lande unerhörliche Kriegskontribute auferlegt worden. Vielfach erhob die Korruption ihr Haupt. Die politische Zerrissenheit griff infolge der Fernwirkung der französischen Revolution immer mehr um sich. Ein neuer Zeitgeist entstand, der die bisherigen gesellschaftlichen Anschauungen grundsätzlich zu ändern strebte. Staatliche Formen, längst nicht mehr den Bedürfnissen des Volkes entsprechend, wurden zerbrochen. So schien das preussische Staatsschiff rettungslos dem Untergang entgegenzutreiben, wenn nicht noch im Augenblicke höchster Not das Steuer von starker Hand herumgeworfen worden wäre.

Es ist das bleibende geschichtliche Verdienst des Reichsfreiherrn vom Stein, daß er nicht nur die Forderungen der Stunde klar erkannte, sondern seine ganze energische, der Stubengelehrtheit abholde Persönlichkeit in den Dienst einer

staatsrettenden Tat stellte. Von König Friedrich Wilhelm III. in die Regierung berufen, entwarf Stein sofort seine Pläne, die für die künftige Entwicklung Preußens von schicksalhafter Bedeutung werden sollten. Nach seinen eigenen Worten wollte Stein „aus dem Volke eine Nation schaffen“. Da, wie heute, auf Hilfe von außen nicht gerechnet werden konnte, trachtete Stein, die Kräfte im Lande selbst wachzurufen und sie dem Staate durch verantwortliche Beteiligung des Volkes an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nutzbar zu machen, denn: „Wenn dem Volke alle Teilnahme an der Operation des Staates entzogen wird, kommt es bald dahin, die Re-



Reichsfreiherr vom und zum Stein.  
(Mit Genehmigung des Verlags Carl Heymann-Berlin.)

gierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten“. So schuf Stein die deutsche Selbstverwaltung. „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Bevormundung hemmt sein Reizen!“ Das war das Motto, das er seinem Plan, nach welchem zunächst die Städte als organische Bestandteile des Staates an der unmittelbaren Staatsverwaltung mitwirken sollten, voransetzte. Die Selbstverwaltung sollte die Grundlage des Staatsaufbaues werden. Kleinliche Eifersüchteleien und politische Gegenströmungen haben zwar manches von Stein Beabsichtigte nicht aufkommen lassen. Stein begann sein Riesenwerk mit dem Edikt über den erleichterten Besitz und den

freien Gebrauch des Grundbesizes sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner. Diese Befreiung des Bauernstandes von der Erbuntertänigkeit wurde ihm von seinen Gegnern als Revolutionierung des Landvolkes, seine kurz darauf folgende Städteordnung als Auflösung des Staates in Hunderte kleiner Republiken, seine weitere Reform zur Errichtung einer einheitlichen starken Zentralgewalt und die Aufhebung bestehender Vorrechte als revolutionärer Verstoß gegen verbrieftete Rechte vorgehalten.

Aber alle Anfeindungen, ja selbst die spätere rückläufige Bewegung, konnten den „rollenden Stein“ nicht mehr aufhalten. Steins Verwaltungsreformpläne blieben nicht auf die Städte beschränkt. Mit der Bauernbefreiung zugleich wurde das Fundament für die ländliche Selbstverwaltung geschaffen. Auch die Landbevölkerung wollte Stein zur Mitwirkung an der inneren Kräftigung des Staates heranziehen. Entsprechend seinem Prinzip von unten aus aufzubauen, sollte auf die Städteordnung eine Landgemeindeordnung folgen. Alle freien Besizer sollten untereinander mit gleichen Rechten die Landgemeinde bilden, der das Recht der Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten genau nach dem Muster der Städteordnung zustehen sollte. Die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse war die unerlässliche Voraussetzung für die Entstehung und Entwicklung kommunalen Lebens in den Landgemeinden. In den Gemeinden, den Städten und Dörfern erkannte er die Urzellen des Staates und öffentlichen Lebens. Wohl wußte Stein, daß die neue Selbstverwaltung zunächst auch oft Unzweckmäßiges auslösen würde, aber ebenso kannte er den hohen Erziehungswert auf eigene Rechnung und Verantwortung begangener Dummheiten.

Das Betätigungsfeld der Selbstverwaltung ließ Stein unbegrenzt und beschränkte das Aufsichtsrecht des Staates auf das unerlässlich Notwendige. Er wollte, daß auch die Staatsaufgaben von den Gemeinden als Auftragsangelegenheiten entsprechend den Anweisungen der Regierungen durchgeführt werden. Maßgebend war für ihn hierbei die Erkenntnis, daß die örtlichen Organe der Selbstverwaltung am besten mit den Verhältnissen und Bedürfnissen ihrer Bevölkerung vertraut und deshalb besser in der Lage sind, zwischen staatlichen und eigenen Bedürfnissen ausgleichend zu vermitteln.

Stein selbst hat die Verwirklichung der ländlichen Selbstverwaltung nicht mehr erlebt. Im Gegensatz zur Städteordnung, die vom Jahre 1808 datiert, ist die erste Landgemeindeordnung für die Provinz Westfalen von 1841, da die ländliche Selbstverwaltung infolge politischer Widerstände in ihrer Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeworfen wurde. Nun folgten 1845 die Landgemeindeordnung für die Rheinprovinz, 1859 für Hannover, 1891 für die sieben östlichen Provinzen, 1892 für Schleswig-Holstein, 1897 für Hessen-Rassau und schließlich 1900 die Gemeindeordnung für die Hohenzollernschen Lande.

Stein hat jedoch den Selbstverwaltungsgedanken auch auf die Kreisverwaltung ausgedehnt. Sein Entwurf einer Kreisordnung sah u. a. die Wahl eines „Kreisdirektors“ durch die Kreisvertretung vor. Die dadurch beabsichtigte Gleichstellung des Landvolkes mit der Stadtbevölkerung ist bis heute nicht vollzogen, da auch heute noch die Landräte im Gegensatz zu den Oberbürgermeistern der Stadtkreise ohne Mitwirkung der Kreisvertretung durch das Staatsministerium ernannt werden.

Die Steinsche Idee einer auf der Grundlage völliger Parität zwischen Stadt und Land beruhenden Selbstverwaltung ist 100 Jahre nach seinem Tode noch nicht verwirklicht worden. Die einmütige Ablehnung des vom Preussischen Staatsministerium zur Erörterung gestellten Entwurfes eines Selbstverwaltungsgesetzes durch die Interessensvertretungen aller Gemeinden und Gemeindeverbände zeigt deutlich, daß wir uns in Preußen leider nicht auf dem Wege des Ausbaues und der Bervollkommnung der vom Freiherrn vom Stein geschaffenen Selbstverwaltung befinden. Darüber hinaus zeigen zahlreiche gesetzliche und Verwaltungsvorschriften besonders des letzten Jahrzehnts, daß der Steinsche Gedanke völliger Parität zwischen Stadt und Land noch keineswegs Gemeingut der Parlamente sowohl als auch der staatlichen Behörden geworden ist. Die unausgesetzten Angriffe auf die Selbstverwaltung, insbesondere aber die Zurücksetzung der Landgemeinden auf dem Selbstverwaltungsgebiete, legt der ländlichen Selbstverwaltung die Pflicht zur Gegenwirkung auf. Der Schwerpunkt hierbei wird naturgemäß bei dem berufenen Vertreter der ländlichen Selbstverwaltung, dem Verbands der Preussischen Landgemeinden, liegen. Je stärker Landvolk und Landgemeinden diese für sie geschaffene und kämpfende Organisation unterstützen, um so sicherer wird der Sieg sein.

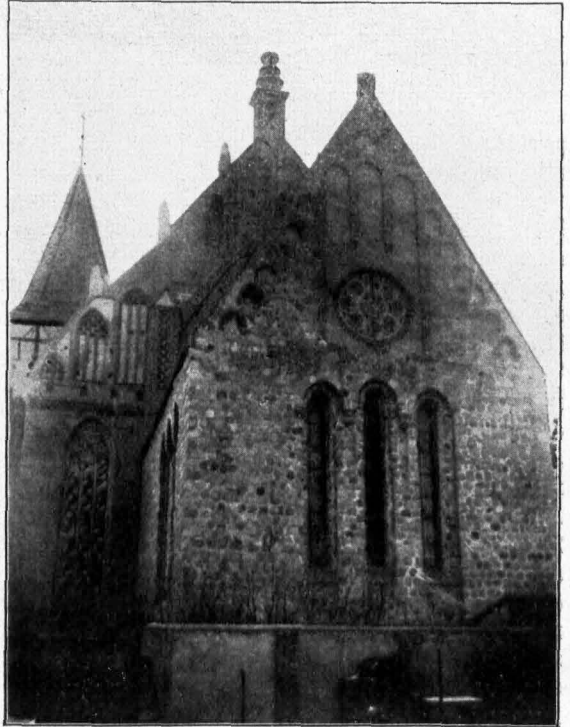
# Was man in der Stadt Strasburg und in ihrer nächsten Umgebung über Spuk und Aberglauben spricht.

Von E. Rabler = Strasburg (Uckermark).

„Des Aberglaubens alte Rechte erstrecken sich auf jedes Haupt, noch ist im menschlichen Geschlechte ihr Einfluß größer als man glaubt!“ Worte, die längst vergessen einer vergangenen Zeit entstammen, wo im Banne des Aberglaubens das Volk von Wahnideen beherrscht die Hexen an den Brandpfahl brachte und bald dieser, bald jener in den Verdacht kam, mit dem Teufel paktiert zu haben! Selbst unsere Uckermark hat in den Dezennien dieser Jahrhunderte Scheiterhaufen rauchen sehen! Das Erbteil der später unterjagten Wahnidee aber blieb in Reden und Sagen des Volkes auf dem Lande, in Stadt und Dorf erhalten. Wo dieses Gebiet einmal, und sei es selbst nur belanglos, erwähnt wird, hört man jene Erzählungen, die die Großeltern als Erbteil alter Ueberlieferungen dem Enkel überließen, ihn gleichsam in den Bann der Geister zogen, und manchem Ort, der selbst heute noch ängstlich gemieden wird, einen unheimlichen Charakter verleiht, da er sich um Mitternacht mit Spuk der verschiedensten Art belebt! „Dor is't nich richtig,“ sagt der Uckermärker, „dor deit spöken!“ Und dann weiß man von jenen geisternen Begebenheiten zu berichten, um damit die Unheimlichkeit der genannten Orte zu beweisen! Kreuzwege, Kirchenruinen im freien, weiten Feld, ja selbst die heute dem Dienste des Höchsten geweihten und noch benutzten Kirchen, sagenhafte Sümpfe und Tümpel sind die Stätten, die die Mitternachtsstunde mit Spukgestalten oder teuflischen Geistern, mit rätselhaften Tieren und Erscheinungen, zuweilen auch nur an bestimmten Nächten, beleben läßt!

Strasburgs Kirche ist alt, sehr alt! — Dort, wo sich heute Turm und Strebepfeiler von St. Mariens gotischem Doppelbau zur Höhe recken, legten in alter Zeit gläubige Bürgerhände die Fundamente zu jenem ersten Bau von St. Lorenz, der nach seiner Erweiterung in späteren Jahren die Gestalt des heutigen Baues annahm! An der der Schulstraße zugekehrten Südseite sieht man noch heute in Brusthöhe daumenkuppentiefe Aushöhlungen, die man als sogenannte Räpfschensteine anzusprechen pflegt. Sagenhaft ist ihre Entstehung umkleidet: Sind sie doch, nach dieser Umrahmung zu urteilen, Zeugen jener Zeit, wo der schwarze Tod, die

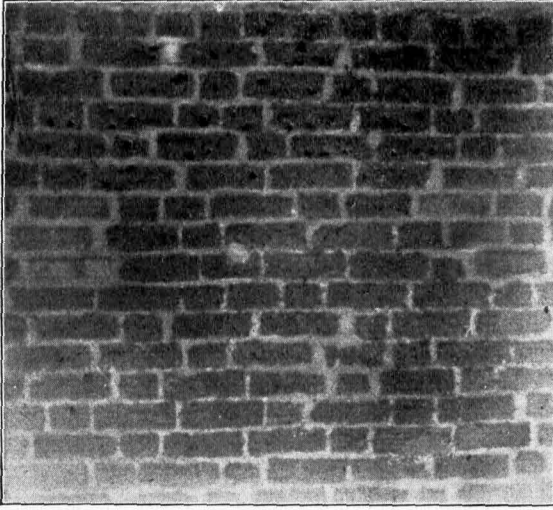
Gottesgeißel, durch die Siedlungen der Uckermark schritt. Auch in Strasburg klopfte jenes Schreckgespenst an Bürgertüren, seine reiche Ernte haltend! Kein Arzt konnte dem Kranken helfen, keine Arznei sein Leben retten, wenn ihn der



Strasburgs Marienkirche, Ostgiebel (Chorraum).

Gifthaud der Krankheit getroffen hatte! Umsonst alles Flagellantentum und jede Geißelfahrt! — Dennoch lenkte der von Mysterik befangene Zeitgenosse heimlich um die Mitternachtsstunde seinen Schritt zum altherwürdigen Bau der Kirche, um dort ein wenig Ziegelton von ihren Mauern mit einem Löffel aus der Wand zu schaben! Dieses als wundertätig und durchaus als helfend angesehene Mittel wurde dann dem Kranken als heilsame Arznei gereicht! So schweigend aber, wie der mitternächtliche Wanderer den Weg antrat, so lautlos mußte er sein Werk vollbringen

und vollenden, sonst nahm er dem Mittel alle Kraft, an deren helfende Wirkung er mit ganzer Seele glaubte. — —



Räpfschene an der Südseite der St. Marienkirche zu Strassburg (Ufermart).

Die Forscher nachfahrender Zeiten haben diesen Sinn freilich anders zu deuten versucht und die Entstehung dieser rätselhaften Vertiefungen in die Zeit von Kriegen, die unsere Heimat berührten, verlegt. Andere, rein kirchlich eingestellte Annahmen sahen darin durch Daumenweken entstandene Aushöhlungen beim Verbüßen auferlegter Kirchenstrafen. — Doch leihen wir Frau Sage mit ihrem volksmundentstiegenen Walten ein williges Lauschen. Ihr ist jedes Disputieren fremd, den Begriff Kritik erwägt sie nicht, sondern sie ist ein altbekanntes Kind der Heimat und von ihr lernten alle, die da wissen, was Spinnen im ufermärktischen Sinne heißt! —

Die Abschaffung der von altersher gebräuchlichen und in der nachreformatorischen Zeit selbst beibehaltenen sogenannten Frühkirchen, die von dem jeweils antierenden Geistlichen auch in St. Marien regelmäßig abgehalten wurden, hat ebenfalls die Grundlage zu einer Reihe sagenhafter Erzählungen geboten. Die Reste dieser Frühkirchen mögen uns neben diesen Erzählungen in dem beibehaltenen Frühgeläut erhalten sein, das von den meisten unserer Bürger als Arbeitsglocke angesehen wird!?

In der Stadt hatten sich einst zwei Freundinnen am vorhergehenden Tage verabredet, gemeinsam den Frühkirchgang anzutreten. Da

die eine der beiden Jungfrauen ein wenig furchtsam war, sollte die Freundin, die ein mutigeres Herz in ihrer Brust trug, ihres Abrufes gewärtig sein. Diese erwacht plötzlich in der Nacht. Sie hat ein deutliches Klopfen an der Lade ihres Fensters vernommen. Ohne erst lange Licht zu machen und den Blick auf die Uhr zu werfen, kleidet sie sich schnell an und tritt vors Haus. Doch kein Mensch ist zu sehen, die Straße selbst erscheint ihr fast menschenleer. Sollte sie gar die Zeit am Ende verschlafen haben? — Die Kirche in der Nähe ist auch wie zu jeder Frühandacht in üblicher Weise erleuchtet! Sie beschleunigt ihren raschen Schritt. — — Um nicht zu stören durch ihr vermeintliches Zuspätkommen, kniet sie in einer der hinteren Bänke des großen Kirchenschiffes, dessen Weite eine andächtige Schar von Vetern bereits in dieser Stunde füllt. Doch wie erschrickt unser Mägdelein, als sie unter jener Schar hin und wieder die Züge eines bereits Verschiedenen erkennt! — Still verharret sie jedoch auf ihrem Platz, furchtlos das Ende der Geisterstunde abwartend. Als vom nahen Rathhausturm die erste Tagesstunde schlägt, ist jene Geisterschar lautlos ihrem Blick entschwunden.

Eine weitere Begegnung schildert uns eine zweite Erzählung von einem anderen Bürgermädchen, das auf gleiche Weise mit jener geisternen Vetterschar in Berührung kam. Ebenfalls der Meinung, an der vermeintlichen, üblich besuchten Frühandacht teilzunehmen, erkennt sie zu ihrem größten Erschrecken unter der versammelten Vetterschar die Gestalt ihrer längst verstorbenen Mutter. Als bald wird ihr der Irrtum klar, Angst und Entsetzen läßt bei ihr die Glieder erschauern vor der Unheimlichkeit dieser spukhaften Erscheinung. Sie vermag sich nicht mehr in ihrem Sitz aufrecht zu erhalten und versteckt sich unter der Bank ihres innegehabten Kirchensitzes, dort das Ende der Geisterstunde sehnlichst erwartend. Schon streben einzelne der Spukgestalten dem Ausgange zu, als plötzlich die eigene Mutter an dem Platz ihres Versteckes haltmacht und das zitternde Mädchen mit ihrem Fuß berührt! „Dat is de Sarr, wo id inleg,“ ruft sie zu den Uebriegen gewendet und folgt dem entschwindenden Zuge der Geister! — Nach drei Tagen aber begrab man jenes Mädchen! — —

Vom gleichen Schicksale wäre sicher eine betagte Frau ereilt worden, wenn sie nicht den gleichen Irrtum vorher rechtzeitig erkannt hätte. Der Aufforderung der Geister, beim dritten Amen mit ihnen gemeinsam die Kirche zu verlassen, entzog sie sich durch schnelle Flucht, bevor der Priester noch das zweite Amen aus-

gesprochen hatte. Sie war sich sonst ihres Zieles bewußt. Obwohl die Geister verfolgend nach ihr haschten, es gelang ihr dennoch, wohlbehalten zu entkommen! — Seit dieser Zeit aber sollen in St. Marien keine Frühkirchen mehr gehalten worden sein!

Wer gegen die Mitternachtsstunde mit einem schwarzen Kater im Sack den alten Kirchhof an St. Marien betritt, dem erscheint der Teufel in eigener Person, um mit ihm einen Handel abzuschließen! Für den entnommenen Sack mit Inhalt erhält man von dem Höllenfürsten einen Taler als Bezahlung, mit dem es seine besondere Bewandtnis hat! So oft man auch den Taler ausgibt, die Tasche wird nie leer, weil es ein Höllentaler ist. Bei dem Handel mit dem Teufel aber darf man niemals nach empfangener Zahlung lange säumen, denn dem Teufel gelüftet's gleichfalls nach der menschlichen Seele. Flugs muß man die Schritte wenden und eilends Zuflucht in dem nächsten offenen Haustor suchen. Der Teufel, der den Enteilenden zu fassen sucht, ist hinterher! Doch scheut er sich vor dem Krachen der ins Schloß geworfenen Thür. Wehe denen aber, die seine Hand ergreift, mit Leib und Seele sind sie ihm verfallen!

An jedem altertümlichen Bau reichen sich Sage und Zeit die Hand! Mancher Bürger unserer Heimatstadt, der vergangene Zeiten mit durchlebte, ruht seit langen, langen Jahren unter grünem Rasen von seinem Erdenwallen aus. Der Tod, ein abschreckender, lauerner Geselle, ist jedem Menschen ein Schreckgespenst, ein Ziel der schönen Erdentage mit ihren oft mannigfaltigen Genüssen. Der Mensch meidet daher gern und zumeist jene Stätten, die des Todes Saat in sich bergen, die ihn mit gewissem Erschauern erfüllen und die geeignete Vertlichkeiten spukhafter Visionen jederzeit sind. —

Selbst auf dem Kirchturm von St. Marien soll es dann und wann nicht richtig sein! Den von der Kirche nach dem Rathaus führenden unterirdischen Gang aber wagte man selbst nicht bis in die Tage der Gegenwart zu betreten. In seiner Wölbung lagen die modernsten Gebeine von Menschen, die anscheinend hier ihr Ende gefunden hatten! Die Richtigkeit dieser Gerüchte läßt sich nicht mehr nachprüfen; wohl ist der Eingang des Ganges heute noch zu sehen, doch sein Zugang ist versperrt und die Weiterführung vermauert. — Den Erzählungen über das Auftreten geisternder Seelen scheinen sich die Berichte eines Totengräbers anzureihen, der sich bei Begegnungen mit ihnen stets ihrem Willen fügte und es nie wagte, sie jemals anzusprechen, denn

ein Anreden wäre ein Unglück für ihn gewesen! Zuweilen waren es ganz besondere Geister, die rachebrütend die Menschen narreten. Erlebnisse, die den Tod dieser armen Seele zur Folge hatten, stehen stets dahinter. — Ein Bursche war einst mit einem Mädchen in der Stadt verlobt, das sich dieses Verlöbnisses nicht würdig erwies und den Bräutigam zur Auflösung desselben Veranlassung gab! Zu seiner Arbeit benutzte der so enttäuschte junge Mann an jedem Morgen denselben Weg, der ihn an dem alten Kirchhof mit seinem dichten Gebüsch vorüberführt. Hier erwartet ihn in aller Frühe das Mädchen und stürzt bei seinem Nahen stürmisch auf ihn zu. Dennoch läßt sich ihr ehemaliger Verlobter durch ihr Betteln nicht irremachen, sondern setzt ruhigen Schrittes seinen Weg fort. Mit lautem Gejammer bricht das Mädchen zusammen. Wenige Tage darauf stirbt sie vor Gram, doch ihr unruhiger Geist narret bei Wiederkehr des Tages die vorübergehenden Menschen und erschreckt sie mit gellenden Schreien. — Eine andere Fassung aber weiß von dem vorherigen Ableben des Mädchens zu berichten, die dem Verlobten, der ihrer bald vergaß, als Spuk am Wege auflauerte. An den Folgen ihres Erscheinens ist er ihr dann bald gefolgt. —

Um die Spukgestalt des schwarzen Katers, der Katzen überhaupt, pflegt ja der Volksmund von altersher schon einen Sagenkranz zu weben. Nie hat man jemals Abbildungen von Hexen oder Hegenmeistern zu Gesicht bekommen, denen nicht die Gestalt einer schwarzen Katze einverleibt ist. Und spricht man jemals im Bereiche unserer Uckermark des Abends eine Katze an, so wird jeder Uckermärker sagen: „Song, do dat nich, dat bringt nischt Gods!“ Selbst im Bereiche unserer Stadt Strassburg und in ihrer Umgebung will man das Auftreten dieser spukhaften Raßentiere gesehen haben. Ihr Erscheinen in der Nähe von Behausungen, in denen Schwerkranken lagen, ist dem Uckermärker ein ebenso sicheres Zeichen des bevorstehenden Ablebens gewesen, wie das Geheul eines in der Nähe befindlichen Hundes noch heute bedeutet. — Eine derartige Erscheinung ist selbst von einem biederen Handwerker beobachtet worden, der gegen die Mitternacht seiner Behausung zustrebte und zu seinem Schrecken bemerkte, wie sich der Schatten eines Tieres von seiner Haustür bei seinem Nahen löste. Er hütete sich wohl, diese Erscheinung anzusprechen. Um so mehr erstaunte er, als ihm die Ehefrau von einer seltsamen Erscheinung im langen, weißen Gewande zu berichten mußte. Ein Rätsel blieb dies mitternächtliche Treiben nur für die kurze



Zeitspanne von drei Tagen, nach deren Ablauf man seine Gattin bei St. Marien zur letzten Ruhe bettete. — Das Erscheinen dieser todeskündenden Gestalt will man auch in Ravensmühle beobachtet haben. Doch verschwand die Erscheinung sofort, wenn man sich mit Licht nahte. In ihrer Hand trug sie einen schwarzen Stecken mit daran befestigtem, schwarzen Band.

Die Tiergestalt des genannten Raters benutzte der höllische Geist nur für den Zweck der persönlichen Verwandlung, um so den furchtsamen Menschen besser beizukommen oder sich als dienstbarer Geist darin zu verbergen. Mancher Bürger soll durch den Besitz eines derartigen dienstbaren Geistes zu Reichthum gelangt sein. Er mußte dafür dem Teufel die Seele zum Pfande verschreiben. In den Besitz des dienstbaren Geistes gelangte er, wenn er auf dem nahegelegenen Rienberg gegen Mitternacht mit einem weißen Rissen bewaffnet erschien und dreimal dort auf den Boden schlug, worauf sich ihm der Höllenfürst nahte, den begehrten Handel abzuschließen. — Den höllischen Geistern war dennoch jede beliebige Verwandlung in irgendeine andere Tiergestalt recht. — In der Nähe des Lauenhagener Sees will man zuweilen die Verwandlung eines schwarzzottigen Kettenhundes derartig beobachtet haben. Bemerkenswert war, daß, sobald ein spukhaftes Tier auftauchte, auch der Hund von der Kette verschwunden war.

Ein Kartenspieler dieses Fleckens findet einst auf einem am Wege stehenden Birnbaum einen schwarzen Hahn sitzen, den er hocherfreut unter den Arm nahm und nach Hause trug, wo er die schon schlafende Ehefrau weckt. Doch da kommt Leben in das bisher schweigend verharrte Federvieh, das mit lautem Federsträuben mehrmals laut und vernehmlich ruft: „Sett mi hen, wo id weßt bin! — Sett mi hen, wo id weßt bin!“ Was bleibt dem Mann weiter zu tun übrig, als dem unheimlichen Tiere zu willen zu sein! Er eilt den Weg zurück und ersteigt mühsam den Birnbaum mit dem Federvieh unter dem Arm, das er alsbald niederseht. Doch da meldet sich erneut der Eigensinn des dummen Tieres: „So set ic nich, so set ic nich!“ Der geplagte Mann bemüht sich mehrmals, dem Tiere einen anderen Platz zu geben, bis er endlich von Aerger übermannt auch diese Versuche aufgibt und den teuflischen Hahn mit kräftigem Schwunge gegen den Stamm des Birnbaumes schleudert. Der Spuk aber war verschwunden!

Neben den genannten Tieren weiß man auch hier von den Geistern eines Schimmelreiters zu berichten, zuweilen trägt dieser, wie andernorts bereits erwähnt, den Kopf unter dem Arm. In diesem Zusammenhange ist es wohl zu verstehen, wenn eine Mutter ihrem Sohn empfahl, bei seinem abendlichen Wege durch die freie Gegend sich nur immer in dem Kreuz der Deichsel zu halten, da ihm dann kein Spuk etwas anhaben oder ihm gar aufhaden könne! Mag es nun sein, daß der Sohn den Rat der Mutter aus reiner Neugier vergaß oder nur den Spuk sehen wollte, denn sobald er aus dem Wege bog, ward er des Spukes ansichtig, der aber sofort dem Blick entzogen wurde, wenn er die alte Richtung einschlug.

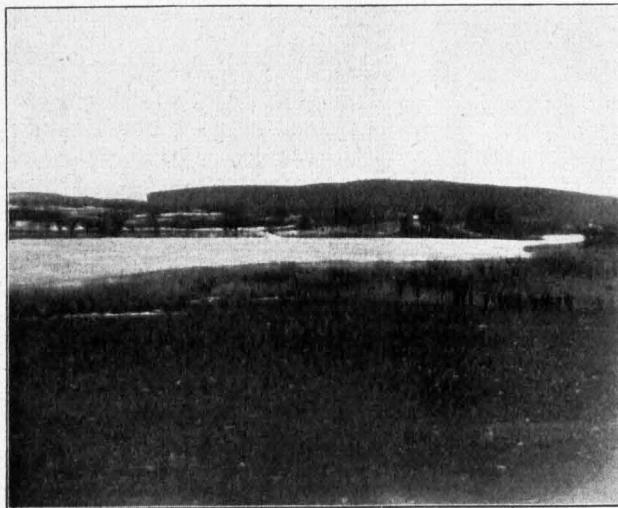
„Bi'n Prestergroben, dor is't hüt noch nich richtig, dor is't noch ni richtig weßt,“ wird jeder alteingesessene Milower sagen: er müßte dort nicht dann und wann den unheimlichen Schimmelreiter mit eigenen Augen gesehen haben! — Weße dem Menschen aber, der mit dem Spuk in Verührung kommt, ihm bringt es nichts Gutes. — Tagelöhner des Gutes Lindenschhöhe, die dem mitternächtlichen Reiter hinter der Stadt Strassburg in der Nähe des Galgenberges begegneten, machten einen großen Bogen um ihn, nur dem drohenden Unheil des Siedtums oder dem eines schnellen Todes zu entgehen. Seine Zuflucht nimmt der Spukreiter stets in die zwischen Güter-



Wüste Kirche von Fahrenholz.

berg und Fahrenholz belegene Kirchenruine! Man will ihn dort um das Ende der Geisterstunde haben verschiedentlich verschwinden sehen. Erntearbeiter, die sich dort zur Zeit der Kar-

toffelernte ein Feuer anzündeten, um ihr Mittag zu wärmen, sahen sich plötzlich die Wand vor ihren Blicken öffnen. Der Spukgeist, der daraus hervortrat, verschwand alsdann feldeinwärts.



Der Demenzsee.

Neben dieser Einzelercheinung findet ein ganzes Heer von Geistern im Volksmunde der engeren Heimat Erwähnung, die in den verschiedensten Gestalten und unter den verschiedensten Umständen die mitternächtliche Flur beleben und dort ihr Wesen treiben. Zumeist sind es arme Seelen, die das fluchbeladene Gewissen erdgebunden macht. — Der Name Demenzsee hat uns in diesem Zusammenhange viel zu sagen, wenn man mit richtiger plattdeutscher Betonung an die begriffliche Deutung seines Namens geht. *De Menschen See*, und sein warnendes Beispiel umkleidet auch hier die heimatliche Sage mit ihrer Umrahmung. Unheimlich ist seine Tiefe, daß selbst drei aneinandergekniüpfte Pflugleinen den Grund nicht erreichten! An jenem Tag aber, an dem einst hier eine menschliche Siedlung mit allem Leben und Eigentum versank, zeigt sie sich um Mitternacht in all ihrer einstigen Schöne! Ihre Glocken klingen heute noch aus tiefen Wassergründen!

In der Nähe des Demenzsees befindet sich hart am Rande des über Luckow nach Blumenhagen führenden Weges ein bruchartiges, jetzt längst verlandetes Borgelände, das man noch heute als Nagels Kirchhof bezeichnet. Früher

führte hier die von Pasewalk kommende Landstraße entlang. Für die des Weges unkundigen Fuhrleute bildete daher der moorige Grund eine ernste Gefahr. Tatsächlich ist dann in einer Nacht der obig genannte Besitzer mit seinem Gespann in dem Schlamm der unergründlichen Tiefe versunken. Da er von einem Zehgelage kam, ist seine Seele zur Strafe an diesen Ort gebannt. Seit jener Zeit ist es auch nimmer geheuer an dieser Stelle und in der Umgebung des benachbarten Gutes Hansfelde. Mancher verirrer Wanderer hat gleichfalls den Tod in diesem Grund gefunden. Ja, selbst ein Knecht versank mit seinem Ochsgespann beim Pflügen vor nicht allzu langer Zeit, weil man den Grund bereits für sicher hielt. Der Volksmund aber glaubt an die Tücke der dort gebannten Seele, die heute selbst noch dem mitternächtlichen Wanderer zuruft: „Hier blivst du, min bist du!“ Wehe dem Menschen, der dann den Schritt verlangsam, er ist auf unaufgeklärte Weise dieser Welt entrückt!

Mitternächlich irren die hier gebannten Geister als Spuk herum, den Wanderer schreckend und den Weg sperrend. Selbst dem an der Heide angenommenen Schwedengrab sollen dann Spukgestalten entsteigen. — Einem heimkehrenden Inspektor des Gutes Hansfelde wurde vor einer



Der Demenzsee (Nordende).

solchen Erscheinung das Pferd scheu. Man hatte ihn vorher vergeblich vor der Unheimlichkeit des Weges gewarnt. Da er vollends den Weg verloren hatte, mußte er den anbrechenden Morgen

auf freiem Felde erwarten. — Desgleichen sind derartige Erscheinungen bei Wilsidow in der Nähe der Schanzenberge bemerkt worden. Ihr Auftauchen hatte nie etwas Gutes im Gefolge. — Tümpel und Kreuzwege in der Nähe von Güterberg gehören mit zum Tummelplatz der mitternächtlich geisternden Spukgestalten. Am Rande eines Tümpels sitzend sperret ein Spukgeist dann und wann dem des Weges kommenden Menschen den Weg nach Karolinenthal. Tüchlich will er jeden, der ihm zu nahe kommt, in die dunkle Flut des Tümpels stoßen. Vorüberkommende, die dort seiner anständig wurden, versuchten ihn mit Steinwürfen zu vertreiben. Doch umsonst, der Geist verharrte auf seinem Platz. Nur ein vor dem Priester geweihter und nach ihm geworfener Ehering treibt ihn in die Tiefe hinab. Zweilen soll man in der Nähe dieses Gewässers eine Semmel auf der Erde liegen finden. Man soll aber allen Ernstes vermeiden, dieses Gebäck aufzunehmen oder gar davon zu essen, denn während das eine Krankheit nach sich zieht, bringt das andere den sicheren Tod. —

Ein verhängnisvolles Zusammentreffen hatte mit den hier wandelnden Spukgestalten einst ein alter Schäfer, der seine Wohnung in Fahrenholz hatte und jeden Morgen in aller Frühe gegen vier Uhr die Schafe auf dem benachbarten Gute Güterberg fütterte. Sein alltäglicher Weg führte ihn an der bereits mehrfach erwähnten Kirchenruine vorüber, an der ihm bisher nichts Absonderliches passiert war. In der Meinung, sich zur gewohnten Zeit auf dem Weg zu befinden, erreicht er einst gegen Mitternacht diesen Ort, wo er am Fuße des Kirchenhügels im Mondlicht einen Schäfersmann bereits in aller Frühe seine Herde weiden sieht. Nicht wenig erstaunt darüber tritt er näher, den vermeintlichen Schäfersmann nach der Stunde fragend. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er in ein grinsendes Totenantlitz blickt und ohnmächtig zu Boden sinkt. Am Morgen finden ihn dort des Weges kommende, bekannte Gutsleute. Nach langem Siechtum ist er gebrochen an Leib und Seele gestorben. — Diese Erscheinung des geisternden Hirten will man auch in der Nähe von Linchenshöhe zuweilen beobachtet haben, doch hütete man sich, ihn jemals anzusprechen.

Schuldbeladene Seelen finden selten im Grabe Ruhe! Dort, wo sie ihr unruhmlisches Ende durch die Hand des Henkers, durch die rächende Hand der Mitmenschen oder durch feigen Freitod ihrem Leben ein Ziel setzten, oder wo sie ihren Raub verbargen, dort treiben sie ihr unstetes Wesen.

Auf einem in der Nähe Strasburgs belegenen Gute wurden vor Jahren in einer Nacht einige Stücke Rindvieh gestohlen, die von den Dieben geschlachtet und versteckt wurden. Umsonst blieben alle später angestellten Bemühungen und Nachforschungen, den Ort des Verstecks ausfindig zu machen. Die Spitzbuben, drei an der Zahl, aber fing man und hing sie an den Halsketten der gestohlenen Ochsen auf. Seitdem erscheinen die Geister der drei Schuldbeladenen um Mitternacht und treiben ihr unruhvolles Wesen unter den ängstlich schnaubenden Tieren im Kuhstall. Kein Mensch wagt dann die Stallung zu betreten, um nicht mit dem Spuk in Berührung zu kommen. Am andern Morgen aber sind alle Tiere von ihren Ketten gelöst. —

In der altehrwürdigen Stadt Strasburg hat es der Ueberlieferung nach auch Hexen und Hexenmeister gegeben. Ja, selbst heute noch kommt in unserer ländlich-heimatlichen Gegend mancher in diesen Ruf, wenn unerklärliche Dinge zuweilen geschehen. Mancher soll ja schon dazumal und auch heute noch im Vollbesitz der teuflischen Kraft mehr können als ein gewöhnlicher Mensch. Ein eingefleischter Utermärter wird sich den festen Glauben an diese Dinge nie nehmen lassen, und mögen ihn auch aufgeklärte Kreise als Einfältigkeit belächeln. Fälle, die von dem Behegen des Viehstandes berichten, gibt es selbst in der Gegenwart noch! Alte Frauen, die mehr können als andere, hat noch so manches Dorf! Bötfrauen sind oft gesuchte Persönlichkeiten, selbst in unserer wissenschaftlich fortgeschrittenen Zeit. Ist es also da ein Wunder, wenn selbst der Teufel dann und wann von manchem Heimatgenossen in seinen Berichten erwähnt wird? — In der Nähe des benachbarten Gutes Wilhelmslust erscheint er zuweilen mit seinem Gefährt in Form einer dreirädigen Kutsche, deren Gerassel die Schläfer um Mitternacht aus dem Schlafe ermunterte. Erreicht das Teufelsgespann aber einen Kreuzweg, so ist der Spuk verschwunden! — Selbst am Wege lauert der satanische Geist mit seiner Gier nach der Seelenbeute. Ein Mann aus Blumenhagen, der des Nachts den Arzt zu seiner schwererkrankten Frau holen wollte, jagte mit seinem Wagen in vollem Galopp durch die mitternächtlich liegende Feldmark, als plötzlich seine Pferde an der Brücke wildscheuend aufbäumen. Er vermag die zitternden Tiere nicht vorwärts zu bringen. Da, als er zu fluchen beginnt und seine Seele dem Satan verschreibt, ruft ihm eine Stimme zu: „Habe Dank!“ — Klatschend schlägt etwas ins Wasser, der Weg ist frei! —

Zeit und Vergangenheit sind über unsere Heimat dahingegangen und die Menschen sind andere geworden. Nur der Kern, der hier in der Heimat fest wurzelnden Geschlechter ist derselbe geblieben, gleichsam dem spinnenden Faden der Sage. Fäden des verwandten Charakters benachbarter oder entfernterer Volksstämme und Landschaften sind selbst in dies Gewebe der Heimat verwoben worden, wie auch den bereits geschilderten Berichten zu entnehmen ist. In diesem Zusammenhange mögen auch einige Erzählungen aufzufassen sein, die abschließend noch erwähnt sein mögen. Nähte man aus purer Bosheit einem bestgehaften Menschen einen Faden von einem bereits verwendeten Leichenhemd in die eigene Leibwäsche, so führte das den sicheren Tod des Betreffenden herbei! — Als eines Abends ein Strasburger Mädchen über den alten Kirchhof geht, findet es dort ein Hemd, das die Zeichen ihres eigenen Monogrammes trägt. Sie hebt das Gewebe auf und nimmt es mit heimwärts, wo sie der Mutter von dem gemachten Fund und seinem Ort erzählt. Die Mutter ist darüber sehr entsetzt, doch verhehlt sie ihrem Kinde den Zusammenhang, daß es ein Totenhemd sei und den baldigen Tod zur Folge habe. Am Mitternacht aber klopft es an das Fenster der Schlafkammer des Mädchens. Eine geisternde, hohle Stimme ruft verlangend nach dem Hemd: „Ja frier so, giff mi min Hemd!“ Das Mädchen glaubt zuerst nicht recht gehört zu haben, als sich ein nochmaliges Klopfen mit dem gleichen Begehre vernehmen läßt. Sie ergreift das über einen Stuhl liegende Hemd und wirft es zum

Fenster hinaus, wo eine geisterhafte Gestalt damit durch die Nacht davonwirbelt. Dieses schnelle Handeln aber rettete unserm Bürgerkind das junge Leben, es hätte sonst dieses Gewand bald selbst getragen. — Eine andere Begebenheit mit einem gefundenen Totenhemd wird uns in ähnlichem Zusammenhange von einem Wittmann berichtet, der das Grab seiner verstorbenen Frau besuchend einen gleichen Fund machte. Von seinen Hausgenossen auf das drohende Verhängnis hingewiesen, wirft er das Hemd kurzerhand ins Feuer. Eine schwere Erkrankung, die ihn zu lebenslänglichem Siechtum verurteilt, ist die Folge.

Manches Dunkel knüpft sich an jene geschilderten Begebenheiten mit ihren unheimlichen Gestalten. Mancher sagenhafter Kranz wird durch ihr geisterndes Auftreten um bisher unbeachtete Stätten der Heimat gewoben. Manche Parallele wird durch das Wirken der Sage als volksverbindendes Band der Verwandtschaft von Völkern offenbar. Die mit ihrem volksmündentstiegenen Wirken waltende Frau Sage reicht sich mit der Geschichte die Hand und ist trotz Sput und Aberglauben eine ewig grünende Ranke am Baume des Kulturlebens unserer Heimat und unseres Volkes. Ein rechter Märker, insonderheit ein echter Ufermärker, ist ohne diesen ihm wesenseigenen Zug gar nicht denkbar. Mag darum der weltkluge, gebildete und aufgeklärte Denker diese einfältigen Dinge belächeln: „Ja bliw dorbi, wat Wohret is ant Spöten, denn wot nich richtig is, dor het't all immer spökt un spökt ok hit noch! — — —“



## Der schwarze Teich.

Ein tiefes Wasser steht im Forst entlegen,  
Rings starren Tannen schwarz und hoch hinein;  
Rein Windhauch trübt mit zitterndem Erregen  
Se seines kalten Spiegels Widerschein.

Streng horcht die Stille. Heimliches Erschrecken  
Gehet an den schattendunklen Ufern um.  
Am moorigen Grunde tastet grauer Schnecken  
Lautloses Dasein hin. Das Rohr ward stumm.

Bisweilen senkt sich eines Entenzuges  
Umkreisendes Geflatter da hinab.  
Sie fallen ein, doch heben scheuen Fluges  
Sich allsogleich und streichen ängstlich ab.

Gewekt vom Klingen ihrer schnellen Flügel  
Ein Flüchtigwerden knistert durch den Hain —  
Und strenger rahmt die Stille nun den Spiegel;  
Die Tannen starren schwarz und hoch hinein.

Joachim v. Winterfeld, Damerow.



## Freiwillige Feuerwehr Prenzlau.

Von Brandmeister G. Sendke, Prenzlau.

Am 18. Mai 1931 konnte die Freiwillige Feuerwehr Prenzlau auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Wohlorganisiert und kraftvoll steht sie, die aus bescheidensten Anfängen hervorgegangen ist, heute da. Wenn die Statistik festgestellt hat, daß die Wehr im Laufe der 50 Jahre 325 mal zu Bränden und Hilfeleistungen ausgerückt ist, so ist die Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Die Wehr hat sich stets des Wohlwollens und der tatkräftigen Unterstützung der städtischen Körperschaften erfreuen können. Aus der Zahl der Förderer und Führer seien herausgegriffen die Namen: Erster Bürgermeister Dr. Schreiber und Fabrikbesitzer, Branddirektor Franz Wienholz, der von den 47 Jahren seiner aktiven Dienstzeit bis jetzt 31 Jahre als Oberführer die Wehr leitet. 50 Jahre aktives Mitglied der Wehr war der

Dachdeckermeister W. Schönermark, der sich heute, im 75. Lebensjahr befindlich, bester körperlicher und geistiger Frische erfreut. Möge sein Beispiel die Kameraden zur Nachahmung anspornen.

### Gedenkblatt zur 50 jährigen Jubel-Feier der Freiwilligen Feuerwehr Prenzlau.

Von Erich Sendke, Prenzlau.

Durch 50 Jahre auf der Wacht zu stehen  
 Als der getreue Eckart unsrer Stadt  
 Und unverwandt den Weg der Pflicht zu gehen,  
 Den Menschenliebe vorgezeichnet hat,  
 Zu halten 50 Jahr zu treuen Händen  
 Das Schicksal Prenzlaus, Bürger, höret her:  
 Heut ist der Tag, für den Dienst Dank zu spenden  
 Der tatbereiten, tapfern Feuerwehr.

Drum laßt als Opfer die Flammen lodern,  
Die uns so oft in die Schranken fodern,  
Und zündet an ein heilig Fanal  
Der Feuerwehr zum Ehrenmal.

Hier wird nicht Gunst um Zins verborgt,  
Hier wird befohlen und gehorcht.  
Ein Schlag in den Melder, die Becker raffeln,  
Nun keine Minute des Zauderns mehr,

Schaut auf die Welt, in Haß  
verloren,  
Das bißchen Kraft verpufft,  
vergoren,  
Und überall, wohin man  
blickt,  
Das bißchen Sein in Schein  
erstickt,  
So müssen Tausende heute  
schildern  
Vor den erkornen Götzen-  
bildern.  
Schaut auf die Wehr, es  
kümmert nicht  
Sie andres, als der Ruf der  
Pflicht,  
Schaut auf die Wehr, es  
bindet sie  
Die Kameradschaft spät  
und früh,



Feuerwehrmann Schönemark.

Und während geisterhaft  
Flammen prasseln,  
Raht schnell die Kampf-  
erprobte Wehr.  
Wo andre tatenlos steh'n und  
schauen  
Auf gierigen Feuers grim-  
miges Grauen,  
Muß in die Bresche der  
Wehrmann springen,  
Mit Schicksals Wut zu kreu-  
zen die Klängen.

Drum laß als Opfer die  
Flammen lodern,  
Die uns so oft in die  
Schranken fodern,  
Und zündet an ein heilig  
Fanal;  
Die 50 im Leben kommt  
nur einmal.



Die Zwillingsschwester Antonie  
und Pauline Müller in Prenzlau  
konnten am 7. März 1931 ihren  
85. Geburtstag begehen. Gottes  
Segen begleite sie auch ferner-  
hin auf ihren Wegen!

# Madam Obenblanf'n.

Van W. Groß.

Dor weer mol ees een Buersmann, de wohnt mit sien Fru ganz alleen midden in de grote Heid. Se weer'n recht flittig und arbeit'n van morgens bet obends. Un doch künn' se nich recht wat to Bräd bring'n, de Aker weer eenmool to moger, döörweg Sand un meisttied unnerwegens.

Se wrickelten sich denn oof recht un schlecht döörch.

So sehr de Mann nu hinnen de Arbeit her weer, üm de Wihnachtstied deer he twölf Doog lang keen Handschlag. De Fru mücht tuttern so väl as se wull, he leeg rein still up de Obenbank un warmt sich den Buckel. Un de Fru dürrt de Tied nich spinnen, dürrt keen Flaß up'n Wocken hebb'n. Dor dürrt keen Tüg up de Lien hängen, keen Schoowsel öwern Süll, keen Meß öwern Hof bröcht ward'n. Arwten, Bohn un Lünsen dürrt de Fru in de Tied nich up't Füer bring'n. Se mücht dorgegen seggen wat se wull, he bleew bi sien Innehm un schünnt sich allens af mit de Wöör: „Mien Mudder het ümmer seggt, wem in'n Twölfsten den Tun bekled't, de müdd dat Johr oof noch een Bohr<sup>1)</sup> bekleden“. Würr de Fru awer to updringlich mit Reden un Frogen, denn brummelt he vör sich hen:

Bohr di, Madam Obenblanf'n  
 föhrt to Nacht de Stroot entlanf'n,  
 vörup twee Ossen, twee Bracken hinn',  
 wem't süht, de sall Gold un Sülwer find'n.

Dunn begeew't sich ees, dat de Fru in de Tied doch wascht un de Wäsch up de Lien bröcht. Doch ehr se de Wäsch an Siet bringen künn, würr se schwer krank. Se harr sich woll verfüllt. Schweet stünd ehr vör'n Kopp, un ehr schuddert' an'n ganzen Liew. In ehr Angst verlangt se noh'n Preefter. Un of de Mann wull oer nich, he mücht up'n Obend noch in't Dörp. Mit Bawern güng he ut de Dör. Dunn höl dor buten een Gastreerwogen mit twee groot Ossen dorför. Gegento legen n' poor schwarte Jagdhund'n, de hechelten, dat ehr de Lung handlang ut'n Hals hüng. De Ossen dampften un weer'n van de Fohrt kwietschennatt. Up'n Wogen awer seet 'ne grote, schmude Fru mit blanke Ogen un güllen Hoor, in de een Hand de Lien un in de anner een gelpen Pietschenstoß. Dormit wünt se den Buern un lacht em fründlich in't Gesicht.

Un denn red't de Fru. Un't kling dorbi, as wenn se gülden Käden<sup>2)</sup> öwer de roten Lippen schüddelt: „De hernotsen Ossen hebb'n mi den Distel tweibroken. It kann nich würr, wenn du mi nich foorts een nigen mökft!“ De Buer sär bloot: „Jo, dat will id woll dohn“, güng noh'n Schnipperstall, stök sich de Latern an un schoorwarkte, dat de Spöner man so flögen. Dorbi brummelt he för sich:

Bohr die, Madam Obenblanf'n  
 föhrt to Nacht de Stroot entlanf'n,  
 vörup twee Ossen, twee Bracken hinn',  
 wem't süht, de sall Gold un Sülwer find'n.

De Fru awer weer van'n Wogen runstegen, leet em dewiel öwer de Schuller un lacht. Un dat kling, as wenn de Kloden güngen. Et duert nich dagers, dunn weer de Distel to Paß. Se nehm'n em sülwst ut de Hand, wiest up de Spöner un sär: „De beholl tum Schöndant“. Un denn weer allens weg as weggepust. Un wenn de Spöner dor nich legen, harr de Buer dacht, dat weer'n Droom.

Se würr nu awer argerlich, dat he nich bessern Schöndant krägen harr, weer he sich doch ganz wat anners vermoden weft. He roopt de Spöner in sien Schört un schmeet s' in de Stuw up'n Kamin. Mit een luden Knall bluckten se up un stömten in de Stuw ümher. Wiel awer sien Fru so sacht schlöp, güng he nich mehr to Dörp, lär sich tobedd un schlöp oof gangs in.

Annern Morgen föhlt sich de Fru gesund un stünd all früh up. As se Licht möt, wunnert se sich nich wenig, dat luter blanke Goldstücken in de Stuw rümmlegen. „Mann, Mann, wat schlöppst du noch“, schreeg se un treckt em de Bettdeck weg, „kiek bloot all de Böß.“ Un se nehm een Bessen un segt nu doch de Stuw. In all Eken legen de Goldstücken rüm un't würr een ganzen Schäpel vull. De Mann awer wüßt nu doch, dat em nich drömt harr, he leet noch rasch ut' Fenster un sehg oof keen Wäsch mehr. Em weer gewiß, dat Madam Obenblanf'n gistern Obend vör't Hus hollen harr, doch schweeg he rein still.

Nu verköfften se ball Land un Sand un läwten good bet up ehr oll Doog. Madam Obenblanf'n, de gode Fru, leet sich awer van de Tied an nich mehr sehn.

1) Bahre. 2) Ketten.

# Die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit.

Von zwei ständigen Mitarbeitern unseres Kalenders sind uns in diesem Jahre Aufsätze über die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit zur Verfügung gestellt worden. Wir bringen beide Aufsätze, da sie einerseits in interessanter Weise voneinander abweichende Auffassungen über die Verkehrsentwicklung der südwestlichen Uckermark in der Frühzeit wiedergeben, andererseits sich gegenseitig zu ergänzen geeignet sind.

## Von den alten Landstraßen der Uckermark.

Von Rechtsanwalt Dr. Schwarz, Prenzlau.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat man sich daran gewöhnt, größere Entfernungen durch Benutzung der Eisenbahn zu überwinden, und darüber fast die Landstraßen vergessen, obwohl sie vorher Jahrhunderte lang nicht nur von Ort zu Ort, sondern über Länder und Erbtelle hin den Verkehr vermittelt hatten, da Wasserstraßen nur in geringem Umfange zur Verfügung standen. Jetzt hat die alle Erwartungen überrtreffende Entwicklung des Kraftverkehrs wesens in den letzten Jahrzehnten den Chausseen wieder eine große Bedeutung für den Fernverkehr gegeben. Aber auch die Chausseen sind erst eine Einrichtung einer späten Zeit. Die erste Chaussee durch den Kreis Prenzlau wurde im Jahre 1828/29 in südwestlicher Richtung zur Verbindung mit der Hauptstadt Berlin erbaut; in den folgenden Jahren fand sie ihre Fortsetzung in nördlicher Richtung nach Pasewalk. Beide Strecken verdanken ihre Entstehung den Bemühungen des damaligen Landrats des Kreises Prenzlau Ludwig Adolf von Winterfeld auf Groß-Spiegelberg (1803—1837<sup>1)</sup>). Allmählich wurden dann auch die übrigen Chausseen angelegt.

Diese Chausseen decken sich in ihrem Laufe keineswegs überall mit den alten Land- oder Heerstraßen, die in früherer Zeit die Uckermark durchzogen; deshalb sei der Versuch gemacht, einmal alle Nachrichten zusammenzustellen, die wir über die älteren Straßen besitzen; leider sind sie nicht allzu reichlich.

Die Lage der alten Straßen wurde in alter Zeit im wesentlichen durch die Punkte bestimmt, an denen der Uebergang über Flüsse und sumpfige Niederungen möglich war. Zur Verbindung dieser Punkte führte man die Straßen dann gerne auf den natürlichen Höhenzügen entlang, oft dem Laufe der Flüsse in einigem Abstande folgend. Das Uckerland bot nur eine verhältnismäßig geringe Zahl solcher natürlicher Uebergangspunkte, denn es war im Osten von der Randow-Welse-Niederung und der Oder, im Süden und Südwesten durch den Uckerischen Wald,

im Westen durch die noch heute die Mecklenburgische Grenze kennzeichnende Seenkette und den Zarowbach und im Norden durch eine Bruchniederung begrenzt, die sich vom Zarowbach ostwärts am Höhenrande von Zerrentzin und Rossow entlang nach Löcknitz erstreckt und dort wieder den Anschluß an die Randowniederung findet. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die so umgrenzte Landschaft nur drei bequeme Zugangsmöglichkeiten hatte, nämlich die Strasburger Pforte zwischen dem Wolfshagener und Galenbecker See im Nordwesten, das Ufer der Oder in der Gegend zwischen Oderberg und Schwedt im Südosten und den Paß über die Randowniederung bei Löcknitz im Nordosten. Dazu kam als Wasser Verbindung der Uckerfluß für den Verkehr zu Schiff von der Ostsee durch das Haff aufwärts bis an den Uckersee.

Die weitaus wichtigste Verkehrsrichtung war offenbar die von Nordwesten nach Südosten. Wir wissen, daß seit sehr alter Zeit ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Arabien und den nördlichen Ländern bestand. Er nahm seinen Weg über das Kaspische Meer und die Wolga und erreichte auf verschiedenen Straßen die Küsten der Ostsee. Eine dieser Straßen, wie es scheint, kam die Warthe und Oder herunter und berührte so die südöstliche Grenze des Uckerlandes<sup>2)</sup>. Der Händler, der auf diesem Wege nach der Ostsee strebte, hatte, wenn er in die Gegend von Oderberg und Schwedt kam, die Wahl, ob er in mehr nordöstlicher Richtung die Oder nach Stettin und dem östlichen Pommern weiter verfolgen oder ob er sich nach Nordwesten wenden und durch die Uckermark die See in der Gegend der Insel Rügen suchen wollte. Auf dem ersten Wege mochte ihn Julin oder Zumne anziehen, die bedeutende Handelsstadt, die an der Stelle der heutigen Stadt Wollin an der Dievenow

<sup>1)</sup> Belk, Der Schachfund von Quilich, in Baltische Studien N. F. XXIX (1927), S. 172, 173. Er weist S. 193 darauf hin, daß der Anschluß an die Oder nach Schlessen fehlt und der ganze Strich von Frankfurt bis Ologau der Schachfunde ermangelt, so daß der in Schlessen deutlich hervortretende Oberweg nur regionale Bedeutung gehabt zu haben scheint.

<sup>1)</sup> v. Winterfeld, Gesch. des Geschl. v. Winterfeld II, S. 889.



lag, auf dem anderen Wege Greifswald, in der slavischen Zeit Rosdal genannt<sup>3)</sup>, eine Stätte mit reichem Salzvorkommen, das bis zum Jahre 1304, wo eine Sturmflut die Salzbrunnen verschüttete und die aus Stroh und Lehm aufgeführten Siedehäuser wegschwemmte, die Grundlage eines lebhaften Handels mit Salz und gesalzenen Fischen bildete<sup>4)</sup>, oder eine Handelsniederlassung an der Einmündung der Peene in die Ostsee auf der äußersten Nordwestspitze der Insel Usedom, die von manchen für das sagenumwobene Vineta gehalten wird<sup>5)</sup> und längst im Meere verschwunden ist. Ein Anzeichen für diesen ganzen Straßenzug bildet die Häufung von Schatzfunden an ihm; denn wenn auch bei der Konstruktion von Handelsstraßen aus der Verbindung der Fundorte die größte Zurückhaltung gewiß am Platze ist, so können doch immerhin nur die Anwohner von Handelsstraßen in die Lage gekommen sein, Münzen und Silberschmuck aus dem Norden und dem fernen Arabien zu erwerben, wie sie an dem gekennzeichneten Verkehrswege gefunden sind<sup>6)</sup>. Aus dem Uckerlande können die Silberfunde von Alexanderhof und Göritz, und, wenn auch etwas abseits, aus Niederlandin und Güstrow bei Prenzlau als Bestätigung gelten<sup>7)</sup>.

Diese Straße mußte sich ihren nordwestlichen Ausweg aus dem Uckerlande notwendigerweise durch die Strasburger Pforte suchen, da das oben erwähnte Bruchgelände zwischen dem Zarowbach und der Randow und weiterhin das große Friedländer Moor zwischen Pasewalk und Anklam unüberwindliche Hindernisse boten; sie setzte sich über die spätere Stadt Friedland und den Ravelpaß nach Anklam und Greifswald in der sogenannten „Salzstraße“ fort<sup>8)</sup>.

Betrachten wir jetzt einmal näher die Spuren und die Gestaltung dieser Straße zwischen dem Ufer der Oder und der Strasburger Pforte. Die Karte lehrt uns, daß die Straße zuerst die in

der Richtung von Südwest nach Nordost quer vorgelagerte Niederung der Sernitz und Welse und später die Uckeriederung in schräger Richtung überwinden mußte. Die erstere konnte man bei Passow und bei Greiffenberg überschreiten, wo die Höhenränder beiderseits nahe aneinander treten. Man mußte also von der Oder einen dieser Uebergänge zu erreichen suchen. Kam man aus der Gegend von Schwedt, wo die Oder wohl von jeher für Schiffe eine besonders gute Landestätte bot, so lag es am nächsten, über die Hochfläche den Weg nach Passow zu nehmen. Suchte man aber den Weg aus der Gegend von Oderberg oder Stolpe, so war Greiffenberg der natürliche Uebergang. Um ihn zu erreichen, mußte man die Gegend von Angermünde und damit eine Straße berühren, die, wie es scheint, schon in vor-geschichtlicher Zeit den Verkehr von der Havel zur Oder vermittelte und die sich von Zehdenick über Storkow—Vietmannsdorf—Gollin—Kingenwalde—Angermünde herüberzog<sup>9)</sup>. Diese Straße teilte sich offenbar in der Gegend von Angermünde in verschiedene Ausläufer zu den Anlegeplätzen an der Oder bei Oderberg, Stolpe und Schwedt, von welch letzterem Orte sie längs des Stroms nach Stettin weiterführen mochte, das uns ja auch schon in sehr alter Zeit bezeugt ist<sup>10)</sup>. Der Umstand, daß am Südufer des Mündesees ein Straßenknotenpunkt lag, mag später die Pommernherzöge veranlaßt haben, dort ein Schloß anzulegen, an das sich ein Flecken in Gestalt des Jägerndorfes längs des Seeufers und später die Stadt Angermünde anlehnte. Die Straßen von Osten und Südosten sammelten sich wohl zunächst in einem Wege im Zuge der heutigen Klosterstraße und führten nach der Vereinigung mit den von Südwesten und Westen kommenden Straßen etwa an der Stelle der heutigen Heiligen-Geist-Kirche nordwärts am Schlosse vorbei aus dem Kerkowischen Tore nach Greiffenberg. Nach der Gründung der Stadt wurde anfangs der letzte Straßenzug, später bei einer Stadterweiterung auch die Klosterstraße in die Stadtbefestigung einbezogen und damit zu einer städtischen Straße<sup>11)</sup>. Das ostwärts nach Schwedt gerichtete Tor hieß im Mittelalter das „hohe Tor“, das Tor an der Südwestecke das finowische

<sup>3)</sup> Mehner, Redos und Rosdal im IX. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft Greifswald 1903—1905.

<sup>4)</sup> Reiche, Greifswald, eine Stadtmonographie auf geographischer Grundlage, im I. Beheft zum 43./44. Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Greifswald, S. 67.

<sup>5)</sup> Daß außer Jumni-Julin an der Diebenow noch ein Handelszentrum an der Peenemündung gelegen hat, wird durch die starke Häufung von Schatzfunden an beiden Stellen wahrscheinlich (vergl. Belz a. a. D. S. 187, u. Pehsch, Wollin oder Peenemündung? in Unser Pommerland 10. Stettin 1925, S. 85). Ob Vineta mit Julin-Wollin identisch ist oder an der Peenemündung lag, muß hier dahingestellt bleiben.

<sup>6)</sup> Belz a. a. D. S. 179.

<sup>7)</sup> Belz a. a. D. S. 192.

<sup>8)</sup> Vergl. Reichel, a. a. D. S. 84.

<sup>9)</sup> Fidicin, Territorien der Mark Brandenburg, 1864, Bd. IV, S. 110.

<sup>10)</sup> Wehrmann, Geschichte der Stadt Stettin 1911, S. 5. ff., und Pom. Urk. B. II. S. 211, Nr. 884, molendini supra Velsnam fluvium ubi transitus regiae viae exstat.

<sup>11)</sup> Siebler, Märktlicher Städtebau i. Mittelalter 1914, S. 97. Fidicin a. a. D. S. 179.

Tor<sup>12)</sup>. Für die Kenntnis der alten Straßenzüge läßt sich aus diesen Namen nichts gewinnen.

Wir folgen der Straße nach Greiffenberg, das damals schon in slavischer Zeit einen Burgwall gehabt haben mag und im 13. Jahrhundert ein festes Schloß mit einem dazugehörigen Städtlein war. Hier überschritt die Straße auf einem Damm und einer Brücke die Sernitz, um sich über die Hochfläche in der Richtung auf Gramzow fortzusetzen und dort mit der von Schwedt—Passow heranführenden Straße zu vereinigen.

Gramzow ist der nächst Pasewalk am frühesten bezeugte Ort des Uferlandes; in einer Urkunde von 1178 bestätigt Bischof Konrad I. von Pommern dem Kloster Grobe auf Ufedom den Besitz des Dorfes Gramzow mit seiner Kirche<sup>13)</sup>. Bald darauf gründete Herzog Bogislaw I. von Pommern dort ein Prämonstratenfermönchskloster; es liegt nahe zu vermuten, daß er dazu einen Ort auswählte, der als Knotenpunkt an einer verkehrreichen Straße den Mönchen einen gewissen Spielraum für ihre Betätigung sicherte, wenn man auch die Bedeutung des Ortes in jener Zeit keineswegs überschätzen darf, wird doch 1245 gesagt, daß Gramzow einst in der größten Einöde erbaut sei<sup>14)</sup>. Die Straße führte dann offenbar im wesentlichen dem heutigen Zuge der Chaussee folgend über Bietikow, das schon 1214 als Besitz des Klosters Stolp erwähnt wird<sup>15)</sup>, nach dem Nordende des Ufersees, wo sich ein guter Uebergang über die Uferniederung bot, also nach dem heutigen Prenzlau.

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann die Entwicklung des Straßennetzes in Prenzlau selbst nicht erörtert werden. Wir wissen auch nicht, an welcher Stelle zu Anfang eine Furt oder eine Fähre und später die erste Brücke über den Uferfluß führte; denn die Vertikalität hat sich gerade in der Flußniederung durch Umgestaltung der Wasserläufe in späteren Jahrhunderten offenbar stark verändert. Die Stadt wies aber schon im 13. Jahrhundert das Steintor im Südosten, das Blindower Tor im Nordosten und das Ruhdor im Nordwesten auf, und man wird annehmen dürfen, daß diese drei Tore die Richtungen andeuten, in denen sich der Hauptverkehr des Ortes schon in der früheren Zeit abspielte.

Steintor und Blindower Tor liegen auf der Verkehrslinie, die längs des Ufertales über

Blindow nach Pasewalk und bis an die Mündung der Ufer in das Haff führt. Es scheint so, als ob die Straße früher bei Dauer scharf westlich über die Dauersche Mühle gebogen gewesen sei und weiter durch Göriz, Nieden und Schmarjow Pasewalk erreicht habe; vielleicht hat auch seit alters eine Parallelstraße auf der Höhe ungefähr im Zuge der jetzigen Chaussee bestanden. Die Städte Prenzlau und Pasewalk legten im Mittelalter Wert darauf, den Verkehr längs des Uferflusses ausschließlich zu beherrschen; sie ließen sich deshalb 1320<sup>16)</sup> von den Herzögen Otto und Wartislaw von Pommern das Recht verleihen, daß zwischen den beiden Städten kein Weg mehr über die Ufer gehen solle, und 1321<sup>17)</sup> weiter zusichern, daß auf derselben Strecke niemand als die beiden Städte Waren einschiffen oder ausschiffen dürfe. Damit war der Verkehr von Prenzlau bis zum Haff völlig monopolisiert.

Aus dem Umfange, daß Prenzlau im Anfange des 14. Jahrhunderts so großen Wert auf die Sicherung dieser Straße zu Wasser und zu Lande legte, dürfen wir den Schluß ziehen, daß die Verkehrsbedürfnisse in der Nordrichtung zum Haff und zur Ostsee sich damals erst neu entwickelten und daher einer besonderen rechtlichen Gewähr durch landesherrliche Akte bedurften, denn wenn es sich dabei um althergebrachte Einrichtungen gehandelt hätte, wäre ein solcher Eingriff zu Gunsten der Städte nicht nötig gewesen. Wir werden daraus weiter folgern dürfen, daß in älterer Zeit die Nordwestrichtung, die ihren Ausdruck in der Linie Steintor—Ruhdor fand, die wichtigere war, und können hierin eine weitere Bestätigung für eine frühgeschichtliche Verkehrslinie von der Oder zur Ostseeküste in dieser Richtung erblicken.

Vom Ruhdor ging der Verkehr durch den Ruhdamm (die heutige Neubrandenburger Straße) im wesentlichen dem Zuge der jetzigen Chaussee folgend nach Dedelow; unterwegs blieb rechts vor dem Uebergange über den Quillow der sehr alte Ribitz- oder Hurenkrug liegen, rechts passierte man an der Abzweigung des Weges nach Ellingen einen Wegweiser ehrwürdigsten Alters, ein aus einem Findling roh herausgearbeitetes Kreuz, auf dem in grob gemeißelten Linien ein menschlicher Unterarm mit Hand (Elle = Ellingen) eingemeißelt und noch zu sehen ist. Von Dedelow schlug die Straße wohl ursprünglich den Zug des sogenannten Alten Jagower Weges ein, dessen Beginn im Dedelower Park vor einigen Jahren eingezogen wurde, als man einen anderen

<sup>12)</sup> Beckmanns Topographie v. Angermünde i. Mitt. d. Uferm. Mus. u. Gesch.-Ver. Bd. VI. S. 125.

<sup>13)</sup> Pom. Urkundenbuch I 48, Nr. 74.

<sup>14)</sup> Riedel, cod. dipl. brand. I 13, S. 484.

<sup>15)</sup> Pom. Urkundenbuch I 123, Nr. 161.

<sup>16)</sup> Riedel I 21, S. 121.

<sup>17)</sup> Riedel I. 21, S. 124 f.

Uebergang über die Kreisbahn schuf. Am alten Vogteischloß Jagow ostwärts vorbei führte die Landstraße durch Lübbenow nach Strasburg, durchquerte diesen Ort in der Ost-Westrichtung vom Jüteritzer zum Falkenberger Tore und nahm ihren weiteren Lauf nach Friedland (Meckl.) und dem Kavelpaß. Einen Beweis für diesen alten Straßenzug finden wir in den Aufzeichnungen des Prenzlauer Pfarrherrn Christoph Süring (1615—1673), der uns berichtet: „1586, Februar 13., zog des Prenzlauer Jöllners Braut, von Anklam mit ihrem Komitat kommend, durch Jagow, auff daß sie den Tag möchte zu Prenzlau einkommen, maßen die Hochzeit den folgenden Tag geschehen sollte. Als sie durch das Dorf war, ließ Wolf von Holzendorff<sup>18)</sup> sie mit Gewalt zurückholen und verlangte vom Bräutigam Lösegeld. Der Bräutigam verklagte ihn zu Hofe. Der Kurfürst erkannte an 1000 Thaler Geldstrafe, die auf 500 Thaler herabgehandelt wurde.“ — Seit jener Zeit ist es auf der alten Straße zwischen Prenzlau und Strasburg stiller und stiller geworden, sie vermittelt heute kaum noch den Verkehr einiger Dörfer.

Wenden wir uns jetzt dem nordöstlichen Einfallstore in die Uckermark, dem Paß über die Randowniederung bei Löcknitz, zu, der die Verbindung zwischen Stettin und Prenzlau herstellte. Schon in der Urkunde vom 28. Dezember 1237, in der Herzog Barnim I. von Pommern in Stettin eine Stadt nach deutschem Recht errichtete, ist die Rede von einer „via regia versus Premizlawe“, einer „königlichen Straße“ von Stettin nach Prenzlau<sup>19)</sup>. Damit ist diese Straße als eine große Heerstraße charakterisiert, die nach deutschen Rechtsanschauungen, unabhängig davon, wem das Gelände an den Seiten der Straße gehörte, unmittelbar dem König und seiner eigenen Gerichtsbarkeit unterstand<sup>20)</sup> und demgemäß im Herzogtum Pommern als dem Landesherrn verliehen angesehen wurde. Solche Straßen standen unter dem ständigen Geleit des Landesherrn, der Bruch des Straßenfriedens fiel deshalb seiner Gerichtsbarkeit anheim<sup>21)</sup>. Vielleicht wollte Barnim in seiner Urkunde durch den Gebrauch des Ausdrucks „via regia“ geradezu ausdrücken, daß die Heerstraße zwischen den beiden Städten Stettin und Prenzlau, welsch letztere er ja schon 1235 mit deutschem Stadtrecht bewidmet hatte, nun auch den Grundsätzen deutschen Rechts

unterliegen und die Störung des Friedens auf ihr durch sein eigenes landesherrliches Gericht geahndet werden sollte.

Die Führung dieser Straße von Löcknitz bis Prenzlau wich zuerst von der jetzigen Chaussee erheblich ab, denn sie führte, wie noch die Soymannsche Karte von 1796 zeigt, vom Westausgang von Löcknitz an der Bergholzer Mühle, Bergholz und Grimme hart östlich vorbei nach Brüßow; die ehemalige Bedeutung der Straße erkennt man noch heute an der Breite des alten, jetzt so wenig verkehrsreichen Weges zwischen Bergholz und Brüßow. Von dieser Stadt bis Prenzlau deckt sich die Chaussee mit der einstigen Heerstraße.

Ueber den Löcknitzer Paß mag schon im Jahrhundert, bevor Prenzlau und Stettin deutsche Städte wurden, Herzog Boleslaus Schiefmaul von Polen in die Uckermark eingedrungen sein, über dessen Kriegszug gegen Pommern im Jahre 1121 wir Nachrichten in der Lebensbeschreibung des Pommernapostels, des Bischofs Otto von Bamberg, finden. Dort<sup>22)</sup> wird erzählt, Herzog Boleslaus habe mit einem großen Heere erst Stettin belagert und eingenommen, dann sei er vor die Festung Nedam gezogen und habe sie erobert und verbrannt und endlich habe er seinen Marsch westwärts bis an den Müritzsee fortgesetzt. Nedam ist wahrscheinlich der Burgwall von Nieden am Uckerfluß gewesen, dessen Reste noch heute nördlich des Dorfes an einem Seitental der Uckerniederung zu erkennen sind. Wahrscheinlich hat der Burgwall damals als Verwaltungsmittelpunkt des Uckerlandes gedient, eine Straße wird sich von Stettin über den Randowübergang bei Löcknitz dorthin gezogen haben. Ob dann freilich eine Straße unmittelbar von Nieden nach Westen ins Mecklenburgische geführt hat, oder ob Boleslaus auf einem nördlichen oder südlichen Umwege nach dem Müritzsee marschiert ist, muß dahingestellt bleiben; unmöglich erscheint das erstere nicht, weil sich noch heute in der Höhe des Burgwalls eine Furt in dem Uckerfluß befindet und noch die Soymannsche Karte (1796) dort auf dem Ostufer des Flusses einen Stein-damm verzeichnet. Es ist durchaus möglich, daß die oben erwähnten Bestrebungen von Prenzlau und Pasewalk, jeden Verkehr über die Ucker zwischen ihnen zu verhindern, im späteren Mittelalter zur völligen Beseitigung der alten Verkehrslinie geführt haben, die vielleicht von Nieden nach Strasburg führte.

<sup>18)</sup> Der damalige Besitzer des Rittergutes Jagow.

<sup>19)</sup> Pom. Urk. B. I 262, Nr. 348.

<sup>20)</sup> Schröder, Dtsch. R.-G. 5. Aufl., S. 406.

<sup>21)</sup> Ebenda, S. 620, Anm. 83.

<sup>22)</sup> Herbold II § 5 (Jaffé Bibl. rerum Germanicarum V. 1869); vergl. Klempin, Einleitung zu Grah, Städte der Provinz Pommern, Berlin 1865. S. XXI.

In der bisherigen Betrachtung ist mit keinem Worte die Verbindung Prenzlau erwähnt, die uns heute als die wichtigste erscheint, nämlich die Straße nach Berlin. Sie hat aber auch in der Tat in der frühgeschichtlichen Zeit gar keine Rolle gespielt, sondern ihre Bedeutung erst viel später gewonnen. Schon anfangs ist gesagt, daß die Uckermark im Süden und Südwesten vom Uckerwalde begrenzt wurde, der sich von der Oder her bis nach Mecklenburg hinein erstreckte. / Noch heute bedeckt ja der Wald etwa zwischen den Linien Angermünde — Poitzenburg — Feldberg (Meckl.) im Norden und Bad Freienwalde a. O. — Eberswalde — Zehdenick — Fürstenberg (Meckl.) im Süden fast das ganze Land zwischen der Oder und der Havel. Dieser Wald war in alter Zeit sicherlich eine fast undurchschreitbare Wildnis, zumal ihn auch noch viele Gewässer und Sumpfniederungen durchzogen, so daß der Verkehr ihn miß. Welch großes Hindernis in jenen Zeiten Wälder bildeten, lehrt uns die Nachricht, daß Herzog Boleslaus Schiefmaul von Polen im Jahre 1120, um mit seinem Heere von Polen nach Pommern zu gelangen, erst einen breiten Weg durch den Urwald zwischen Hochzeit an der Drage und der Gegend von Pyritz schlagen ließ<sup>23)</sup>. Man hütete sich auch damals wohl, solche Grenzsäume zu zerstören, da sie den besten natürlichen Schutz gegen feindliche Einfälle gewährten. So hatten denn auch die Pommernherzöge, die ihr Herrschaftsgebiet seit etwa dem Jahre 1124/25 langsam von den Inseln Usedom und Wollin her an der Ucker und Oder aufwärts in das Binnenland vorschoben, gar kein Interesse daran, den Uckerwald zu durchlöchern, der ihnen einen ausgezeichneten Flankenschutz gegen die von der Elbe und Havel her vordringenden Deutschen, insbesondere gegen die Markgrafen von Brandenburg, bot.

Es ist also sicherlich nicht richtig, wenn manche Schriftsteller annehmen, es habe seit alters eine Heerstraße von Magdeburg nach Stettin bestanden und die Uckermark in der Richtung Zehdenick — Templin — Prenzlau — Löcknitz durchquert<sup>24)</sup>. Eine solche Straße hat sich wohl in späteren Mittelalter entwickelt, für die slawische und pommersche Zeit fehlt es für sie an jedem Nachweise; im Gegenteil sehen wir, daß man im 12. und 13. Jahrhundert ganz andere Wege einschlug, wenn man von Magdeburg oder dem Gavelande nach der Odermündung und Stettin gelangen wollte. Als der Bischof Otto von Bam-

berg, der seine erste Missionsreise nach Pommern 1124 ja von Polen aus angetreten hatte, im Jahre 1128 zum zweiten Male nach Pommern aufbrach, zog er von Magdeburg über Havelberg, durch die Prignitz und um den Müritzsee in Mecklenburg nach Demmin, Usedom und Stettin; ebenso marschierte das Heer des sogenannten Wendenkreuzzuges im Jahre 1147 von Magdeburg und Havelberg durch Mecklenburg nach Demmin und Stettin; man vermied es also, durch das Rhinluch, über die Havelniederung und durch den Uckerwald geradewegs in nordöstlicher Richtung vorzudringen. Später, als die Markgrafen von Brandenburg an der Havel und Finow Fuß gefaßt hatten, nahm Albrecht II. seinen Kriegszug gegen Pommern über Oderberg an der Oder abwärts nach Stettin (1214), und die Abtretung der Uckermark durch Herzog Barnim I. von Pommern im Jahre 1250 erfolgte bezeichnenderweise bei Landin, zwischen Schwedt und Angermünde; die Brandenburger sind also auch damals noch längs der Oder nordwärts gegen die Pommern vorgeückt. Erst seit Mitte des 13. Jahrhunderts wird allmählich das Zentrum des heutigen Templiner Kreises dem Verkehr erschlossen. Noch im 15. Jahrhundert tragen die brandenburgischen Kurfürsten ihre wiederholten Angriffe auf die Uckermark von der Oderlinie in nordwestlicher Richtung gegen Prenzlau vor, ein Beweis, daß sich dort die geeigneteren Straßen für die Bewegung eines Heeres befanden.

In späteren Jahrhunderten hat dann freilich die Straße von Prenzlau über Templin — Zehdenick überragende Bedeutung gewonnen, weil seit dem 16. Jahrhundert Berlin als Landeshauptstadt immer mehr in den Vordergrund trat und weil man von Zehdenick über Oranienburg (das alte Böhlow) Berlin schneller erreichen konnte als über Angermünde. Es finden sich Anzeichen in den Akten, daß zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges diese Strecke über Zehdenick die gewöhnliche Verbindung zwischen Berlin und der Uckermark darstellte; nach der Sokmannschen Karte verkehrte auf ihr 1790 auch die fahrende Post.

Zimmerlin war der Weg über Zehdenick nicht der kürzeste aus der Uckermark zur Hauptstadt, dieser bog vielmehr südlich Mittenwalde von der Richtung nach Templin ab, und erreichte über Groß-Schönebeck Berlin. Er wurde, wie eingangs erwähnt, im Jahre 1828/29 zur Chaussee ausgebaut. Noch heute sieht man zum Teil in Groß-Schönebeck die umfangreichen Stallanlagen, in denen einst die uckermärkischen Bauern und

<sup>23)</sup> van Niesseu, Geschichte der Neumark, S. 29.

<sup>24)</sup> So Böhmer, Geschichte der Stadt Stargard i. P., S. 15. Philipp, Geschichte der Stadt Templin, S. 13 f.

Reisefnechte ihre Pferde unterbrachten, wenn sie wie herkömmlich dort auf halbem Wege übernachteten.

Zum Schlusse mag noch kurz der Zollstätten Erwähnung getan werden, mit denen in der Vergangenheit die Landstraßen reich besetzt waren. Nicht nur der Landesherr erhob von den Reisenden und Fuhrleuten eine Gebühr, die ein Entgelt für die Aufrechterhaltung des Straßenfriedens darstellte, sondern auch Städte und Grundbesitzer hatten vielfach vom Landesherrn das Recht erhalten, Zölle zu erheben, teils als reine Finanzzölle, um ihre Einnahmen zu vermehren, teils als Vergütung für die Unterhaltung von Dämmen und Brücken. Die Stadt Prenzlau erhob für sich einen Damm- und Warenzoll, die Stadt Strasburg nahm einen Damm-, Deichsel- und Brückenzoll, ebenso Templin; in Angermünde mußte ein Deichselzoll gezahlt werden, in Lychn, Zehdenick und

Schwedt nahm man Dammzölle, in Löcknitz mußte ein Amtszoll an den Landesherrn und ein Deichselzoll bezahlt werden. Außerdem erhob, wie ein Bericht des Jahres 1756 sagt, der Graf von Sparr auf Greiffenberg einen Warenzoll, ebenso in seinem Nebenzollort Steinhöfel, der Markgraf von Brandenburg-Schwedt einen Land- und Wasserzoll von den Waren, der Herr von Diringshofen auf Passow einen Dammzoll. Auch in Biesebrow und Wolfshagen gab es damals noch private Zollstätten<sup>25)</sup>. Man sieht, an jedem Orte, den wir vorher als wichtigen Verkehrspunkt kennen gelernt haben, hatte sich eine Zollstätte aufgetan. Allen diesen Hemmungen des Verkehrs machte das Gesetz wegen Aufhebung aller Binnenzölle vom 26. Mai 1818 für immer ein Ende.

<sup>25)</sup> de la Motte, Ausführliche Abhandlung von den Landesgesetzen und Verfassungen, welche die Landstraßen und Wege in den Kgl.-preuß. Staaten betreffen, Leipzig 1789, S. 146 f., S. 162.

## Auf der „königlichen Straße“ durch die Uckermark.

Von Dr. M. Rudolph, Mannheim.

An den beiden Pfingsttagen des Jahres 1930 passierten über den Neustädter Damm etwa 4000 Kraftwagen (mit der Rückfahrt 8000!) die Stadt Prenzlau auf dem Wege von Berlin nach den Ostseebädern. Dieser unerwartet starke Verkehr übertraf den der früheren Jahre um das Zweifache und beweist, welche wichtige Rolle Prenzlau als Durchgangspfad auf dem Wege von der Reichshauptstadt nach der Ostsee und Stettin spielt. Und es steht zu erwarten, daß mit der Verbesserung der Fahrbahnverhältnisse und entsprechender Abnahme der Achsenbrüche und Reifenschäden zwischen Draußenmühle und Pulverturm diese Verkehrsziffer noch weiter steigen wird.

Was sich heute in dieser modernsten Form des Verkehrs hier abspielt, ist das letzte Entwicklungsstadium einer uralten Verkehrsentfaltung, die bis auf die Anfänge der Stadt Prenzlau und wohl noch darüber hinaus auf graue Vorzeiten zurückgeht. Zu allen Abschnitten der Geschichte hat diese Straße eine große Rolle gespielt und in friedlichen wie in kriegerischen Tagen ihre Wirksamkeit behauptet.

Die Rückgewinnung des seit der Völkerwanderung von den Slawen eingenommenen Ostens durch die ostwärts wandernden deutschen Stämme ging von der Basislinie der Elbe und besonders von Magdeburg aus, während Berlin-Kölln erst

in späterer Zeit in seine geschichtliche Rolle hineingewachsen ist. Das nächste größere Ziel auf dem Wege nach Nordosten und nach dem baltischen Meere bildete Stettin als Sitz der pommerischen Fürsten im Deltagebiet des großen Oderstromes. Durch diese drei Punkte, Magdeburg, Stettin und später Berlin, war die Richtung des Verkehrs in großen Zügen festgelegt, da ja bekanntlich der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten die grade Linie ist. Im einzelnen bildeten für die Straßenführung die mannigfach der Landschaft eingestreuten Sumpf- und Seengebiete die zu umgehenden Hindernisse, die zu Abweichungen von der Gradlinie zwangen. Immerhin zeigt ein Blick auf die Karte, daß der auf die Uckermark entfallende Abschnitt der Straße zwischen Zehdenick und Löcknitz eine bemerkenswerte Gradlinigkeit aufweist. — Die bösesten Abschnitte auf den mittelalterlichen Straßen Norddeutschlands bildeten immer die Sumpf- und Morastzonen der Talrinnen, in denen ehemals, nach dem Verschwinden der eiszeitlichen Gletscher, die riesigen Schmelzwassermassen ihren Abfluß genommen hatten und die nur langsam verlandeten. Deshalb waren allemal die Uebergangspunkte an diesen Sumpfpässen aus verkehrs- und politisch-militärischen Gründen die begehrtesten und oft heiß umstrittenen Plätze, und wie die Perlen an der Schnur, so reihen sich längs der

Straßen die festen Plätze, gleich wichtig zur Verteidigungs- und Sperrungsmöglichkeit wie zur Raft und zum Pferdewechsel der Lastwagen und späteren Postkutschen.

Diese großen Heerstraßen, die unter dem unmittelbaren Schutz der Landesfürsten, zugleich aber auch unter der Oberhoheit des Reiches standen, wurden königliche Straßen genannt, und auch der die Uckermark diagonal von Südwest nach Nordost kreuzende, genannte Straßenzug war eine derartige *via regia*, als die er bereits im Jahre 1237 (zwei Jahre nach Gründung der Stadt Prenzlau) urkundlich genannt wird. Eine andere *via regia*, die die Uckermark mehr randlich berührte, war die Straße von Berlin-Rölln über Oderberg—Schwedt—Garz nach Stettin.

Der erste größere Platz auf uckermärkischem Boden, der auf dem Wege aus den Elbe-Havel-Gegenden über Liebenwalde nach Stettin berührt wurde, war Zehdenick, das den wichtigen Havelübergang deckte und das außer durch diesen Fernverkehr auch durch die vielen Wallfahrten nach dem Wunderblut des dortigen Nonnenklosters eine bedeutende Niederlassung geworden war, in die der Zusammenlauf der Fremden viele Einkünfte hereinbrachte und die zahlreiche Herbergen und Gaststätten aufwies. Auf diese spätere Berlin—Stettiner Straße trafen hier die beiden Heerstraßen von Magdeburg — Plaue — Brandenburg — Rauen — Kremmen (Kremmer Damm!) — Sommerfeld — Massenhede — Grünberg (durch die Liebenwalder Forst) — Zehdenick und ferner Havelberg — Altruppin — Gransee — Zehdenick, die beide vor Aufkommen Berlins die wichtigeren waren, während gleichfalls von Zehdenick aus eine Abzweigung nach Neustrelitz stattfand.

Die Landstraße führte dann weiter durch die große „Zehdenicksche Riehnheyde“ auf Templin zu, das durch seine Lage inmitten der zahlreichen Seen eine überaus typische Paßlage besitzt. Gegen Norden der Stadt bilden der Templiner, der Lübbe- und der Fährsee den Engpaß, dem die heutige Straße vorbei an Fährkrug folgt, das mit seinem erinnerungsvollen Namen auf die einstige Bedeutung dieses Platzes hinweist. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde hier die Brücke angelegt, während früher wegen des mangelnden Überganges der Wagenverkehr eine Weiterführung der Straße auf Mittenwalde zu benutzen mußte, die den Fährsee im Osten umging, dort, wo die „Steinfurt“ gegenüber der heutigen Engelsburg und Ahrensenst das Labüste-Fließ überschritt, wie Philipp in seiner Geschichte der Stadt Templin (Seite 17) mitteilt. Andererseits behauptete Templin die

Schlüssel- und Paßstellung zwischen dem Templiner und Röddelinssee für die gegen Nordwesten abzweigende Straße auf Lychen—Stargard—Strelitz zu. Die Tatsache, daß bereits frühzeitig im Mittelalter die Wagenbauer und Schmiede, ebenso wie die Schankwirte und Krämer den Hauptbestandteil der Templiner Bevölkerung bildeten, beweist deutlich die Wichtigkeit des Durchgangsverkehrs. /

Indem man im wesentlichen dem heutigen Straßenzuge weiterhin folgte, erreichte man Prenzlau, das den Paß über das Uckerthal mit seinen Seen und Sümpfen deckte und wo sich mit der Stettiner Straße die Linie von Strasburg nach Gramzow und Frankfurt a. d. O. kreuzte, die damals aber wohl nicht die Bedeutung der erstgenannten Straße hatte. Daß der Flecken Prenzlau bereits im Jahre 1188 Krug- und Marktgerechtigkeit besaß, zeugt wiederum von der Verkehrsbedeutung dieses Platzes. In der Stadt entsprachen diesen vier Armen des Achsenkreuzes das Neustädter oder Berliner Tor am Pulverturm bezw. das Stettiner Tor und andererseits das Kuchtor oder Neubrandenburger Tor und das Stein- oder spätere Schwedter Tor. (Die Einzelheiten über Lage- und Grundriszentwicklung Prenzlaus auf Grund dieses Straßenkreuzes habe ich in den Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins Bd. VII, 1926 ausführlicher zur Darstellung gebracht.)

Da man sich hier im Norden der Uckermark auf heiß umstrittenem Kampfbo den zwischen Brandenburg und Pommern befand, waren wie Templin so auch Prenzlau und die folgenden Plätze alle stark befestigt, zumal Prenzlau, da die beiden ober- und unterhalb der Stadt gelegenen Uckerübergänge von Pöhlow und Nieden nur geringere oder frühzeitig ganz verschwindende Bedeutung hatten. Zum letzten Male bewährte sich diese Paßlage der Stadt in verhängnisvollster Weise im Jahre 1806 bei der Kapitulation Hohenlohes, und gleichzeitig kam die Unwegsamkeit der Sumpfniederung erneut zu nachteiliger Geltung, als die Truppenteile des Prinzen August, die die Umgehung der Prenzlauer Schlüsselstellung versucht hatten, zwischen Ellingen und Schönwerder „nach tapferer, vom Feinde selbst gerühmter Gegenwehr, unter Führung eines heldenmütigen Prinzen, eines besseren Schicksals würdig erlagen“, wie der dort aufgestellte Denkstein noch heute vermeldet.

In grader Verlängerung der bisherigen Linie ging die *via regia* dann über Baumgarten

weiter zunächst auf Brißow zu, das ebenfalls inmitten sumpfiger und seenreicher Umgebung in guter Paß- und Schutzlage den Durchgang deckte. Gleich dem folgenden Lödnitz war Brißow eine municio, eine Befestigung, in den Urkunden, und die kürzlich wiederhergestellten Stadtmauerreste bezeugen noch wirkungsvoll den wehrhaften Charakter und die alte, dem heutigen Flecken gestellte Aufgabe.

Auch Lödnitz, damals brandenburgisch, nimmt eine in vielen Dingen den bisher genannten Plätzen vergleichbare Lage ein: Das Randowbruch, das zwischen Wollschow und Reghin eine große Breite aufweist, also schwer überschreitbar war, verengert sich zwischen Bergholz und Salzow noch einmal, ehe sich nordwärts die schwer passierbaren, dicht bewaldeten oder versumpften Tal- und Sandgebiete Pommerns anschließen. Auf kleinem, erhöhtem und festem Untergrunde in der Niederung liegt hier, selbst geschützt und den Paß deckend, der alte Burgwall und die spätere Feste Lödnitz, für deren Vergangenheit Georg von Winterfeld (Prenzlau, A. Wied 1909) zahlreiche Materialien zusammengetragen hat, die alle letzten Endes auf die Bedeutung der Anlage als Paßverteidiger hinauslaufen. In den Kämpfen der pommerischen Herzöge gegen die brandenburgischen Markgrafen hat dieser Paß stets ebenso seine Bedeutung erwiesen wie später im Dreißigjährigen Kriege gegen Schweden und noch bis ins vorige Jahrhundert hinein im Verlaufe der Kampfhandlungen, die auf die Katastrophe von Jena und Auerstädt folgten. Lödnitz war zudem durch Jahrhunderte Zollstation, wo von den reisenden Kaufleuten solange Zoll erhoben wurde, bis es dauernd an Brandenburg-Preußen fiel, im Jahre 1720, als der Friede zwischen Preußen und Schweden geschlossen wurde, der den letzteren Vorpommern bis zur Peene abnahm. — Und auch Hohenlohe hatte die Wichtigkeit der verschiedenen genannten Paßstellungen durchaus richtig erkannt, wenn er dem König Friedrich Wilhelm III. auseinandersetzen ließ, „daß auf dem Marsch von Magdeburg bis Stettin die schwierigsten Punkte Zehdenitz, Prenzlau und Lödnitz seien“ (von Winterfeld, S. 121, Fußnote).

Die merkwürdig geknickte Linienführung der heutigen Chaussee über Menkin ist allerdings nicht mehr dem alten Straßenzuge entsprechend. Die ursprüngliche Linie ging vielmehr von Brißow über Grimme—Bergholz—Bergholzer Mühle nach Lödnitz, wie sie auch auf alten Karten erscheint, und wie es noch 1806 in einem französischen Militärbericht heißt: „Berkholz quies le point d'embranchement des routes de

Stettin et de Pasewalk“ (Berkholz, welches der Gabelungspunkt der Straße von Stettin und von Pasewalk ist), während Menkin damals seitlich liegen blieb.

Als letzter brandenburgischer Posten gegen Stettin lag dann noch an der via regia das kleine Bismark, das ebenfalls eine Befestigung war und gleich Lödnitz erst später zur Provinz Pommern gekommen ist.

Während hier auf dem nördlichen Abschnitt der Straße nur geringe Veränderungen der Linienführung und der Straßenbedeutung vorgekommen sind, hat der Südwestteil der Straße spätere Wandlungen erfahren. Durch die später vergrößerte Bedeutung Berlins gegenüber Magdeburg bedeutete der bisherige Straßenzug einen Umweg nach Stettin. Einem alten, noch bis 1800 ff. unbedeutenderen Wege folgend wurde deshalb noch während der Amtszeit des ersten Landrates (nach der neuen Kreiseinteilung von 1816/17!) Ludwig Adolph von Winterfeld in den Jahren 1828/29 die Chaussee Berlin—Gr.—Schönebeck—Prenzlau gebaut, die südlich von Mittenwalde auf die alte Hauptstraße einmündet. An ihr liegt Ahlismühle, wo früher die udermärkischen Weizenfuhrleute auf ihrer Fahrt nach Berlin Raß zu machen pflegten. —

Ueber die Art und den Umfang des Verkehrs auf dieser ehrwürdigen Straße kann man nur mittelbare Schlüsse aus mannigfach zerstreuten Quellen ziehen. Auch über den Zustand der Straße weiß man wenig, kann aber aus andern, ähnlichen Straßen eine Anschauung gewinnen. Solange sich der Weg auf der vom Geschiebemergel und Sand eingenommenen Oberfläche des udermärkischen Bodens hielt, konnte man auf einigermaßen fahrbare Verhältnisse rechnen. Allerdings wird bei dem mangelhaften Straßenbau und der wenig sorgfältigen Unterhaltung der Fahrbahnen in früheren Zeiten namentlich in Regenperioden der Lehmboden wohl tief aufgefahren und grundlos gewesen sein und ähnlich schwer passierbar wie der mahrende Sand bei Trockenheit und Dürre. Noch heute erkennt man alte, jetzt stillgelegte Straßenzüge oft daran, daß 3, 4 und noch mehr tief ausgefahrene Wagen- spuren nebeneinander verlaufen, die den alten Straßen stellenweise außerordentliche Breite verleihen.

Die Benutzer der Straßen waren sehr mannigfaltig, da ja jeglicher Verkehr, der sich nicht der Flüsse bedienen konnte, auf die Straßen angewiesen war. Der Transport von Gütern aller Art, der aus den Tagen des Mittelalters her datierte, hat sich bis zum Beginn des Eisenbahn-







Zeichnung von Leo Wieje.

Am 30. Dezember 1930 starb im 69. Lebensjahre der Bauergutsbesitzer

## Ludwig Reinhardt in Hindenburg.

Mit dem Verstorbenen ist ein Mann von kerndeutscher und aufrechter Gesinnung, seltener Pflichttreue und steter Hilfsbereitschaft aus dem öffentlichen Leben geschieden. Fast 31 Jahre leitete er als Gemeindevorsteher die Geschicke seines Heimatdorfes Hindenburg. Daneben bekleidete er die verschiedensten Ehrenämter. In allen seinen Ämtern wirkte er vorbildlich und hatte immer das Wohl der ihm Anvertrauten im Auge. Trotz der vielen und schweren Schicksalsschläge, die er in seinem engen Familienkreise erlebte, blieb er immer froh und zuversichtlich und in festem Gottvertrauen. / „Onkel Ludwig“, wie ihn der Volksmund nannte, wird allen, die ihn näher kannten, unvergeßlich bleiben. Durch sein unermüdliches und vorbildliches Wirken hat er sich in den Herzen vieler ein bleibendes Andenken gesichert.

In der Nacht vom 16. zum 17. April 1931 wurde im Prenzlauer Gerichtsgefängnis der Strafanstalts-Oberwachmeister

## Emil Neubauer in Prenzlau

bei Ausübung seines Dienstes von zwei Gefangenen ermordet. Der Verstorbene, 51 Jahre alt, der eine Witwe mit 3 unversorgten Kindern hinterläßt, hat 22 Jahre als Beamter im Justizdienst gestanden. In treuer Pflichterfüllung hat er seines Amtes gewaltet. Ruchlose Mörderhände haben ihn aus dem Leben gerissen. Möge der Allmächtige durch sein gerechtes Urteil die schreckliche Tat sühnen, den so hartbetroffenen Hinterbliebenen aber Trost und Beistand in reichem Maße zuteil werden lassen. Der Verewigte möge in Frieden ruhen. Pflicht der Lebenden ist es, dem braven Beamten ein dankbares Gedenten zu bewahren.



# Wie zwei Wolfshagener Bauern nach Prenzlau zogen, um den Frühling zu kaufen.

Eine alte ufermärkische Sage. / Von Gustav Metfcher.

Heute kann man auf schöner, breiter Chaussee von Prenzlau aus über Holzendorf nach Schleprow und Wolfshagen kommen. Vor ein paar hundert Jahren hatten es die Wolfshagener Bauern noch nicht so gut, als sie sich anschickten zu ihrer Reise nach Prenzlau, um sich dort von dem alten Glöckner Daniel Wietusch den Frühling zu kaufen. Es war das eine gar seltsame Reise.

In Wolfshagen wollte es nach einem harten, bitterkalten Winter durchaus nicht Frühling werden. Die Straßen- und Hofbrunnen waren bis in den März hinein mit Strohgarben umwickelt und auch die Stalltüren wurden ihre Strohmäntel nicht los. Immer wieder blieben die Bauern bei jedem Mondwechsel vor den Haustüren stehen und schauten nach dem Wetter aus, ob es denn sich nicht bald ändern würde. Aber jedesmal kehrten sie mit Leichenbittermiene in die niedrigen Stuben zurück und rieben sich die Rücken an den warmen Ofen.

Da kam eines Tages der Fellhändler Isidor Beilenthal in den Dorfkrug, um die Felle der im Winter geschlachteten Ochsen einzuhandeln. „Nun wirds „Frohjahr“ werden“, meinten da die Frauen im Dorf, „denn der Beilenthal ist da; der traut sich nimmer auf die Landstraße, wenn der Wind aus Rußland pfeift!“ Beilenthal sah aber gar nicht so aus, als ob er den Wolfshagener Beilchen als Frühlingsboten in das Tal streuen würde; denn er trat noch in einem recht molligen, schäbigen Schafspelz. So oft er nun von Haus zu Haus, von Tür zu Tür ging, überall hörte er die gleiche Begrüßungsansprache: „Gott sei Dank, nun wirds Frühling, der Beilenthal ist da!“ Anfangs schmeichelte den Fellhändler diese Begrüßung. Später aber, als er Haus bei Haus dieselbe Vitanei hörte, wurde er unwirsch, schlug die Türen der Tormauern mit einem Knall ins Schloß und setzte sich aufs neue in den Dorfkrug. Zu ihm gesellten sich der alte einäugige Draußenbauer Ephraim Petermann und der Bauer Röne Grieben, den man im Ort den „langen Petrus“ nannte, weil er so lang war „wie der Tag vor Johanni“ und weil er es bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit dem Apostel Petrus hielt. Wollte er etwas Besonderes bekräftigen, so sagte er allemal: „was Petrus auch

getan hätte . . .“ Die meisten Wolfshagener hielten ihn für beschränkt und ließen ihn ruhig in seiner Rede gewähren. Die Fremden, die hin und wieder in den Ort kamen, wußten nicht recht, was sie aus ihm machen sollten. Als Röne Grieben in Gegenwart des Fellhändlers auch auf den langen, bitteren Winter zu sprechen kam und seine Klagen mit den Worten schloß: „Da können wir Sterblichen alleben nichts zu machen. Selbst Petrus hätte in solchem Falle keinen Einfluß auf das Wetter gehabt! Stimmts, Isidor?!“ „Röne, da muß ich dir geben unrecht“, sagte darauf der Beilenthal, „haben wir doch in Prenzlau schon seit einigen Tagen den schönsten Frühling. Allerdings hat er gekostet uns Geld. Der alte Glöckner Wietusch hat ihn besorgt uns für drei Taler und sieben Groschen. Gut, muß er verdienen die sieben Groschen. Laß ihn! Umsonst ist der Tod!“

„Wie habt Ihr das gemacht, Isidor?“

„Wie wir haben es gemacht? Ganz einfach! Wir haben gesammelt drei Taler in den einzelnen Häusern, dazu die sieben Groschen von dem Magistrat und sind dann hinaufgestiegen mit einem Zweizentnersack zum Daniel und haben ihn uns hineinschütten lassen. Daniel weiß doch, wie man fängt die Sonnenstrahlen. Na, und dann haben wir mithinuntergebracht den Sack voll Sonne und haben ihn ausgefät auf die Gärten und die Felder. Ueber Nacht ist aufgegangen die Saat. Nächsten Morgen, den Gott werden ließ, lag überall der Sonnenschein. Da schmolz der Schnee, na, nu, was willst du noch mehr? Laß mir dein Ochsenfell, Röne, und du sollst sehen, daß ich einlege ein gutes Wort bei Daniel Wietusch. Warum soll er Dir und Euch Wolfshagener nicht auch für ein paar Taler diesen Dienst erweisen?“

Röne Grieben stützte den alten viereckigen Bauernschädel auf seine beiden Fäuste und wurde nachdenklich. Noch am selben Abend verhandelte er mit seinem Freund und Gevatter Petermann von „wegen der Reise nach Prenzlau zu dem Daniel Wietusch.“ Ephraim Petermann war kein Spielverderber. Es war nur die Frage zu lösen, woher man die drei Taler wohl nehmen könnte. Da kam ihnen beiden der Dorfkrüger entgegen mit folgendem Vorschlag: „Ich werd Euch die drei

Taler vorschießen. Bringt Ihr bis zum nächsten Abend den Frühling herein ins Dorf, so soll Euch die Summe geschenkt sein, bringt Ihr ihn nicht mit aus Prenzlau, so zahlt Ihr aber das Geld am Abend zurück! Bedingung ist nur, daß Ihr Euch, bevor Ihr morgen abmarschirt, hier bei mir im Krug meldet.“ Der Dorfkrüger hatte den Schelm im Nacken. Er wußte, warum er seine Gegenforderung so stellte.

Den beiden Bauern schien dieser Vorschlag annehmbar. Mit Handschlag willigten sie ein.

Noch am gleichen Abend mußte Gottfried Sprung kommen, um die Beiden zu barbieren; denn wenn sie in solcher Mission erschienen, dürften nicht die Barttoppeln wie ein wüßtes Krautgestengel im Gesicht erscheinen. Die Köhler mußte die schwarzen Seidenbinden noch einmal aufplätten, und daß die „Langschäftigen“ blitzblank gepuht wurden, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Wegen des mitzunehmenden Sackes einigte man sich dahin, daß ihn Röne von dem Nachbar Kremzow leihen sollte, der hätte die besten Säcke in ganz Wolfshagen.

In aller Herrgottsfrühe brach man auf. Im Dorfkrug hatte der Wirt seine besten Freunde versammelt, die sich im Hinterstübchen aufhielten, um von den beiden unbeobachtet zu bleiben. Erst als der Krüger die beiden Wanderer, die da auszogen, den Frühling zu holen, mit kräftigem Händedruck verabschiedet hatte, traten die stillen Beobachter aus ihrem Hinterstübchen hervor und schauten den Frühlingssuchern nach. Es wurde erzählt, daß einige in demselben Stübchen noch die Heimkehr abgewartet hätten, deren Frauen aber darüber Gift und Galle gespiesen hätten.

Gerastet haben die beiden Wolfshagener Bauern auf ihrer Reise nach Prenzlau nur einmal, in Dedelow. Als man sie dort im Kruge fragte, ob sie in ihrem Sack Spanferkel kaufen wollten, sei der Röne Grieben fuchsteufelswild geworden und hätte dem Fragesteller eine sehr dumme Antwort gegeben.

Gegen Mittag kamen sie in Prenzlau an. Sie begaben sich sofort zu dem Glöckner hinauf und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der war ein sehr schwerhöriger Mann. Sie mußten ihm ihre Wünsche laut ins Ohr brüllen. Er lächelte, verstand aber sofort die Situation und bat sich ihren Sack aus, mit dem er in das kleine Turmzimmer lief. Sie beide sollten nur einen Augenblick warten. Zuvor fragte der Ephraim Petermann, ob sie wohl den Sack bis Wolfshagen in einem Zuge würden tragen können. „Aber gewiß“, erwiderte der Glöckner, „ich werd euch den Frühling gut im Sack zusammenschneiden.

Vielleicht könnt Ihr ihn sogar unter den Arm nehmen. Nur aufknoten dürft Ihr den Sack unterwegs nicht!“ Nach ungefähr fünf Minuten kam der Türmer mit dem Sack zurück.

Die beiden Wolfshagener Bauern staunten, denn sie glaubten, daß der Türmer mit dickem, vollem Sack zurückkommen würde. Er kam aber mit einem zusammengefalteten und zusammengeknoteten Sack zurück, den man nicht ansehen konnte, daß er den Frühling enthalte.

„Nun aber schön aufgepaßt, Ihr Herren, und den Sack erst aufgeknotet, wenn Ihr zu Hause seid!“

Auf ihre Frage nach der Bezahlung gab der Türmer zu Antwort, daß das Geld durch den Küster der Kirche zu Johanni eingesammelt würde, damit hätte er als Türmer nichts zu tun!

„Um so besser, um so besser“, rief Röne, und polterte mit lauten Dankesworten die schmale Holztreppe hinunter. Ephraim Petermann folgte langsam und bedächtig. Er hatte nur vor, in der Ratskellerstube eine kleine Rast zu machen, und das mitgebrachte Brot zu verzehren. Röne aber riet von einer Rast in einem solch belebten Zimmer, wie es die Ratskellerstube war, ab; denn „man könnte nicht wissen, ob in einem unbewachten Augenblick einem nicht der Sack gestohlen werden könnte! Sicher ist sicher! Lieber wäre ihm eine Rast in dem Dedelower Krug, wenngleich ihm der Wirt auch höchst unsympathisch wäre.“ Er drang schließlich mit seinem Vorschlag durch.

In Dedelow fing der Wirt aufs neue von dem Ferkelhandel an. Es gäbe in Folge des strengen Winters sehr wenige gute Ferkel. Die da wären, die wären sehr teuer. In dieser Weise bewegte sich des Wirtes Rede. Röne antwortete überhaupt nicht; er knurrte nur, während Ephraim Petermann zu allem, was der Wirt vorbrachte, sich zustimmend erklärte. Gar zu gern hätte der Dedelower Krugwirt etwas erfahren über Reiseziel und Reisezweck der Wolfshagener Bauern. Die aber waren verschlossen und schweigsam wie das Grab.

Kurz vor dem Abendläuten kam man wieder in Wolfshagen an. Der Krugwirt wartete schon sehnsüchtig vor dem Hause. Seit einigen Stunden schon hatte er Ausschau nach den beiden gehalten. In der Krugstube hatten sich viele Bauern versammelt; denn im Laufe des Tages hatte sich dieses Ereignis herumgesprochen im Dorf. So nötigte denn der Wirt die beiden hereinzukommen. Da wurden sie dann mit lautem Jubel empfangen. Man war begierig

auf den Prenzlauer Frühling. Zuvor aber hieß man sie, sich tüchtig zu stärken. Da ihre Kehlen infolge der langen Reise recht trocken geworden waren, sprachen sie dem edlen Raß recht tüchtig und hastig zu. Als man dann endlich daran ging, den Sack von ihnen öffnen zu lassen, merkten sie beide zu ihrem großen Erstaunen, daß er leer war. Das Gelächter der umstehenden Bauern wollte kein Ende nehmen.

Am nächsten Morgen aber strahlte vom Himmel die goldene Sonne ihre ganze Wärme aus,

daß im Umsehen der Schnee zerrann und im Nu das weiße Kleid des Winters verschwunden war. Im Dorf aber hieß es jetzt: es ist doch wahr, daß Köne Grieben und Ephraim Petermann aus Prenzlau den Frühling geholt haben!

Wenn's einmal in unserer lieben Ufermark nach einem langen Winter nicht recht Frühling werden will, so geht noch heut hier und da der Hinweis: wir müssen uns mit den Wolfshagener Bauern in Verbindung setzen!

## Der Gesegnete.

Ein Erlebnis von Adolf Meineke, Senzig.

„Nun bin ich völlig erblindet“, sagte der Ingenieur Friedrich zu mir, als er mir, von seiner Frau geführt, heute am Waldrande auf der Chaussee begegnete. Der 53jährige sagte es in gefasster Ruhe, die mich in Erstaunen versetzte: „Wir kommen soeben vom Augenarzt.“

Frau Friedrich sah blaß und abgesspannt den Gesten ihres Mannes zu, dessen Geist nun sprühend arbeitete und sich freien Weg verschaffte. „Nun wird der Frühling bald da sein, verehrte Frau, und Sie über stumme, harte Stunden hinwegbringen“, sagte ich, indem ich ihr zum Abschied die Hand drückte.

„Ach, kommen Sie nur bald zu uns, unser Motorboot steht Ihnen jederzeit zur Verfügung“, rief noch warm der Erblindete, als mich schon des Waldes leuchtende Stille in seinen Bann nahm. — — —

Es war an einem sehnjuchtschwülen Juni-Abend, als ich mich mit meinem Boot langsam dem Landhause des Ingenieurs Friedrich näherte. Am Ufer saß der Erblindete auf einer

einsamen Birkenbank, tief in sich versunken, seine Geige neben sich. Er erkannte mich sofort an der Sprache, und bald war er im Erzählen.

„Blind sein ist mehr als sterben. — Meine Schwestern sind diesem Geschick entgangen. In grauer Ahnung, das Augenlicht einst zu verlieren, reisten sie in die Heimat, um deren Schönheit in ganzer Fülle noch einmal einzusaugen. Dann stürzten sie sich gemeinsam in die Flut. Ich bin allein übrig geblieben, und mich überraschte die Augenkrankheit so sehr, und sie schritt mit solcher Beschleunigung vor, daß es mir versagt war, meine Heimat noch einmal zu schauen.“

Nun habe ich ein Waisenkind zu mir genommen, das mir warm von seiner und meiner Heimat erzählen kann. — —“

Der Blinde schwieg. Ich ergriff seine Rechte. Da fühlte er langsam nach seiner Geige und ließ sie sprechen. — —

Als ich mich später verabschiedete, wußte ich: Diesen Mann hat sein Unglück groß gemacht.

## Was ist das Glück?

Von Wilhelm Meisch, Berlin.

Hör', Menschenherz, was ist das Glück?  
Du willst's mit Händen fassen?  
Schau immer vorwärts, nie zurück,  
Dann wird's sich finden lassen!

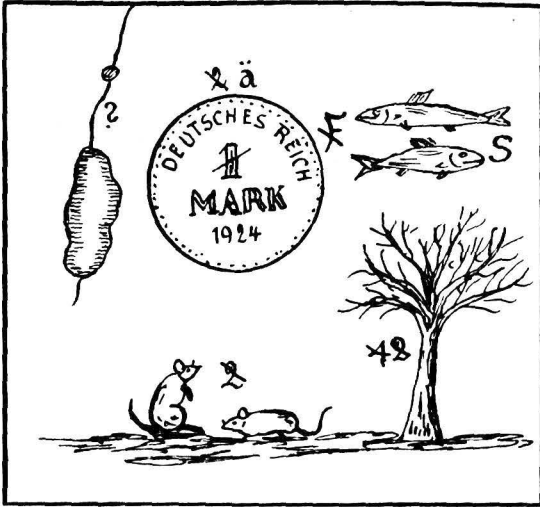
Das Glück ist wie ein Jubellied,  
Vom Chor so hell gesungen:  
Das andachtsvoll vorüberzieht.  
Bald ist's verrauscht — verklungen. . .

Das Glück ist märchen schön und zart  
Mit Goldfäden gesponnen,  
Aus Sonnenlicht und Glanz gepaart —  
Oft wie ein Traum zerronnen. . .

# Heimaträtsel\*

Von Bernhard Mähle, Kłodow.

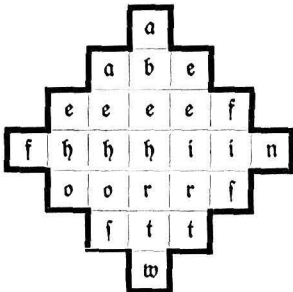
## 1. Bilderrätsel.



2.

Im Schatten unterm —  
 liegt Fritzchen tief im Traum.  
 Er muß' zu lange warten  
 auf Vater hier im — —.  
 In — — — geschah der Spaß,  
 daß einer seinen Sohn vergaß.

## 3. Füllrätsel.

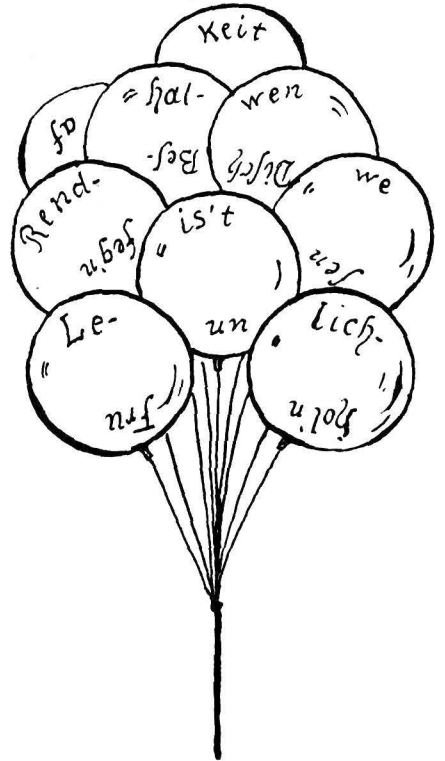


Obige Buchstaben ergeben, richtig eingeordnet, in waage-  
 rechter Reihe: 1. Buchstabe, 2. Einfahrt, 3. Name eines  
 berühmten Wallmowers, 4. Spulgestalt, 5. Körperteile,  
 6. Gewässer, 7. Buchstabe. — Beide Mittelreihen  
 ergeben daselbe Wort.

4.

Dose, Kater, Klotilbe, Mine, Nerven, Nitotin, Sterling.  
 Trennst du von obigen Wörtern die ersten Silben ab und  
 setzt sie dann richtig zusammen, so erhältst du den Namen  
 eines sehr alten Prenzlauser Gebäudes, von dem jetzt viel  
 die Rede ist.

## 5. Ballonrätsel.

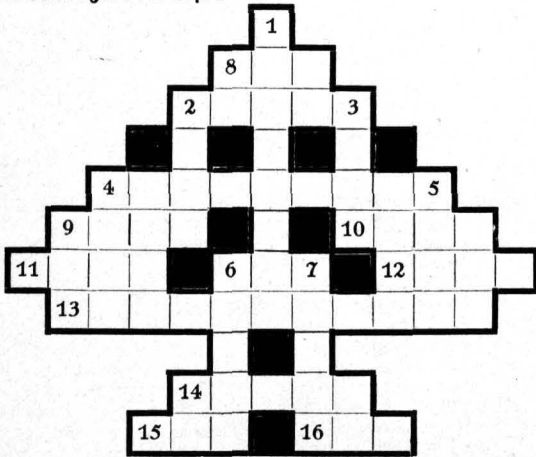


## 6. Eine schwierige Sache.

Ich nehm' den Stift, besinn' mich gar nicht lang,  
 streich' weg das „o“ von einem braunen Trant,  
 das „M-a-n-b-a“ gewisser Apfelsinen  
 und auch das „h-e-r“ von einer Bleibe.  
 Wenn ich die Reste dann zusammenschreibe,  
 gleich ist der Name einer Höhe mir erschienen.

\*) Wer die Rätselaufösungen sucht, lese den Kalender von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durch

**7. Kreuzworträtsel.**



Waagrecht: 2. Weibliche Person. 4. Bezeichnung eines alten Prenzlauer Hauses. 6. Männlicher Vorname. 8. Lebensende. 9. Dünnsfer Körperteil. 10. Waschergebnis. 11. Deutsches Gebirge. 12. Deutscher Strom. 13. Prenzlauer Mauerdurchgang. 14. Gefährt. 15. Antilopenart. 16. Verneinung.  
 Senkrecht: 1. Prenzlauer Held. 2. Größte Wassermasse. 3. Unangenehmer Zustand des Geldbeutels. 4. Biblischer Frauennamen. 5. Form von „gelten“. 6. Dichter. 7. Art des Gebens. (pf = ein Buchstabe. St = zwei Buchstaben.)  
 4 (waagrecht) und 13 sind durch 1 berühmt geworden.

8.

Willst jemand du etwas -- ,  
 so laß das lange Bedenken.  
 Die Gabe sei kein Zwerg,  
 sie gleiche einem -- .  
 Nun kaufe ein, mach' dich ans Werk,  
 und fahr' getrost nach -- -- !

**9. Aus alten Urkunden.**

Malech. Oslanin. Riedjard. Sconensfelde. Taschenberge.  
 Die heute gebräuchlichen Namen dieser Ortshafien sind so untereinander zu schreiben, daß die Anfangsbuchstaben den Namen eines linken Uferzuffusses ergeben.

**10. Besuchskartenrätsel.**

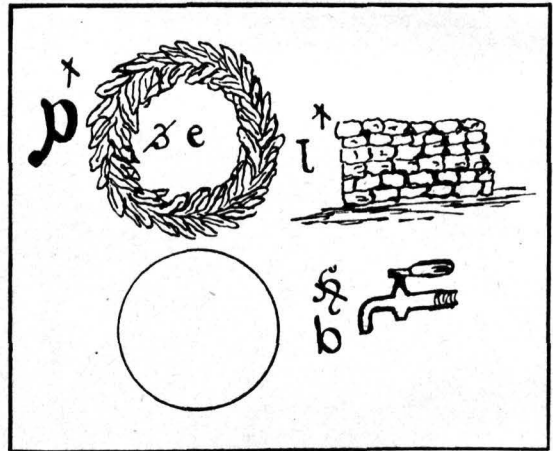


Wo könnte dieser Herr wohl wohnen ?

**11. Ergänzungsrätsel.**

-- ar -- , -- f -- , -- un -- , -- af -- , -- ant -- , -- fe -- ,  
 -- ar -- .  
 Obige Wortreste sind zu Wörtern zu ergänzen, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines linken Nebenflusses der Ufer bilden.

**12. Bilderrätsel.**



**Ein Vogellied.**

Von G. Schulz, Wilhelmsburg.

Wenn mich einmal ein Kummer plagt,  
 Ich trag' ihn in den Wald hinaus.  
 Wenn Zweifel mir am Glauben nagt,  
 Ich fecht' den Kampf dort draußen aus,  
 Wo Gras und Kraut und Blume sprießt,  
 Wo Silberstämme um mich steigen  
 Wie Säulen, die nach droben zeigen,  
 Wo aller Fragen Antwort ift. —

Dann fällt der Alltag von mir ab,  
 Mit feinen Sorgen, feiner Not;  
 Ein Vöglein singt vom Baum herab  
 So jubelnd hell, als dank' es Gott  
 Für Blättergrün und Sonnenschein  
 Und all' die Schönheit in der Runde  
 Aus vollstem, tiefstem Herzensgrunde. —  
 Und dabei sollt' ich traurig sein?



Das Grenzdorf Neuensund.

Zeichnung von Leo Wiese.

## Neuensund, das nördlichste Dorf der Uckermark.

Von Pfarrer G. Peters, Berlin-Schöneberg.

„Im Mai, im schönen Maien hab ich viel noch im Sinn“, so klang's mir entgegen, als ich an einem dieser schönen Frühlingstage aus dem alten Strاسبurg nach Norden wanderte, dahin wo die Uckermark ein Ende hat und pommerische und mecklenburgische Wälder sich mit den uckermärkischen vereinigen. Ein wunderschönes Stück Erde liegt vor mir. Weit, weit liegt die Zeit zurück, als ich zum ersten Male die Straße zog. Damals umgekehrt, aber unvergeßlich blieb mir noch die Erinnerung an die alte, breite Heerstraße, die in Mecklenburg sich stundenlang durch Sand und Heide dahinzog. Verlassen, vereinsamt, nur am Begrand erinnerten riesige Steinkreuze daran, daß auf dieser Straße Gutes und Böses dahingegangen, gefahren, geritten. Doch nun heißt's wandern, es ist ein tüchtiges Stück

bis Neuensund. Rechts der Straße Wismar, dann Hansfelde und nun grüßen schon von weitem die riesigen lichtgrünen Wälder des Pommerlandes, Berg und Tal wechseln, einsamer und einsamer wird die Gegend. Plötzlich bleibt man überrascht stehen. Tief unterhalb der Straße schimmert der blaue Himmel des Maientages dem Wanderer aus einem herrlichen See entgegen. Es ist der sagenumwobene Demenzsee. Still breiten sich seine schilfumrahmten Ufer zu unsern Füßen aus und im leisen Plätschern seiner Wellen erzählt er, daß er nicht immer so geheißenen. Auf der alten Sohmanschen Landkarte von 1796 heißt er noch richtig Menzsee. Aber die gelehrten Herren haben das plattdeutsche „de“ (der) mit in den Namen gezogen und dabei blieb es. Uebrigens ist es nicht richtig dort am stillen See.





rich Lepel genannt, der im Gefecht bei Neuen-  
sund seine wunderschöne Rüstung für 200 Mark  
und Waffen im Werte von 30 Mark einbüßte.  
Man nahm sie ihm fort, da er in Gefangenschaft  
geriet. Außerdem mußte er noch 125 Mark Löse-  
geld bezahlen (wie wertvoll solch lebender Ge-  
fangener war!). Auch verbrauchte er 13 Mark  
für Beköstigung und später, als man ihn nach

merkwürdigerweise sollte es auch märtisch blei-  
ben, wenngleich ein großer Teil der nördlichen  
Uckermark als Entschädigung für die Auslagen,  
welche der Pommernherzog Barnim in seinem  
Kampf gegen den falschen Waldemar gehabt, an  
Pommern fiel. 1354 fühlt sich der Markgraf Lud-  
wig der Römer nach Ueberwindung vieler  
Schwierigkeiten stark genug, um endlich Ordnung  
zu schaffen. Man rechnet ab.  
Am Sonnabend vor Palmsonn-  
tag unterschreibt er einen Ver-  
trag in Oderberg, nach welchem  
große Teile der Uckermark ab-  
getreten werden, nach dem aber  
Barnim „die nachgeschriebenen  
Besten: das Hus zu Grippen-  
berge und das Hus zu Boußen-  
burch, den Nuven Sund, Jagow  
Hus und Stadt, Berckwig“ dem  
Markgraf zurückgibt. Im näch-  
sten Jahr wird dieser Vertrag  
dann auch durch den Kaiser be-  
stätigt. Auch hier wird Nien-  
sunde als castrum (fester  
Platz) bezeichnet. Doch Krieg  
war die Tagesordnung. Mark-  
graf Otto seinerseits versuchte  
die verlorene Uckermark zu-  
rückzuerobern. Vergeblich. Er  
mußte froh sein, die ihm ge-  
liebten festen Plätze, darunter auch Neuen-  
sund (1370), behalten zu können, um von hier aus  
wenigstens einen Teil seiner Abgaben eintreiben  
zu können. Was mögen die Leute in jenen Zei-  
ten erlitten haben! Ueberall ging der Tod um-  
her, und wenn aus jenen Tagen der Chronist be-  
richtet, daß sich die heimatlosen, von Haus und  
Hof vertriebenen und geschändeten Leute zu-  
sammenrotteten und in langen Zügen paarweise  
sich bei der Hand haltend mit einem Lumpen als  
Fahne durch Städte und Dörfer zogen, so starrt  
uns das grenzenlose Elend dieser Tage an. So  
sangen die Vertriebenen in monotonem Sang:



Hügel vor den pommerschen Wäldern.

Zeichnung von Leo Wiese.

Basewalk transportiert hatte, 20 Mark. Er hat  
schon Unglück gehabt! Seinem Bruder Heinrich  
ging's auf der Kriegsfahrt in Mecklenburg  
ebenso.

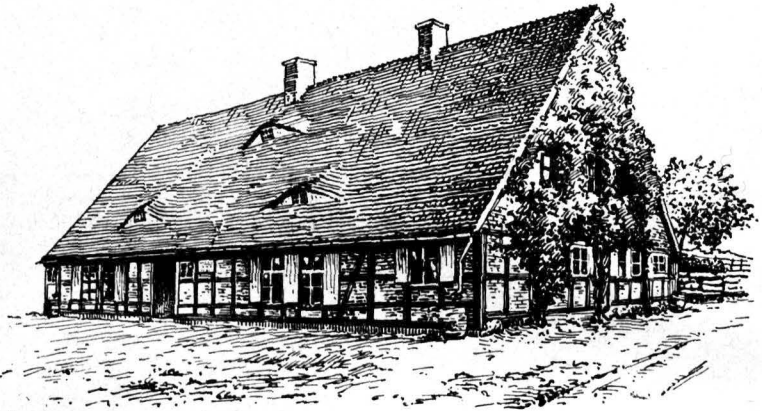
Es folgen die Zeiten, in denen Pommern  
seine Ansprüche auf die Uckermark durch fort-  
währende Kriege geltend zu machen wußte. So  
schreibt Tomas Kanzow in Wolgast, daß der Her-  
zog Barnim im Jahre 1345 „in der Aschermitt-  
woche mit ganzer Macht ausgezogen auf die  
Uckermark, die in Vorzeiten zum Hause Pommern  
gehörig was, und hat gewonnen Pasewalk,  
Prenzlów, Angermünde, Jagow, Brüssow,  
Boizenburgk, Greiffenbergk, Stolp, Schwiedt,  
Bieraten, Berkenik, Neuenfundt, und andere  
Stätte und Schlösser“. Vielleicht stammt noch  
als Erinnerung an diese Zeit der Name „Asfer-  
befe“, der von der Volkslage mit einer großen  
Schlacht in Verbindung gebracht wird, die am  
Aschermittwoch an den Ufern dieses Rinnals ge-  
schlagen sein soll. Kanzow berichtet dann wei-  
ter, daß in dem schneereichen und große Ueber-  
schwemmung hervorrufenden Winter auf kaiser-  
liche Vermittlung hin Neuenfundt wieder an die  
Mark abgetreten wurde. Das geschah 1348 und

„Nun holdet up iwe hende  
dat godt ditt sterwen wende!  
streckt uth iwe arme,  
dat sict godt iwer erbarme!“

Mit den abgetriebenen Gestalten zog der Tod  
und die Seuche — wohin ging ihr Weg? Sie  
wanderten, bis die unergründliche Heide die  
sterbenden Menschen in ihrem Frieden durch den  
Tod in die Ewigkeit führte. — Ueberall dasselbe  
Bild: die Herzöge und Edlen berauben einander  
und verwüsten das Land. Neben diesen noch  
immerhin ehrlich geführten Kämpfen leiden die  
Bewohner unter dem offen und heimlich be-

triebenen Straßenraub. Im Kampf gegen diese „Bodenstülpser“ war nur Selbsthilfe am Platz. In diesen Tagen wird auch wohl die „veste“ Neuenfund vernichtet sein. Ihre aus Balken mit dazwischen geschüttetem Sand verfertigten Umfassungen mit den Warttürmen werden erobert, verbrannt und vernichtet sein. Die Erde nahm das wieder, was aus ihr gekommen, geblieben sind die zertretenen Scherben. 1373 wurde die Mark an Kaiser Karl IV. verkauft. Diesen interessierten weniger Land und Leute als die steuerliche Ausbeutung. In diesem Bestreben hat er uns aber ein wertvolles Dokument hinterlassen, das sogenannte Landbuch aus der Zeit um 1375, in dem die vorhandenen Dörfer und ihr Besitzum eingetragen worden sind. In diesen Eintragungen wird von der Grenzfestung in Neuenfund nichts mehr erwähnt. Nyensund wird als Dorf bezeichnet mit einem Besitz von 60 Hufen Landes. Im Dorf waren zwei Krüge und außerdem noch 15 Rossätenwörden, dazu noch 3 verwüstete. Als Besitzer des Dorfes mit allen Rechten wird ein Fabel Schadebat genannt, offenbar ein Ritter, dessen Geschlecht öfter in märkischen Urkunden erwähnt wird. Einem späteren Vermerk nach hat man aber das ganze Dorf offenbar bei näherer Besichtigung verwüstet gefunden und seine Bewohner vertrieben. Vermutlich ging das Dorf bei dem Einfall der Mecklenburger Herzöge Johann und Ulrich in Rauch auf. 1399 verfassten die Genannten einen Siegesbericht, in dem sie ihren Sieg am 25. November über die Brandenburger schildern. Es kam zum Zusammenstoß beim „Carrenbergh“, dicht beim Dorf Neuenfund. Es ging hart her, und den Mecklenburgern schien der Ausgang des Kampfes nicht so sicher — wenigstens hatten sie gelobt, falls sie Sieger blieben, in Friedland, wohl in der Marienkirche, ein neues geistliches Amt zu stiften. 1408 haben sie dann auch ihr der heiligen Katharina gegebenes Versprechen eingelöst. Die Frage nach der Lage des Carrenbergh ist nicht mehr so genau zu entscheiden. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat noch die Ueberlieferung, daß der heutige Fuchsberg, ein 86 Meter hoher Hügel, damit gemeint sei. Am Fuß des Hügel lag ein kleiner jetzt ausgetrockneter Pfuhl, genannt der Jhlenpohl. Der soll immer so klares Wasser gehabt haben, daß selbst von Gehren die Frauen kamen, um sich dort Wasser zum Waschen

zu holen. Nach einer grausamen Schlacht aber soll er bis an den Rand voll toten Kriegern gewesen sein und seit der Zeit mit Jhlen oder Blutegeln gefüllt, so daß niemand ihn mehr benutzen konnte. Auch erzählt man sich von einer Dicht dabei, aber schon auf Rosenthaler Gebiet mitten im Walde gelegenen kleinen Lichtung, daß dort viele Erschlagene begraben seien und man ihr deshalb den Namen Totenkopfwiese gegeben habe. Mit dem neuen Jahrhundert beginnt auch



Altes Bauernhaus in Neuenfund an der Straße nach Friedland Mecklg. (Aus: Die Kunstdenkmäler der Prov. Brdvg.)

für Neuenfund eine neue Zeit. 1433 ist es in Händen der Brüder Caspar und Hans v. Arnim, die auch dort ihre segensreiche Wiederaufbau-tätigkeit entfalteten. Bis 1500 wurde indes nicht Friede und mancher Heerhaufe mag die Grenzstraße durch unser Dorf gezogen sein!

Noch steht am Dorfausgang nach Mecklenburg zu ein Haus, das sich in die übrigen Häuser des Dorfes nicht einzuordnen scheint, und doch ist es wohl das letzte der alten Bauernhäuser. Sein Dachstuhl ist fast noch mittelalterlich konstruiert. Wenn es erzählen könnte! Doch die Eichenbalken sind stumm, und die einstigen Bewohner ruhen längst in der heimatlichen Erde, der Erde, die sie bebauten, die sie mit ihrem Blut verteidigten. Durch mancherlei Hände ist das alte Haus gegangen und mancherlei Zwecken hat es gedient, immer hat sein schirmendes Dach die Menschen behütet.

Und noch ein Stücklein aus Urväter Tagen ist uns erhalten. Es ist die Kirche. Auf einer Anhöhe südlich der Straße liegt sie, ganz versteckt unter hohen Bäumen und eingesponnen in ein Netz von immergrünem Efeu. So bescheiden und versteckt ist sie heute doch der letzte Rest aus den Gründungszeiten des Dorfes. Ihre Mauern blicken aus jenen vergangenen Tagen herüber in

unsere Zeit, und wer auf den hellen Kirchenbänken sitzt, wenn draußen die Sonnenstrahlen durch die hohen Korbbofenfenster hereinfallen, kann ihre ganze Geschichte vernehmen. Viel, viel hat diese Kirche durchgemacht. In jenen rauhen Tagen des Mittelalters wurden ihre

gleich hinter dem Altar an der Ostmauer in der Wand eine von einer schlanken Spitzbogenblende umrahmte Kredenznische. In ihr wurden die heiligen Gefäße aufbewahrt, aber wo blieb die mit Eichen beschlagene Eidentür und ihr festes Schloß vor den räuberischen Händen! Vielleicht haben sich Ausfäfige auf dem Schutt der zerstörten Kirche damit ein Feuer angezündet. Die Feldsteinmauern hielten. Sie bildeten das erste, was der neue Ansiedler von der verwüsteten Dorfstätte noch erblickte. Die Fachwerkhäuser waren verschwunden — die mit Zyklopenmauern versehene Kirche blieb. Wieder ragte bald über ihr ein Dach empor, ein neuer Altar bildete den Mittelpunkt des Gottesdienstes, und allsonntäglich kamen die neuen Bewohner zur Andacht so, wie es ihre Vorgänger, die sie nicht gekannt, auch getan und von denen Generationen auf dem kleinen Friedhof rings um das Gotteshaus schliefen.



Vor der stillen Dorfkirche.

Zeichnung von Leo Wiese.

Steine von nervigen deutschen Kolonistenfäusten mühsam vom Acker zusammengetragen. Mühsam wurden sie rechtwinklig behauen und fügten sich zu einem festen Bau, der im Notfall auch eine Bauernburg darstellen konnte. Doch auch über diesem steingewordenen Heimatwillen triumphierte die Zerstörung. Wohl in jener Zeit des Totentanzes um 1400 ging der Dachstuhl der Kirche in Flammen auf und die rauchgeschwärzten Mauern klagten über dem verwüsteten Heiligtum. Auch diese heilige Stätte, die im 13. Jahrhundert mit 3 Hufen Landes zur Erhaltung ausgestattet, war entweiht. Doch die Steine der Heimat waren stärker als die Sinnlosigkeit der Menschen. Sie trogten dem Feuer, dem Wind und dem Wetter. Noch heut sieht man

Und die Mauern des Kirchleins erzählen uns von all den Männern, die in ihnen ihres Amtes gewaltet. Auch ein Stück Geschichte des Dorfes seit der Reformation. Sie erzählen von Ern Laurentius Maß, wohl dem ersten evangelischen Geistlichen, und Jost Zebbergen, der um 1560 dort wirkte. Sein Nachfolger ist Paul Pippow (1592—1626). Zu seiner Zeit hatten die von Rieben schon das Dorf an die Gebrüder von Berge und Berndt Wandelin und Hans Trost verkauft. 1629 ist Chr. Bökler aus Rülow dort Pfarrer. Wann er gestorben, wissen wir nicht. Die Schatten des 30jährigen Krieges breiten sich über seine Amtstätigkeit. 1638 schreibt er: „Die Dörfer zur Pfarre gehörig sind zu Grunde eingeeßert, die Patronen nebenst den Kirchspielkindern fast alle des Todes verfahren, dahero die Dörfer verödet und verwüstet“. Auch der Pfarrer ist wohl ein Blutzzeuge geworden. Erst 1651 zieht ein neuer Geistlicher Heinrich Wollin in die verödete Pfarre ein. Er wohnt in Gehren in einem verlassenem Bauernhaus. Aber hilfreiche Hände helfen ihm beim Aufbau der Gemeinde. 1657 schenkt Johann Philipp Meyer einen kleinen noch heute vorhandenen Kelch. Und die alten Kirchenmauern erzählen weiter von dem Pfarrer Michael Wenthin (1674—1706), unter dem die Kirche durch Herrn von Dersgen erst wieder aufgebaut wurde, von Johannes Rauch (1707—1717), der die alte zersprungene Glocke umgießen und eine neue für 66 Taler kaufte, auch Martin Kufen und seine Frau Katharina Krüger schenken ein Paar Zinnleuchter. Das Dorf hatte Herr von Fristwold gekauft. Wenthins Nachfolger war Georg Eggert aus Lübbenow bis 1745. Unter ihm wird vom Gutsbesitzer, dem Dragonerobersst C. von Sternbach, der schlichte und doch stimmungsvolle Altar-

aufbau geschenkt. Schade um das alte Mittelbild aus ihm, das jetzt hinter dem Altar steht. Sternbachs schöner Grabstein befindet sich noch heute an der Nordwand des 1851 erbauten Turms. 1748 kommt Daniel Labefius aus Güstow als Pfarrer nach Gehren und zu seiner Zeit tritt



Hans von Arnim-Neuensund, Mitglied des Kreisausschusses und Kreisdeputierter von 1877 bis 1914.

Neuensund wieder in das Licht der größeren Geschichte. Es waren die Zeiten des 7jährigen Krieges. Die Schweden tauchen wieder in der Mark auf als Verbündete der Oesterreicher. Zwar waren sie anders als ihre Vorväter im 30jährigen Krieg, doch schlimm genug waren auch jetzt die Kriegslasten für den Landmann. 1758 erfolgt ein neuer Vorstoß der Schweden. Zur Erntezeit war ihre ganze Macht in der Neuensunder Gegend gesammelt, und hier wurde von den tapferen Landsknechten, die unter der Führung des Husarenmajors von Stülpnagel standen, ein gewichtiger Gefangener gemacht. Der spätere Marschall Vorwärts, Generalfeldmarschall Gebhard von Blücher, Fürst von Wahlstatt. Damals war er noch schwedischer Feldkornett. In seiner draufgängerischen Art wagte er sich zu weit beim Patrouillenritt vor und wurde gefangen. Es war aber gar nicht leicht, ihn zu überwältigen, denn er schlug wie ein Verzweifelter um sich. Erst, als ein alter Stülpnagelscher Haudegen mit wal lendem Vollbart auf ihn zusprang mit dem Ruf

„Jung, ich fret di up“, ließ er vor Staunen über diese Art für kurze Zeit den Säbel sinken und wurde so von den andern entwaffnet. So beginnt durch das Gefecht bei Neuensund Blüchers hervorragendes Wirken im preußischen Heere. Ganz genau drückt das Berliner Denkmäl Blüchers sein Wesen aus und noch genauer der Berliner Volkswitz, der den mit einem Degen bewaffneten Helden auf dem Postament mit den Worten charakterisiert: „Det mir keener uff diesen Ofen ruffkommt“. In den Jahren 1760 und 1761 kam es noch zu harten Kämpfen auf den stillen Feldern um unser Dorf. 1776 verwaltet C. Fr. Gieme aus Strasburg die Pfarre bis 1809. Er hatte die traurigen Jahre des preußischen Zusammenbruches erlebt. Das Hohentlohesche Korps kapitulierte bei Prenzlau, am 29. Oktober schon standen die französischen Vorposten in Neuensund. Unaufhörliche Truppendurchmärsche beginnen, unnachsichtliche Erpressungen der Bewohner erfolgen, auch unser Dorf gehört nun mit zur französischen Provinz. Eine Notiz vom 3. August 1807 im Kirchenbuch besagt, daß „der Pferdeknecht Martin Bartelt der am 30. Juli von einem Kommando Hessen, die durch Neuensund zogen, zum Wegweiser ergriffen und, da er sogleich einen anderen an seine Stelle verschaffen wollte, so wurde er mit der Kolbe des Gewehres eines Hessen im Genick geschlagen, so daß er zu Boden stürzte. Er lebte noch drei Tage“. Traurige Zeiten waren es. Erst 1808 zogen die Franzosen aus dem Lande und dann kam mit dem Brausen des Frühlingssturmes das Jahr 1813. Sin nend fällt unser Blick auf die von der sonst üblichen Form abweichende Heldengedächtnistafel der Befreiungskriege. Sechs Namen stehen auf ihr, voran der Sohn des Besitzers. Unsere Gedanken wandern zu dem Sandsteinwürfel im alten Schloßpark. Auf ihm stehen die Worte „Wer in dem Kampf für Freiheit fällt, dem lohnt Unsterblichkeit.“ Das Dorf ehrt seine Toten. Unter P. Johann Wohlfahrt aus dem Schwarzburgischen (1809—1837) wurde die Ehrentafel im Gotteshaufe angebracht. Ihm selbst setzten treue Hände die Grabchrift: „So manchem Armen brach er gern sein Brot, so



Generalfeldmarsch. v. Blücher (Mit Genehmigung des Verlages Sansflaengel's Nachfolger, Berlin.)

manchem Kranken half er in der Not, so manchem Trauernden sprach Gottes Trost herein, so mög er selig jezt bei Gott im Himmel sein". Seine Nachfolger im Amt waren: H. Berger (1838 bis 1860), A. Freytag (— 1886), A. Jacobi (— 1917), Michaelis (— 1919) und Probst Stender. — So manches kann uns noch die alte Dorfkirche erzählen, doch draußen lacht der Sonnenschein. Vor der Kirchthür grüßt uns das Ehrenmal der elf im Weltkrieg gefallenen Helden. Ihre Namen sind auf einem riesigen Findling der Heimatflur eingemeißelt. — Vorüber gehts am

altertümlichen Gutshause und dem schönen Park durch die weiten Felder, auf denen fleißige Hände arbeiten. Bald umfängt uns der Hochwald von Kleppelshagen mit seinen seltenen Bäumen, wirklichen Naturdenkmälern aus Humboldts Zeit. Noch einmal schweift der Blick über die weite Landschaft. In der sinkenden Sonne Schein grüßen von fern die Türme von Anklam, winken am Horizont die Berge von Wollin — aus dem Tal klingt die Abendglocke von Neuenhund über die Felder . . . sieh dort den Abendstern am klaren Himmel!

## Die schwarze Kuhle.

Eine märkische Sage, erzählt von Emmy v. Winterfeld-Warnow.

Tief liegt die „Schwarze Kuhle“ im Grund. Ihre Oberfläche spiegelt nie das Licht wider wie ein blaues Gottesauge. Schwarz, unheimlich, dunkel liegt sie da, umstanden von Weiden- und Erlengebüsch. Nur eine Seite ist offen. Die Leute erzählen sich, da wüchse kein Baum und Strauch, weil hier in Vollmondnächten eine goldene Kutsche ihren Weg nähme. — Mitternacht schlägt vom Kirchturm von Fahrenwalde. Schwer fallen die Schläge in die tiefe Stille. Nun sind sie verhallt. Da ertönt ein Pferdegetrappel, dann klingt Wagenrollen hinein. Wer jezt noch draußen ist auf einsamem Wege heimwärts, der duckt sich ängstlich hinter einen Strauch oder einen der großen Steine vom Hümngrab. Gleißendes Mondlicht liegt über dem Acker. Nur die Schwarze Kuhle droht finster im Grunde. Nun strahlt es auf, das Auge blendend, die Sinne verwirrend, die goldene Kutsche, gezogen von vier feurigen Rappen. Strahlenbündel fliegen von ihren Müstern aus, Feuer weht aus ihren Augen. Hinter gläsernen Scheiben sitzt ein junges Paar. Wie hold das zarte Antlitz der Frau ist, und doch erstarrt im Grauen! Ein weißer Schleier deckt die goldene Haarflut. Wie eine weiße Rose wächst der schneeige Nacken aus dem lichten Nieder. Neben ihr der Mann — ist's Mephisto selber? Die Fahnenfeder schwankt auf der roten Kappe, rot ist das Mäntelchen, das die Schultern deckt. Aber graufiger Hohn steht in dem starren Antlitz, das unentwegt die Schöne neben sich im Bann hält. Dreimal umkreist das Gefährt die Schwarze Kuhle, dreimal fliegt der Spuk durch die Mondnacht, dann schlägt das Wasser hochauf. Ein Gurgeln, ein Rauschen . . . weite Kreise ziehen sich

über die Wasserfläche, kleiner werden sie, immer kleiner, bis sie wieder still liegt, still und tot.

Von der Fahrenwalder Kirche schlägt es eins. — Silbern und feierlich ruht das Mondlicht auf dem stillen Ort. Leise nur flüstern die Blätter der Erlen, und tief neigen sich die Zweige der Weiden auf die Schwarze Kuhle herab. Vollmondzauber. Der Spuk ist aus.

\*

„Irmingardis, Ihr wißt nicht, wie schön Ihr seid! Ihr wißt nicht, wie wahninnig mich Eure Kälte macht! Irmingard!“

„Was erkühnt Ihr Euch, Graf Artois? Mein Gatte kommt bald zurück von weiter Kriegsfahrt. Ihr habt mir gesagt, daß Ihr ein Freund des Herrn von Werle wäret, da habe ich Euch aufgenommen. Aber wenn Ihr so zu mir redet, beleidigt Ihr die Ehre meines Gatten, und ich muß Euch bitten, das Schloß zu verlassen.“

Hochaufgerichtet stand die schöne Frau und blickte zürnend auf den Mann, der ihr gegenüber am Pfeiler des Söllers lehnte. Jezt zog ein Lächeln über sein Gesicht, ein kaltes Lächeln, in dem sich Hohn mit Siegesfreude mischte. „Ah . . . nun endlich geht Ihr aus Eurer Zurückhaltung heraus! So bist du erst schön, Irmingard, das schönste Weib, das ich sah! Mir hat noch keine widerstanden, du widerstehst mir auch nicht!“ Und seine schwarzen Augen bannten sie an ihren Plaz. Die Frau wollte fliehen. Umsonst! Die Augen des Mannes hielten sie fest wie die Schlange ihr Opfer bann. Sie fing an zu zittern, zu beben. Sie sank machtlos auf die Steinbank, die den Söller zierte. Beide Hände drückte sie aufschluchzend vor ihr Gesicht. Nebend flüsterte sie den

Namen ihres Gatten: „Kuno, komm doch! Kuno, hilf mir!“ Aber der Gatte war fern. Niemand hier, sie zu schützen vor dem Basiliskenblick des Verführers. Ach, ihr Herz war schwach geworden. Der Fremde war schön, seine Nähe berauschend. Wohin sollte sie fliehen vor den eigenen Wünschen? Keiner sprach. . . Nur immer tiefer wurde das Lächeln des Triumphes auf den Lippen des Mannes. Schwül war der Mittag. Die Sonne stand im Zenit. Schwer dufteten die Leukojen aus dem Burggärtlein. Da trat der Mann auf die weinende Frau zu, beugte ein Knie und umfing die Lebende mit seinen Armen. Heiß flüsterte er: „Heute abend, Irmingard, wenn deine Diener berauscht in der Halle liegen, hält die Kutsche mit den vier Rappen vor dem Seitenspörtlein. Mein Just wird unser Kutscher sein. Wir fahren hinaus ins Leben, ins Glück! Du mein, Irmingard, ich dein! Und über uns der Vollmond mit seinem Zauber!“

Noch einmal ging ihr Name wie ein Hauch an ihrem Ohr vorüber: „Irmingard, bis heute abend“ . . . Verwirrt blickte sie auf. Hatte sie geträumt? Nein, da lag sein Handschuh. Sie bückte sich, hob ihn auf und drückte ihr Antlitz gegen das weiche, duftende Leder. „Heute abend, wenn die Sonne unter ist! Ich komme, Liebster! . .

Vor dem Hinterspörtlein hielt die Glaskutsche, die feurigen Rappen scharren ungeduldig mit den feinen Hufen. Leise öffnete sich die Pforte. Heraus traten zwei Menschen eng aneinander geschmiegt. Fast trug der Mann das schöne Weib. Schon wollte der Graf seine holde Last in den Wagen heben, da stand eine große Gestalt neben ihnen. Ein weißer Bart glänzte auf, eine Stimme gebot: „Halt!“

„Reinhold“, schrie die Frau, „du!“

„Ja, Frau Irmingard, ich, der einzige, der seines Herrn Ehre wahren will, wenn eine Pflichtvergessene sie in den Staub tritt. Bleibet: Frau Irmingard, denkt an Euren treuen Gatten! Seht mein weißes Haar! Ich habe ihn als Knaben betreut, ich will auch jetzt seine Ehre wahren!“

„Schweig, alter Schwächer“, donnerte Graf von Artois, „gib den Weg frei!“ Seine Hand schleuderte mit Gewalt den alten Diener zur Seite, daß er taumelnd gegen die Steinmauer fiel. Schnell hatte der Graf seine Beute in den Wagen gesetzt, da hob der Alte die Hand: „Ah, kann ich Euch denn nicht halten, so seid verflucht! Für ewig unerlöst sollt ihr fahren in dieser Kutsche! Ruhelos! Friedlos! Verfehmt auf Erden, verflucht im Tode! Alle Vollmondnächte sollt ihr fahren müssen, bis ihr im Dunkel versinkt.“

„Vorwärts!“ befahl der Graf. Entsetzt barg Irmingard ihr Haupt an seiner Schulter. Die Rappen zogen an.

Der treue Diener verhüllte sein Antlitz, schauernd vor seinem Fluch, dann stöhnte er: „Mein Herr, mein armer Herr!“ Er dachte nicht an den Schmerz in seinen alten Gliedern, er dachte nur an den Schmerz seines Herrn, wenn er bei seiner Heimkehr die geliebte Frau nicht mehr finden würde . . .

Jahrhunderte sind dahingegangen. Schön Irmingard und ihr rätselvoller Begleiter fahren noch immer in Vollmondnächten durch das Land. Noch ist der Zauber nicht gebrochen. Noch hält die Schwarze Kuhle ihn fest . . . Vollmondzauber . . .

## Die Frau in der Sonne.

Nacherzählt von P. Peters-Schöneberg.

Einmal ist der alte Pferdehirt aus Kleppelhagen des Abends noch zu einem Nachbarn gegangen, um mit ihm etwas zu schnacken. Unterwegs begegnete ihm der Tod, der ihn gleich mitnehmen wollte. Aber der alte Mann hat so lange, bis der Tod ihm versprach, ihn erst am nächsten Abend abzuholen. In der Frühe des nächsten Tages ging der Pferdehirt seiner gewohnten Beschäftigung nach, und wie er so einsam auf der Koppel bei den Tieren sitzt, kommt plötzlich aus der Sonne heraus eine schöne Frau auf ihn zugehritten und erkundigt sich, warum er so traurig sei. Als der alte Mann ihr sein Leid klagt, daß ihn der Tod holen wolle, verspricht sie ihm, bei ihm zu

bleiben und mit dem Tod zu reden. Und wirklich, den ganzen Tag über, so lange die Sonne schien, blieb die Frau im Strahlenglanz neben dem Alten. Doch die Schatten werden länger und länger. Die Sonne wollte untergehen. Da plötzlich steht der Tod mit der Sense neben dem Hirten. Sofort tritt die fremde, schöne Frau auf ihn zu und sagt zu ihm die Worte: „Gnade, Gnade!“ Nach diesen Worten geht sie fort und auch der Tod muß immer hinter ihr her — „as een lütten Zieker“. Er ist auch so lange nicht wieder zu dem alten Hirten gekommen, bis er ihn selber herbeirief. Seitdem sagt man, wenn die Sonne untergeht — „sie geht zu Gnaden!“

# Probleme der Prenzlauer Stadtgründung.

Von F. Richter, Stettin-Rückenmühle.

Die Geschichte der ältesten Siedlung *Prenz-lau* läßt sich nur undeutlich bis in jene Zeit zurückverfolgen, in der die Slaven den größten Teil der heutigen Mark Brandenburg bewohnten. Ueber die Geschichte der Uckermark in slavischer Zeit informiert gut die Arbeit von *Brunswüstefeld*: Die Uckermark in slavischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung (in Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 6). Es ist aus vielen Gründen verständlich, daß schon früh an der Stelle des heutigen Prenzlau eine Ansiedlung entstand. Die durch die Natur bevorzugte Lage des Platzes an einem geeigneten Uebergang über den Uckerstrom, der Fischreichtum der Gewässer, die günstige Verbindung mit der Ostsee auf dem Wasserwege gewährleisteten von Anfang an eine Siedlung größerer Stils. Es sei hier verwiesen auf die Arbeiten von *Schachtner*: Die Uckerseen im Uckertal (mit Tiefenturvenkarte), Prenzlau 1924, und von *Martin Rudolph*: Die geographische Lage der Stadt Prenzlau und die Grundlagen ihres mittelalterlichen Wirtschaftslebens (in Mitt. d. Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band 7, Heft 4). Leider ist von den Anfängen der ersten Siedlung nichts Urkundliches überliefert. Die Ausgrabungen verraten eine frühe Besiedlung der Gegend. Man gehe einmal durch die Räume des Uckermärkischen Museums zu Prenzlau und überzeuge sich davon, daß viele Funde von Pfeilspitzen, Nadeln, Kämme aus Knochen, Schlafenringen aus Silber und Bronze, Gewichten aus Blei, Glasperlen und Glasringen, Eisengeräten verschiedenster Art, sowie vieler verzierter Tongefäßscherben eine Besiedlung des uckermärkischen Landstriches durch Slaven in mittelalterlicher Zeit verraten. Aus allen Funden aber läßt sich nicht auf das, was für unsere Kenntnis wichtig wäre, auf den Charakter der Siedlung schließen.

Die erste Form der Siedlung wird das Dorf gewesen sein. Dieses hat sich angelehnt an eine alte Befestigung, vielleicht Burg, aus dem 12. Jahrhundert. Nach *Micraelius* (Sechs Bücher vom alten Pommerland, Teil II, § 71, S. 151) hatte *Bratislav* von Pommern gelegentlich eines unter den Uckerwenden ausgebrochenen Aufstandes die Burg Prenzlau um 1127 angelegt. Dieser Ansicht folgt *de la Pierre*. (Ausführliche Geschichte der Ucker-

mark, S. 275.) Beide Meinungen sind un begründet. Genauer urteilt *Dreger* (Cod. Pom. Dipl., Teil I, S. 168), daß das Schloß nicht vor 1140 gegründet sein könne, da die Stiftungsurkunde des Bistums Wollin es nicht erwähne. Erst 1188 würde die Burg als castrum bezeichnet. In den Zeitraum dieser 48 Jahre müsse die Gründung der Burg Prenzlau fallen. *Grundmann* ist (in seiner Uckermärkischen Adels-historie, Teil I, S. 6) der Meinung, daß das Schloß schon bestanden habe, aber noch nicht zum Wollinschen Sprengel hinzugerechnet worden sei. Ueber die Geschichte der Bistümer Wollin und Kammin, die demnach für die Geschichte der ältesten Zeit der Siedlung Prenzlau etwas zu bedeuten hat, seien im folgenden noch Literatur-hinweise gebracht. Zu des Prenzlauer Chroni-sten *Seckts* Zeiten (um 1780) sollen Funda-mentreste auf dem Platz des Prediger-gartens von St. Nikolai gefunden worden sein (*Seckt*, Gesch. der uckerm. Hauptstadt Prenzlau, Teil I, S. 4), auf Grund derer man hier auf den Platz des Prenzlauer castrum schloß. Während man heute nichts Genaueres über die Burggründung weiß, setzen die obengenannten älteren Historiker das Bestehen einer Burg zu dieser Zeit ohne jeden Zweifel voraus. Eine mittelalterliche Urkunde kennt und bezeugt das castrum. Es ist dies die Urkunde des falschen *Woldemar* von 1348. (Gedruckt bei *Riedel*, Cod. Dipl. Brandenburgensis, A 21, S. 165.) Ebenso wie über den Platz der Burg nur Vermutungen bestehen, sind die Meinungen über den Gründer derselben geteilt. *Brunswüstefeld* (a. a. D., S. 173) verläßt sich auf die Angaben bei *Herbord* (*Herbordi dialogus de Ottone* episcopo Bambergensi III, 11 und 12 in *Jaffé*, *Bibl. rer. Germ.* Berlin 1869, Band V, S. 789 f) und *Ebo* (*Ebonis vita Ottonis episcopi Bambergensis*, III, 14 und 15 in *Jaffé*, *Bibl. rer. Germ.* Band V, S. 659 f), welche diese für das Jahr 1127 machen, und nimmt an, daß *Bratislav I.* den heute noch zur Uckermark gehörigen Teil damals zwar schon zu seinem Lande hinzugerechnet, darin jedoch keineswegs wirklich geboten habe. Eine endgültige Klärung dieses Problems ist m. E. nicht möglich. Reich umkränzen Legenden die älteste Vergangenheit der Siedlung. Von den Ansichten *de la Pierres* (a. a. D., S. 259), *Micra- elius* (a. a. D. II, S. 155) und *Cramers* (*Hist. eccles. Pom.* I, S. 57) gilt daselbe wie

von Seckts Meinung (a. a. D. I, S. 7), die er aus einem uns nicht mehr erhaltenen Fragment begründet. Die bereits damals stark voneinander abweichenden Auffassungen beweisen, daß wegen des Fehlens von sicherer Quellen Legenden Raum gegeben wurde. Selbst Riedel (Magazin des prov. und stat. Rechts, S. 4) war legendarischen Berichten gegenüber nicht kritisch genug. Soviel geht jedenfalls aus den Legenden hervor, daß ihr Stoff nicht einfach erfunden ist, sondern daß um diese Zeit bereits eine Siedlung bestanden haben muß. Die Frage, ob ein Pommernfürst der Herr des Landes war, hält Bruns-Wüsteheld (a. a. D., S. 168) letzten Endes für unbeantwortbar, weil man nicht genau wüßte, wann und wie die Stämme der Uckermark sich dem Pommernherzog untergeordnet haben.

Die uckermärkische Geschichtsforschung ist über die Quellenarmut der ältesten Zeit der Siedlung wenig hinweggekommen. Daß eine Siedlung im Anfang des 12. Jahrhunderts schon bestanden haben kann, wird wahrscheinlich, wenn man die natürliche Lage des Siedlungsplatzes betrachtet. Ausgrabungen aus dieser Zeit auf dem Stadtgebiet würden die Ergebnisse weiterführen.

Ein sehr dürftiges Bild ergibt sich mithin von der Vorgeschichte der Siedlung Prenzlau. Bestand die Siedlung als ein slavisches Dorf um die Mitte des 12. Jahrhunderts, so werden dieselben Verfassungs- und Wirtschaftsverhältnisse in demselben angenommen werden müssen, wie Bruns-Wüsteheld (a. a. D., Seite 138 ff.) von diesen für die Uckermark ein Bild entwirft.

Einige Münzfunde aus dieser Zeit auf dem Prenzlauer Stadtgebiet seien hier noch erwähnt, aus denen folgt, daß die Ansiedler bereits den Geldverkehr kannten. Sechs Prenzlauer und sogar in Prenzlau geprägte zweiseitige Denare sind in den Münzkabinetten zu Kopenhagen, Berlin und im Privatbesitz des Numismatikers Emil Bahrfeld vorhanden. Unter diesen nennt einer einen Pommernfürsten Bogislav, den Bahrfeld (Die uckermärkischen Münz- und Geldverhältnisse während des Mittelalters, in Mitteil. des Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band I, S. 5) für Bogislav I. († 1187) hält. Die Münzen nennen als Münzmeister einen Godefredus und als Münzort: Perenneclave bezw. Perennecle. (Vgl. Dannenberg, Pommerns Münzgeschichte im Mittelalter, S. 27 f.)

Nach der Befehung Pommerns zum Christentum durch Boleslav III. und Otto von Bamberg (vergl. Wiesener, Die Geschichte der christl.

Kirche in Pommern zur Wendenzeit, Berlin 1889, S. 46 ff) zu Beginn des 12. Jahrhunderts, begründet Papst Innozenz II. am 14. Oktober 1140 in Wollin ein Bistum. (Vergl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Band IV, S. 585 ff.) Prenzlau scheint damals noch nicht zum Christentum bekehrt gewesen zu sein. Die Bistumsgründungsurkunde (bei Hasselbach und Rossegarten, Cod. Dipl. Pom., Nr. 16) erwähnt Prenzlau noch nicht unter den Pfarreien der Diözese. Nachdem das Bistum von Wollin nach Kammin verlegt worden war (vergl. Hauck, a. a. D., S. 588), erscheint 1187 in einer Urkunde des Bischofs Siegfried von Kammin ein Zuzlysla de Brenzla als Zeuge der Urkunde. Diese Tatsache läßt auf Beziehungen zwischen Prenzlau und Kammin schließen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kann in der nördlichen Uckermark die Christianisierung erfolgt sein. In der Person des Zuzlysla hat man jedenfalls einen Christen und slavischen Edlen zu sehen, der sich im Gefolge des Bischofs befunden haben muß. Das Jahr 1188 gibt mit einer weiteren Kamminer Urkunde mehr Aufschluß über die örtlichen Verhältnisse der Siedlung Prenzlau. (Urk. bei Dreger, a. a. D., Nr. 15.) Der Urkunde liegt der Anlaß zu Grunde, daß Bischof Siegfried von Kammin sich mit Reformabsichten an den 1187 gewählten Papst Clemens III. gewandt und ihn um Ordnung der Rechtsverhältnisse in seiner Diözese gebeten hatte. In der obenerwähnten Urkunde vom 24. Februar 1188 erhielt Siegfried von Clemens III. die Zusage und Bestätigung der Besitzungen des Bistums, die im einzelnen aufgezählt sind. Außer den 1140 genannten castra: Wollin, Demmin, Tribsees, Süßkow, Wolgast, Usedom, Groswyn, Pyritz, Stargard, Stettin, Kammin und Kolberg gehört laut Urkunde von 1188 noch Prenzlau, und zwar dies als einzige neue Pfarrei, dazu.

Prenzlau muß, den Angaben der Urkunde nach zu urteilen, damals bereits eine größere Siedlung gewesen sein. Erstmals wird der Gesamtkarakter der Siedlung als castrum bezeichnet. Hiermit ist die Burg gemeint. Dann lassen sich einige weitere Dinge aus der Urkunde erkennen: Die Siedlung besaß damals bereits ein forum (Markt) und eine taberna (Wirts- und Kaufhaus), wie nur Kammin, sonst keins der angeführten Pfarreien, aufweisen konnte.

Aber ist es nicht möglich, daß Prenzlau vor 1188 einer anderen Diözese als der Kamminer angehört haben kann? Bis ins 12. Jahrhundert hatte die Diözese Brandenburg ihre Gren-



zen bis in den Gau der Buucri gesteckt (vergl. *Eurfchmann*, die Diözese Brandenburg, Leipzig 1906, S. 175 f). Wir lesen in keiner Urkunde weiter davon, und in Anbetracht dessen, daß die Kirche des Mittelalters sehr genau über ihren Besitz orientiert war und häufig ihn in aller Ausführlichkeit aufzählte, mag es nicht zu gewagt erscheinen, hier aus einem argumentum e silentio die gestellte Frage zu verneinen. Vielmehr kann die Urkunde von 1188 als ein Beweis angesehen werden dafür, daß die christliche Missionierung Fortschritte gemacht hatte. Prenzlau ist die südlichste Pfarrei der Diözese Kammin. Mit ihm war in der Mitte des 12. Jahrhunderts jener Landstrich christlich geworden, dessen Bewohner nach legendärer Ueberlieferung zur Zeit Ottos von Bamberg noch des Heils unwürdig waren (*Ebo*, a. a. O., S. 671, desgl. *Herbord*, a. a. O., S. 815). Außer den castrum, forum und taberna erwähnt die Urkunde von 1188 noch das Vorhandensein anderer appendicia. Gehen wir hier auf die angegebenen Stücke ein: forum ist Marktplatz. Man hat also wegen der günstigen Lage der Siedlung an der Uckerfurt Handel getrieben. *Riedel* schreibt (*Die Mark Brandenburg im Jahre 1250*, Berlin 1831, S. 461 f) Prenzlau gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein ausgedehntes Handelsrecht zu, welches er — wahrscheinlich geht er hierin zu weit — aus dieser Urkunde herleitet. Das Vorhandensein einer taberna als einer öffentlichen Gaststätte war für die Lage des Ortes ebenfalls verständlich. Zugleich spricht es dafür, daß Prenzlau bereits damals mehr als eine Burg besaß. Burgen pflegten im allgemeinen nicht dem durchziehenden Wanderer mit Speis und Trank aufzuwarten, es sei denn aus Nächstenliebe. Unter appendicia ist sicher auf Land, dann mit einiger Gewißheit auf das Vorhandensein einer Kapelle zu schließen, zumal da keine der aufgezählten Pfarreien 1188 besonders das vorhandene Gotteshaus erwähnt. Ueber den Bau einer Kirche in Prenzlau oder die Umwandlung eines heidnischen Gotteshauses in ein christliches existieren nur legendäre Ueberlieferungen. (Vergl. *Nagel*, Quellen und Hauptprobleme uckerm. Kirchengeschichte in Mitt. des Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band VIII, Heft 2.) Von einer bestimmten Verfassung der Siedlung Prenzlau, die, wie wir sehen, gegen Ende des 12. Jahrhunderts schon eine gewisse Bedeutung hatte, hören wir noch nichts. Kirchliches Recht wird in Uebereinstimmung mit der Ueberzeugung des jeweiligen Landesherrn mehr oder weniger Geltung gehabt haben. Untersuchungen über Rudi-

mente slavischen Rechtes im später geltenden Recht dieses Landstriches (vergl. *Riedel*, *Magazin des prov. und stat. Rechts*, 1, S. 11 ff, und *Brun-Wüstefeld*, a. a. O., S. 138 ff und v. *Somerfeld*, *Beiträge zur Verfassungs- und Ständegechiehte der Mark Brandenburg im Mittelalter*, Leipzig 1904, S. 12 ff) können m. E. zu keinen nennenswerten Ergebnissen führen.

Der nördliche Teil der Mark Brandenburg gehörte gegen Ende des 12. Jahrhunderts politisch zu Pommern. Am 27. Dezember 1235 verlieh der Pommernherzog Barnim 1. der Siedlung Prenzlau das Stadtrecht (Urk. bei *Riedel*, *Cod. Dipl. Brand.* A 21, S. 87). Die Gründungsurkunde der Stadt ist das älteste und sicherste Dokument der Prenzlauer Vergangenheit und zugleich das erste Zeugnis für die Einrichtung einer Verfassung und Verwaltung. Prenzlau soll nach der Urkunde als eine „freie Stadt“ gelten. Diese wird der bei Anlage deutscher Städte üblichen Methode entsprechend mit einer Feldmark ausgestattet. Barnim 1. schenkt 300 Hufen Land, 200 auf der östlichen Uckerstromseite, 100 auf der westlichen. Er gestattet weiter die freie Benutzung des Wassers der Ucker und den Bau von Mühlen. Die Förderung und Verwaltung der jungen Stadt, für die allerdings noch keine genaueren Angaben gemacht werden, überträgt er acht Bürgern aus Stendal. Ihre Namen sind: Walter, Jordan, Jordans Bruder, Willikin, Eyst, Henric, Selva, Paul. Es handelt sich bei diesen 8 wohl nicht um adlige Herren, sondern um schlechte Bürger. Walter sollte praefectus der Stadt sein, also im Auftrage des Landesherrn die landesherrliche Gewalt verkörpern. Die Stadt sollte 3 Jahre hindurch steuerfrei sein. Danach sollte von jeder Hufe jährlich ein halber ferto (vierter Teil eines Pfundes) entrichtet werden. Die 8 Herren sollten als Lehen jeder 10 Hufen, insgesamt 80, erhalten. Nach der Erbauung der Mühlen wollte der Landesherr  $\frac{2}{3}$  der Mühleneinkünfte für sich beanspruchen.  $\frac{1}{3}$  sollten die erhalten, die sich am Mühlenbau finanziell beteiligt hätten. Ebenso beanspruchte Barnim von den Einkünften aus freien Plätzen und anderen Nutzungen (Einnahmen aus dem Markt- und Zollrecht) ganze  $\frac{2}{3}$ . Den 3. Teil sollten die 8 erhalten. Als Recht wird der Stadt das Magdeburger Stadt- und Burggrafenrecht zuerkannt. Schließlich sollten die Prenzlauer Kaufleute die Zollfreiheit im ganzen Lande Barnims genießen. Letzteres wird für die besonders landwirtschaftlich ertragreiche Prenzlauer Gegend ein Grund zu baldigem Wohlstand gewesen sein. In dem Achtmänner-

Kollegium kann man bereits die Anfänge der Regierungsform, welche gegen Ende des Jahrhunderts als die für die Verfassungsgeschichte der deutschen Städte typische gilt, die Ratsverfassung, erblicken.

Mit der Gründungsurkunde vom 27. Dezember 1235 waren der Siedlung Basis und Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung einer städtischen Verfassung und Verwaltung gegeben.

## Jung'ns.

Van Max Lindow.

De drie Jung'ns holl'n tohoop as Peet un Schwefel. In'n Winter sind se all drie togliet up dat Jes inbroken, un nu in'n Sommer ströpen se Dag för Dag dat Feld af. Hof' un Hemd, dat is all's, wat se up'n View hebb'n.

In de School sitten se mehr an dat innerst Enn, awer in't Lopen, Springen, Klawern, Schwimmen, Wrangen, Klüten un Schmieten kümmt er so licht keener öwer. Angeln doon se of, awer dor hebb'n se noch nich de richtige Geduld to.

Se hebb'n ehr eegen Signol, un dat hört sich an, as wenn Krisko Frierhooft in'n Schloßgoorn ropen deit. Si kenn'n em doch? — In'n Winter hebb'n de Bengels soveel Indianerschmökers lest, dat ehr de Kopp dorvan rooft hett.

Nu awer is dat richtige Indianerwerer! Buten is een Hitt, un dat Woter in'n Wulfsjee is warm as Brögwoter! Ferien sind of. So schliefen de Bengels den Widenweg entlang, bunte Hohnsferern um den Kopp, dat Kriegsbiel in de Fust, Bogen un Pieler as Utrüstung, un de Bost mit gelen Lehm, schwarzen Worrer un rode Kried bemolt. Bang kann eener kriegen!

Se krupen as Schlangen döör dat Krut, holen sich ut den hollen Widenboom ehr Piepen rut, un steken in de Preesterberg, wo ehr keener sehen kann, ehr Logerfrier an.

Genes Doogs gohn se of öwer de Grenz; de Welt bi to Hus rüm is ehr to eng un klein word'n.

Se komen an eenen blogen See. Dat Dewer is jannig. Hier teekent sich de Foot van den witten Mann prid af. Bunt' Schneckengehüf' ligg'n öwerall rümher. Dat giwot Kriegschmud!

Süll'n denn hier keen Krewt to find'n sind? Man versöken! Richtig, unner den ersten flacken Steen sitt al eener! Gliet hebb'n de Jung's blanke Ogen. Frik is in de School de Dümmster, awer hier wett he Bescheid. He schnidd eenen langen Stöck af, spallert em an dat een Enn up, steckt een Stück Holt dortwischen, un de Krewtklemm is farig. — Nu awer vorsichtig! —

Dor sitt eener! Ganz heemlich schüwot sich dat Stöckenn neeger. Wupp, sitt de Broder in de Klemm, angelt mit de Been un grippt mit de Scheren, awer dat kann all's nüsch helpen, he müdd rin in den Rucksack. Dat geiht jo fein! Hans un Willem moken sich of eenen Krewtstöt torecht, un nu is dat schaffiger. Dat duert gor nich lang, dunn is dat Duzend vull. Schod, dat se keenen Kootpott bi sich hebb'n, hier harrn se mol schön afstoken künnt. Na, de Krewt schmeden obends of noch.

De Jung'ns schwommen een beten, ball up'n But, ball up'n Küggen, treden Woter, düfern unner un scheeten kobolt in't Woter.

Nu ströpen se an dat Dewer entlang. Hier müdd'n se in'n Harwt mol her un de Brombeer'n verhör'n.

Zwischen Krüzdoorn steiht een Barkenboom, piel as een Fohnenstang. Frik kann kieken as een Höwt! He süht gliet, dat up den Boom een Nest is, 't ward woll een Krähgennest sind. Dor müdd eener rup. Se sehen of, dat een Schwanz öwer den Rand van dat Nest röwertieft. De Ollsch ward woll brögen!

Hans steiht Buß, he is de Stiewster. Frik nu rup. Se peeken sich an den Doorn, awer dat is nu mol nich anners!

Is dat awer een Enn hoch, un denn keen Taden un keen gor nüsch. Nu is he rin in de Kron. Dor flarrert dat ut dat Nest rut — mit schwarzen Kopp un Krogen, mit witte Bost un schwarze Flüchten. De langen Schwänz wippen up un af un schillern bloog un grün. „Schadelfstern!“ röppt dat van unner rup, un Hans un Willem danzen as de Indianer um den Doorn un Boom rüm. „Frik, griep se doch!“ Jo, Frik is of al hinnerher as de Ratt hinner de Sparlings, awer de jungschen Schackers hupfen van eenen Telsen no den annern. „Schüddel doch, Frik!“ Dat is of wahr. Un Frik schüddelt, as fall he Blumen schüddeln. De Elstern trallen sich fast, wippen no hinnen un vör un jammern of mit ehre heeschen Rinnerstimmen. Ehr Dellern sitten wietaf up een Doornhed. Se

tön of nich helpen, ropen bloot hen un werrer „schack! schack!“

Friß schüddelt, wat he bloot kann. Dor flarert of al een Jungelster run van den Barkenboom, de annern folgen!

Nun geiht dor unner een Jagd los! Friß is mit eenen wahren Hurri van den glatten Boom rutscht, is dörch den peetigen Doorn gohn, ohn wat to marken un to föhlen. Hans schriggt as een Willer, he hett al een Schacker, striekt ehr de Ferern glatt un kieft ehr in de Ogen. „Schack! schack!“ ropen de Dellern un fleegen in'n groten Bogen hen no den Barkenboom, wo dat nüschet mehr to reddden giwnt.

Willem is den leßten Ogenblick henfall'n, süß harr he of al sienen Vogel hadd, awer nu is de Elster unner den Doorn krogen. De Jung will se hebb'n, peekt sich binoh de Ogen ut den Kopp un kriegt schließlich sienen Willen.

Friß is al ut Luft un Oden. Sien Elster kann am besten fleegen. Se flüggt een Enn, un wenn Friß ran is, hett se sich verdoolt un ritscht em ut, eh' he tofoten kann. Wenn se bet an den hogen Roggen kümmt, denn is se nich mehr to kriegen. — Mit eenen Witsch hett de Jung sien Hemd van'n Liew; denn springt he los, un gerod', as de quod Elster werrer upfleegen will, schmidd ehr Friß dat Hemd öwer den Kopp. Nu hett he ehr! Wat de awer vör Ogen möckt! Un bieten kann de, gliest bloodt de Hand.

Dat hett sich lohnt. De Jung's sind so in Upregung, dat se ball den Rucksack mit de Krewt haren liggen loten. To Hus ward'n se Ogen moken! Awer dat is gor nich so schlimm. „Jung, wat söln wi mit een Elster,“ seggen de Dellern van Willem un Hans.

Bloot Friß is öwerglücklich. Sien Voter, de Dörpschniermeister, kriegt of gliest Lust dorto! Se hebb'n een dröhtern Rückenbucht, dor kümmt de Schacker rin. De fall ganz tohm mookt ward'n, un wenn dat glücken deit, denn lehrt se vielleicht of reden.

Friß weekt Brot up, awer de klein Elster will nüschet nehmen, will nich schlucken. Wat is dorbi to moken? Awer morgen fall Friß den Försterjungen, de hier of no de School geiht, frogen; de ward woll Bescheid weeten.

Den annern Morgen kommen Willem un Hans ganz bedröwt no Friß; ehr Elstern sind öwer Nacht al kreppeert. Frixen sien lewt noch. Se hupst in ehren Burken rümher un schnappt de Jungs no de Finger. Wenn se bloot freten mücht! De Försterjung kümmt jo nich no de School, 't sind jo Ferien! Dunn rönnst Friß in eenen Draff no de Försteri! Gewiß, de Förster-

jung wett Bescheid, hett of al ees een quod Elster grootföd't. De is noher frie up den Hoff rümherflogen un rümherhupst, hett Hund'n un Ratten, Hohn un Höhner argert. Dunn is awer ees een frömd Förster mit sienen Hund komen. De Elster hett den groten Jagdhund in den Schwanz beten, un de hett den Spoß falsch verstoht. Een Haps, de lustig Elster hett doot an de Erd legen, un dat Blood is ehr ut den schwarten Schnöwel lopen. — Jo, de Försterjung kennt dat! Friß fall ehr man rohge Fleeßch, Rees, Kladei un of Brod gewen.

To Hus geiht dat Forern gliest los, un dat glückt. Dat duert nich lang, denn kann de Elster gor nich genoeg kriegen.

Friß sitt den halwen Dag bi sien Schackelster. Reden will se nich lehr'n, awer se seggt doch „schack! schack!“, un dat is jo of genug. Mudder mag den nüdlichen Vogel of gärn lieden, un se sorgt för witten Rees. Bald löp't de Elster up den Hoff rümher un kümmt an, wenn se ropen ward. Se hitt Schackla, wett dat, un dat ganze Döörp nömt ehr so.

De Meister hett Schackla doch de Spizen van de Flüchtenferen mit sien scharpe Scher afknipst. Fleegen kann Schackla nich, awer up den Dun kümmt se doch. Wenn Friß ut de School kümmt un „Schackla! Schackla!“ röppt, denn löp't se em entgegen un freut sich.

För den Schnierer is de Elster een groot Bergnögen. Wenn een Wünsch tum Motnehmen orrer Anpassen in de Wartstell is, denn lockt he Schackla dörch dat Fenster, un se müdd sich präsentieren un up den Schniererdisch rümher-spazieren. Dat is denn immer een gotes Wunderwarken un Högen.

Ennol weer nu den Schnierer sien Fingerhoot weg. De Meister weer krüzunglücklich. Dat weer sien Glücksfingerhoot. De weer so blank as Silber, un de Meister harr em van Fru Meistern kregen, as se noch Brutliid weeren. Dat weer een richtig Malheur, dat dat Glückdings weg weer. All's würd iim un dümmfehrt! Nüschet to find'n.

Schackla harr iim dissi Tied anfang'n, sich in'n Stall up eenen Balken een Dort van Nest to buen. Allerhand Strücker leegen dor al. Friß wull sich dat neeger betiefen, seeg wat blinkern un wüßt gliest Bescheid. Voter müßt komen. De wunnerte sich erst bannig un wull Doden uppstohn loten. Mit ees schlog he sich vör den Kopp un sär: „Dat harr ik weten müßt, denn in uns Les'boock stünn een Stück, dat heet: „Die diebische Elster“.

Wenn nu ees in'n Hus wat sölt würd un nich to find'n weer, denn heet dat: „Kieft mol no, ow dat Schackla werrer stohlen hett.“



Das Steinkreuz an der Abzweigung des Ellinger Weges von der Chaussee Prenzlau-Wolbegg. / Bild auf Ellingen.  
Zeichnung von Leo Wiese.

## Das Sühnekreuz.

Von W. Groß, Prenzlau.

Der heiße Sommertag tauchte in die Kühle des Abends unter. Ueber die alten Weiden an der Landstraße von Wolbegg nach Prenzlau hauchte der flammende Himmel goldenes Licht und malte allerlei Bilder um Stämme und Steine.

Zwei wandernde Steinmehlen kamen die Straße daher. Stiefel und Kleider, sogar Felleisen und Hut waren dicht bestäubt. Bei jedem Schritte wirbelte ein grauer Schwalm neben ihnen auf, begleitete sie eine Weile und zerfloß hinter ihnen in Nichts. Das Gesicht des einen war hoch gerötet. Der Schweiß hatte sichtbare Rinnen über die runden Wangen gezogen. Der andere war schmaler von Gestalt und sah blaß aus. Um seine Augen hatte die Anstrengung blaue Schatten gelegt. Sein Mund war leicht geöffnet und lechzte nach einem labenden Tropfen. Sein Auge aber trachtete in die Weite voraus, wo die Türme und Dächer Prenzlaus im

Abendlichte funkelten. Dort lag ihre Heimatstadt, das Ziel ihrer Wanderung nach langer Abwesenheit.

„Runo“, sprach der Blasse, und seine Schritte stockten, „wir finden die Tore geschlossen, wenn wir dort sind, laß uns in Ellingen einkehren, ich kann nicht mehr weiter.“ Und dabei stand er still, zog ein rotbuntes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete die Stirn.

„Weiter, weiter, Hennerke“, forderte Runo ihn auf, „wer wird sich kurz vor dem Ziele noch besinnen!“ Und rüstig schritt er zu, ohne sich umzusehen. Hennerke aber stützte die Hand an einen Weidenstamm, ließ den Kopf hängen, fiel dann mit einem leisen Seufzer in das dürre Gras am Wege und blieb hingestreckt liegen.

Runo ging endlich zurück und redete auf ihn ein, die halbe Meile noch auszuhalten. Hennerke aber breitete die Arme aus, ließ sein Haupt darauf sinken und schloß die Augen. Der Marsch

von Lübeck her hatte ihn doch angepackt. Und kurz vor dem Ziele versagten seine Kräfte. Ein jäher Hustenanfall schüttelte ihn hin und her und ließ ihn erschöpft liegen.

Kuno bückte sich, nahm ihm fürsorglich das Felleisen vom Rücken, schob es unter sein Haupt und öffnete ihm den Kragen. „Dann wollen wir wenigstens versuchen, das Dorf zu erreichen“, meinte er sanft. Und als er Blutstropfen auf den Lippen seines Gefährten bemerkte, wischte er sie vorsichtig ab.

Während sie am Wege saßen, waren einige vollbeladene Erntewagen an ihnen vorbeigefahren und seitwärts nach Ellingen abgebogen. Langsam schleppten die Pferde die Last hinter sich durch den tiefen, mahelnden Sand. Käum waren in dem dichten Staube ihre Mäuler zu erkennen. Ihrem müden Schlenkern war anzumerken, daß sie unter Hitze und schwerer Arbeit tagelang ihren Strang gezogen hatten. Das Volk der Schnitter aber saß in fröhlicher Stimmung auf dem letzten Wagen um eine aufgestellte Strohpuppe und sang ein Erntelied, denn die Ernte war beendet. Von den erhobenen Harfen der Binderinnen flatterten bunte Bänder und verkündeten die letzte Fuhr. Als der Wagen an den beiden Wegmüden vorbeifuhr, flog ein kleiner Aehrenkranz hernieder. Kuno griff danach und schwang ihn freudig empor, während der Gesang auf dem Wagen plötzlich verstummte. Ein Mädchen winkte ihm von oben lachend zu. Dann trottete auch dieses Gefährt vorbei, und es wurde ganz still auf der Straße. Ein kurzer Lerschenschlag wachte noch einmal aus den Stopeln auf und endete mit einem jubelnden Triller. Darauf reckten sich die Schatten der Weiden länger und länger, bis sie sich nur noch wenig von der einfallenden Dämmerung abhoben und in ihr völlig zerfloßen.

Hennerke hatte sein Haupt schwer in die hohle Hand gestützt. Seine Brust hob sich stoßweise, seine Augen aber hingen verlangend an dem Aehrenkranze, den Kuno noch hin und her drehte. Er seufzte schwer auf, richtete sich dann empor und stellte sich mühsam auf die schwankenden Füße. „Mich friert“, stieß er mit tonloser Stimme hervor, „komm, laß uns eine Herberge suchen. Vielleicht meine letzte“.

„Hennerke, was redest du“, lachte Kuno und war ihm behilflich. „Der kleine Unfall wird bald vorübergehen, wenn du erst einen Abendtrunk genommen. Es war heute sehr heiß. Morgen sind wir daheim, und dann wird dich Mutter tüchtig pflegen.“ Langsam bogen auch sie dann nach dem Dorfe ab. Es war Abend

geworden. Nur die Türme von St. Marien trugen noch ein Fünkchen Sonnenlicht auf ihren Dächern. Hennerke winkte lächelnd noch einmal hinüber, ehe sie im Dorfkrüge nach Handwerksbrauch um ein Nachtlager vorsprachen.

Dort aber herrschte lustiges Leben. Unter der breitstämmigen Rißter auf der Dorfau schritten schon junge Paare nach dem Klange der Schalmeien zum Tanz. Immer mehr Mädels und Burschen fanden sich ein, den Tanz um die letzte Garbe zu führen, die an einem tiefen Aste des Baumes als Puppe aufgehängt war.

Kuno und Hennerke waren nach gründlicher Säuberung und kurzem Imbiß auf dem Heuboden zur Ruhe gegangen. Aber keinem wollte der erquickende Schlaf kommen. Während Hennerke ein trockner Husten plagte und ihm der Atem röchelnd durch die Brust fuhr, lag Kuno der Klang der Schalmeien im Ohr, und es kribbelte ihm merklich in den Füßen. Er versuchte zu schlafen. Aber immer wieder jauchzten die Töne bekannter Tanzweisen durch seine Sinne, bis er endlich flüsterte: „Junge, Hennerke, ich halt's nicht mehr aus. Willst du mit zum Tanz?“ Doch der mochte nicht, redete ihm vielmehr zu, allein zu gehen. Da erhob sich Kuno von seinem Lager, entnahm seinem Ranzen eine saubere Bluse, ordnete Haar und Anzug, nahm den Aehrenkranz, der neben ihm gelegen hatte, stieg die Leiter hinab und mischte sich unter das junge Volk.

Der Platz war durch Kienfadeln erleuchtet. Flackerndes Licht goß sich über die tanzenden Paare und warf ihre Schatten in bunter Bewegung durcheinander. Bestürzt und erschrocken zugleich starnte Kuno in den Trubel. In seinem Hirn wirbelte es noch bunter als auf dem Plage. In seiner Brust fühlte er einen Druck, daß er die Arme heben mußte. Als er so dastand und den Aehrenkranz einen Augenblick hoch über seinem Haupte hielt, löste sich aus den tanzenden Paaren eine Tänzerin, ließ ihren Burschen stehen und schritt gefentkten Hauptes auf Kuno zu. Vor ihm knickte sie dreimal, schlug die Augen auf und lächelte ihn an. Er aber setzte ihr den Kranz auf ihre dicken, blonden Zöpfe, die sie wie eine Krone um ihr Haupt geschlungen hatte, legte seinen Arm um ihre Hüften und schritt mit ihr zum Tanz. Alle machten Platz und stellten sich rings im Kreise auf. Das Mädchen hielt Kuno bei der Hand und stand mit ihm unter der Puppe. „Du mußt sie anzünden“, flüsterte es ihm zu. Er begriff nicht. Ihm war, als ginge er an der weichen Hand des Mädchens durch ein Land, in dem die



und ließ zerrissene Schatten darin untertauchen. Hennerke glaubte Runos blasses Gesicht dahinter zu erkennen. Doch spülten die wechselvollen Wasser dies Bild bald wieder hinweg. Aber vor seiner Seele stand es und wollte nicht weichen. Immer höher türmte sich sein Schuldbewußtsein auf, immer stärker hämmerte sein Herz unter dem Druck des Erlebten. Hilfe flehend wanderten seine Augen über die Umgebung und gewahrten am Ufer eine starke Steinplatte aus graurottem Granit. Erlöst atmete er auf, denn im gleichen Augenblick bewegte ihn ein süßender Gedanke. Er ging auf den Stein zu, zog Hammer und Meißel aus dem Ranzen und begann, ihn zu prüfen. Und weil er kernig und brauchbar war, stand sein Entschluß fest, daraus ein einfaches Kreuz für seinen Freund zu formen. Diese Absicht gab ihm Kraft, das letzte Wegstück forscher zu durchschreiten. Und als er vom Ruhore aus in die Strohstraße eintrat, sah ihm niemand mehr die Schwere der Wanderung an. Am Ende der Strohstraße bog er rechts in die Baustraße ab, um die Bude seines Vaters, eines ehrsamten Schneiders, aufzusuchen.

Einfilbig schrillte die Glocke über der geöffneten Haustür. Kühle Luft schlug ihm aus dem langen, schmalen Flur entgegen. Ihm wurde schwindlig und er mußte sich am Treppengeländer halten, als seine Mutter ihm mit blassem, müdem Gesicht entgegentrat. Es zuckte kein Strahl der Freude um ihren schmalen Mund, und die Augen schienen rot vom Weinen. Welt und matt reichte sie ihm nur die Hand. Auch der Vater blickte verstört drein und fand kein liebes Wort des Willkommenens. Kalt und freudlos wie der Empfang schien ihm das ganze Haus. Wie anders hatte er sich doch die Heimkehr ausgemalt. Seines Bruders Platz auf dem Arbeitstisch war leer. Nun erfuhr er auch, daß derselbe heute früh in hastiger Eile auf die Wanderschaft gezogen sei, ohne sich ordnungsgemäß von seinem Gewert und von seinem Vater, der zugleich sein Meister war, abzumelden. Er sei mehr geflohen als gegangen. —

Nach drei Tagen stand Hennerke am Grabe Runos, der in dem Friedgarten am Stettinschen Tore eingeseht wurde. Viele trauerten um den so jäh Dahingegangenen. Hennerkes Eltern aber waren daheimgeblieben. Ihr Gebaren wunderte ihn mehr und mehr. Und aus Stichelreden und absichtlich hingeworfenen Worten der Teilnehmer mußte er schließen, daß sie ihren guten Ruf irgendwie eingebüßt hatten. Zu Hause sprach er sanft mit der Mutter, wußte seine Rede auf das Gehörte zu bringen und erfuhr nun aus ihrem Munde, daß sein Bruder im Verdacht stehe, Runo hinterriicks erstochen zu haben. Da ging er still in seine Kammer und sank gebrochen auf sein Lager. Tagelang konnte er sich vor wühlenden Schmerzen nicht erheben. Nur der guten Pflege und dem tröstenden Zuspruch der Mutter gelang es, so glaubte sie, daß er überhaupt wieder hochkam.

Dann trieb es ihn, trotz seiner Schwäche sein Vorhaben auszuführen. Nachdem er Runos Eltern aufgesucht und ihnen von den gemeinsam verlebten letzten Tagen erzählt hatte, wanderte er jeden Tag langsamen Schrittes an den Quillow, um das Kreuz zu formen. Er hatte nicht die Kraft, den Stein noch selbst zu wenden und bat manches Mal einen Vorübergehenden darum. Aber bei jedem Hammerschlag gab es ihm einen Ruck durchs Herz, und immer schwerer lastete die Schuld seines Bruders auf ihm. Seine Arbeit sollte sie beide entführen. Nach vierzehn Tagen konnte er nicht mehr den Weg gehen. Einen Arm, der den geziickten Dolch halten sollte, hatte er nur noch im Kreisbilde des Kreuzes roh andeuten können, denn zur Ausföhrung reichten seine Kräfte nicht mehr.

Auf seinem Sterbelager beichtete er der Mutter flüsternd seine schwere Gewissensangst. Er starb mit der Bitte, das Steinkreuz an dem Wege zu errichten.

Dort steht es noch heute als Sühnekreuz und erzählt den Vorübergehenden von der unbedachten Tat.

## Winters Anfang.

Von Joachim v. Winterfeld, Damerow.

**F**rüh in Wolfenfloren Abend drängt herbei.  
Hoch im Dunst verloren schriller Wildganschrei,  
Wie von blankem Stahle messerscharf geziickt,  
Daß mit einem Male alle Luft erstickt. —  
Weißes Niederschweben hebt der Flocken an,

Dichter sich verweben Himmel, Feld und Tann.  
Welt und Weg versinken, müd' die Füße sind;  
Suchst des Lämpchens Blinken nur in Scheiben  
blind,

In verglühter Sonnen schwachem Widerschein  
Nur ein sanft umspinnen spät Beruhigtsein.

## Die Wallberge bei Wiltschow.

Von Dr. Walter Effenberger in Berlin-Oberschöneweide, mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Einige Meßtischblätter des Kreises Prenzlau verzeichnen hier und da langgestreckte, schmale, wallförmige Erhebungen, so z. B. das Blatt Wallmow (Nr. 1237) die *Rehberge* östlich der Straße von Carnzow nach Cremzow und das Blatt Nechlin (Nr. 1145) die *Eiskellerberge* bei Malchow und vor allem die *Schanzberge* östlich Wiltschow.

Die *Schanzberge* sind zweifellos die bedeutendsten Wallberge im Gebiete des Prenzlauer Kreises. Sie beginnen hart südlich der großen Straße von Strasburg nach Pasewalk, dort, wo diese hinter Wiltschow in fast genau östliche Richtung umbiegt. An dieser Stelle erreicht der Wall mit 55 Meter Höhe über dem Meere seinen höchsten Punkt. Er erstreckt sich von hier aus in süd-südwestlicher Richtung bis an die Straße von Wiltschow nach Nechlin. Dort ist er etwa 12 Meter niedriger als an seinem Nordende. Durch die Straße Wiltschow—Brietzig wird der Wall unterbrochen, und auch nördlich von dieser Stelle sind einige schmale Lücken in seinem Verlaufe erkennbar. Seine Gesamtausdehnung beträgt etwa 2800 Meter.

Genau in seiner Mitte, nur durch eine Senke, in der ein Bächlein der nahen Seeke zufließt, von ihm getrennt, beginnt ein zweiter Wall. Er verläuft etwa 450 Meter in westlicher Richtung und findet sodann Anschluß an eine Kette von kürzeren und längeren Wällen, die in der Nähe von Wiltschow die Strasburg—Pasewalker Landstraße kreuzen und nach einer Gabelung in zwei Aeste noch ein Stück auf das Gebiet des Meßtischblattes Pasewalk (Nr. 1053) übergehen.

Einen Teil dieses Systems von Wällen lernte der Verfasser am 31. Mai 1931 kennen. Herr Rittergutsbesitzer von *Holken-dorff* auf Wiltschow hatte die Liebesswürdigkeit, trotz der drückenden Hitze die Führung zu übernehmen. Ihm sind einige der folgenden Angaben zu danken, zunächst der Hinweis darauf, daß niemand in der Gegend den Namen „Schanzberge“ kennt. Im Volksmund heißen sie „Brietziger Berge“. Den südlichen Teil des Walles nennt man allgemein die „Prenzlauer Berge“, wohl weil bei

gutem Wetter von ihrer Höhe aus die Türme der Marienkirche in Prenzlau in der Ferne erkennbar sind. Dagegen führt der Teil des Walles, der an der Strasburg—Pasewalker Straße endet, den Namen „Primerberge“.

Am Rande der anmutigen, von dem Mühlbach oder der Seeke durchflossenen Biejenlandschaft, die sich deutlich als Tal zwischen den flachkuppigen Moränenhügeln zu erkennen gibt, führt eine Allee herrlicher Bäume auf das Südende der Prenzlauer Berge zu. Hier ersteigt man den Wallrücken und sieht sich bald von lichthem Walde umgeben, der besonders schön am westlichen Hange ist (siehe Abbildung 1). Bereits in diesem Teile des

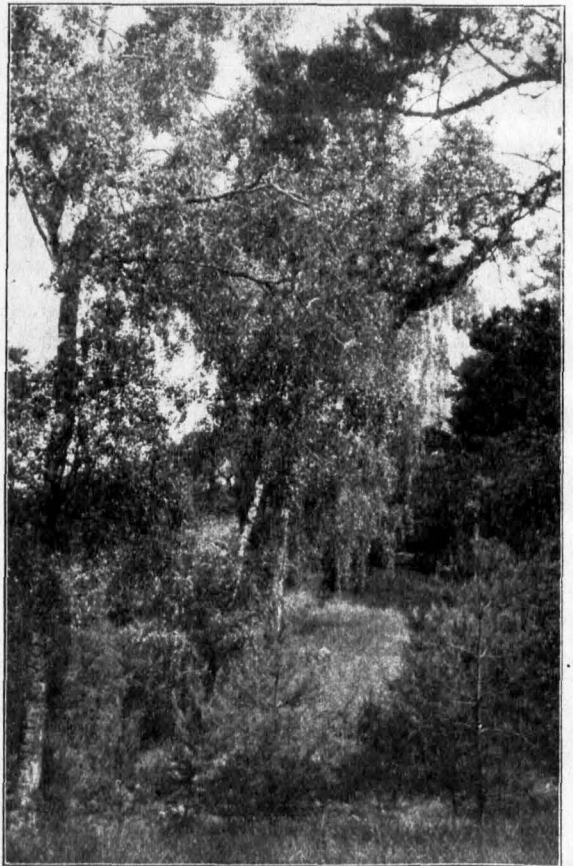


Abb. 1. Auf der Höhe der Prenzlauer Berge bei Wiltschow.



Walles erregen große Steine die Aufmerksamkeit des Naturfreundes. Sie liegen verstreut, wie hingewürfelt, auf dem Boden und waren früher weit zahlreicher als heute. Die in zwischen verschwundenen haben irgendwo und



Abb. 2. Kiefer auf den Prenzlauer Bergen bei Wilsdorf

wann bei einem Bau Verwendung gefunden. Unter den Bäumen, die zum großen Teil vom Vater des jetzigen Besitzers und noch früher angepflanzt worden sind, erregen wegen ihres herrlichen Wuchses und ihrer stattlichen Höhe einige Kiefern (siehe Abbildung 2) und Birken unser Entzücken, und auch der dichte, düstere Bestand südlicher Schwarzkiefern sowie die im schneeigen Weiß ihrer Blüten prangenden Weißdornhecken erfreuen das Auge dessen, der auch für bescheidenere Naturbilder empfänglich ist.

Es ist nicht beabsichtigt, in diesem Aufsatz die Pflanzenwelt des Walles genauer zu behandeln. Zwei auffällige Pflanzengestalten verdienen es jedoch, genannt zu werden. Das gilt vor allem für die Nickende oder

Wiesen = Küchenchelle (*Pulsatilla pratensis*). Trockener Boden, den sie in lichten Kiefernwaldungen, auf Heiden und auf sonnigen Hügeln findet, sagt ihr besonders zu. In solchen Boden senkt sie ihren kräftigen Wurzelstock tief ein. Ihm entsprossen Jahr für Jahr ein oder mehrere Stengel von 7 bis 30 Zentimeter Höhe. Sie tragen am Ende die hell- bis schwarzvioletten, abwärts hängenden großen Blüten, die außen dicht mit weißen, seidigen Haaren bedeckt sind (siehe Abbildung 3). Am Tage des Besuchs des Walles waren die Küchenchellen bis auf vereinzelte Nachzügler bereits verblüht. Sie trugen schon ihre zottig behaarten Fruchtschöpfe, die denen des im Riesengebirge allbekannten Teufelsbartes sehr ähnlich sind.

Die Küchenchelle wächst auf dem Walle in geradezu unglaublichen Mengen. Es muß ein prachtvolles Bild sein, wenn Rücken und Flanken des Walles mit Tausenden und Aber-tausenden von Blüten der Küchenchelle über-

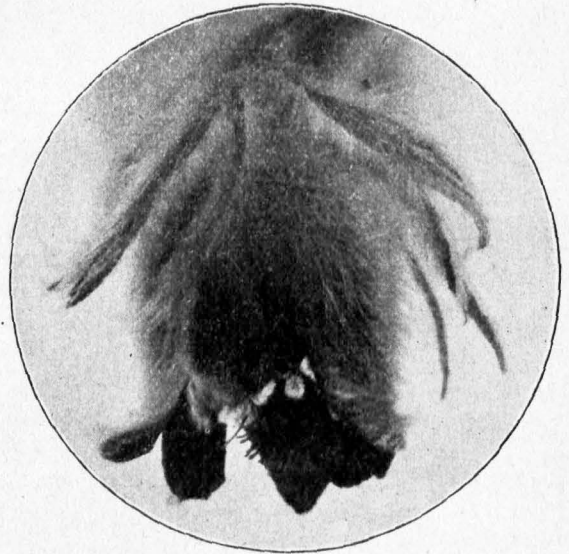


Abb. 3. Blüte der Nickenden Küchenchelle. (*Pulsatilla pratensis*.)

sät sind. Vielleicht findet sich im Kreise Prenzlau ein naturliebender Künstler, der solchen Schmuck der heimatischen Landschaft im Bilde wiederzugeben vermag.

Neben der unter Naturchutz stehenden Küchenchelle ist auf dem Wallrücken der Wiesenjalbei (*Salvia pratensis*) ver-

treten. Er stand, beschienen von leuchtender Sonne, in voller Blütenpracht und bedeckte die Abhänge des Wallbes mit tiefblauen Teppichen.

regellos verteilt stecken, so wird man sich doch fragen müssen, ob solch ein Wall als Werk von Menschenhand angesprochen werden kann, oder ob nicht vielleicht natürliche Kräfte den Wall aufgeschüttet haben. Es ist jedenfalls nicht einzusehen, warum sich Menschen die Mühe gemacht haben sollten, die schweren Steine herbeizuholen und in den Wall einzufügen. Und wenn sie sich von deren Einbau irgend einen Erfolg versprochen haben sollten, dann wäre wiederum nicht recht zu verstehen, daß diese schweren Steine nicht als feste Grundlage des Wallbes benutzt, sondern offensichtlich planlos in die Bodenmassen eingelagert wurden. Solche Ueberlegungen und vor allem auch die

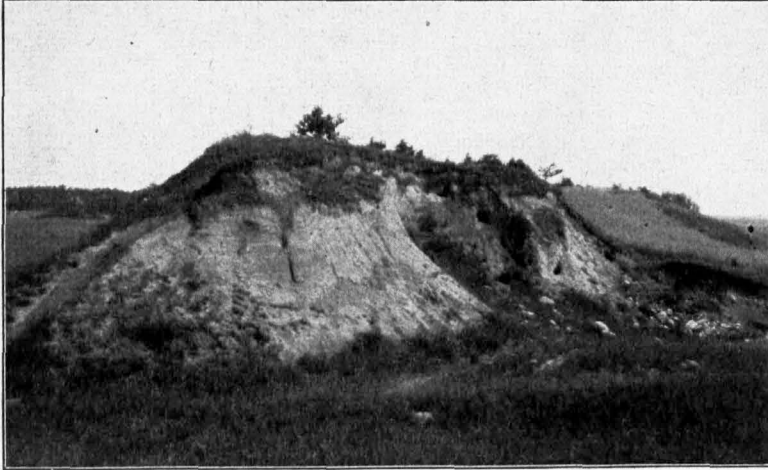


Abb. 4. Unterbrechung des Wallberges bei Wilsickow an der Straße Wilsickow - Briehlg, östlicher Abhang.

An mehreren Stellen findet man den Wallrücken durch Steinbrüche angegagt. Sie sind „Aufschlüsse“ im Sinne des Geologen, die ihm einen Einblick in das innere Gefüge des Wallbes gestatten und ihn das Material erkennen lassen, aus dem der Wall aufgebaut ist.

Der mit den Ergebnissen erdgeschichtlicher Forschungen nicht Vertraute wird geneigt sein, die Wälle von Wilsickow für Anlagen zu halten, die von den Bewohnern jener Gegend in früherer Zeit zum Zwecke der Verteidigung gegen andringende Feinde aufgeworfen worden seien. In der Tat würde an einem solchen von Verteidigern gut besetzten Wall der Ansturm der Angreifer wohl zum Stehen kommen. Wenn man nun aber in den „Aufschlüssen“ erkennt, wie in einer feineren, teils lehmigen oder mergeligen, teils sandigen Grundmasse zahllose kleine und viele große, zuweilen zentnerschwere Blöcke ganz

Erwägung, daß der Bau allein des einen Dammes, der, wie gesagt wurde, 2800 Meter lang ist, außerordentliche Arbeitsleistungen durch Jahre hindurch erfordert hätte, zwingen dazu, dem Wall eine Entstehung durch natürliche Kräfte zuzuschreiben.

Die Geologen haben die Wälle bei Wilsickow anlässlich der geologischen Aufnahme und Kartierung des Gebietes genau untersucht.

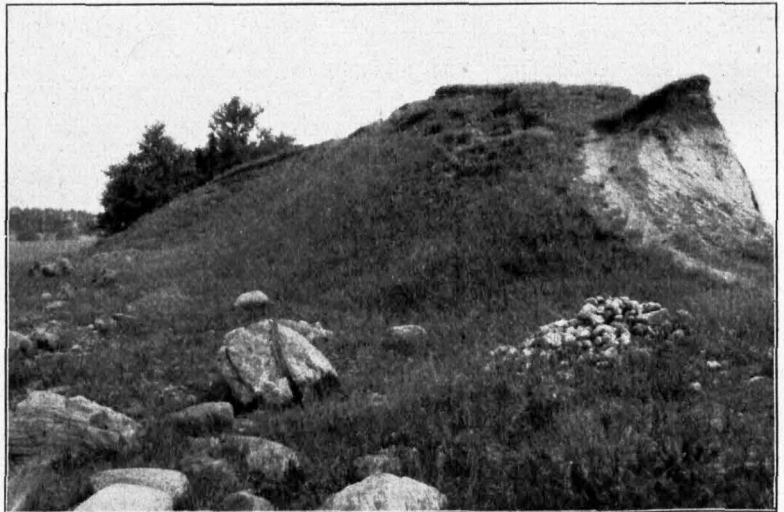


Abb. 5. Unterbrechung des Wallberges bei Wilsickow an der Straße Wilsickow - Briehlg, westlicher Hang mit Geschiebeblöcken.

Nicht allein die bereits damals vorhanden gewesenen Aufschlüsse wurden eingehend durchforscht, sondern darüber hinaus suchte man durch eine Reihe von Bohrungen den inneren Aufbau der Wälle zu ergründen, um aus den Ergebnissen zu einer Vorstellung von der Entstehung dieser Gebilde zu gelangen. Ueber diese Arbeiten wird in den „Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten, 66. Lieferung, Gradabteilung 28, Nr. 34, Blatt Nechlin“ berichtet. Der Verfasser der „Erläuterungen“, R. Klebs, gibt neben dem Text einige Abbildungen von Aufschlüssen und außerdem einen Längsschnitt durch den Hauptwall. Aus seinen Darstellungen erkennt man deutlich den verwickelten inneren Bau der Wälle und gewinnt die Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um ein Werk von Menschenhand handeln kann.

Schwierig ist die Frage nach der Entstehung der Wälle zu beantworten. Der Auffassung, daß sie während der letzten Bedeckung Norddeutschlands mit dem Eise, das sich aus

Skandinavien verschob, gebildet wurden, wird wohl von keiner Seite bestritten. Dagegen sind die Geologen über das Wie der Entstehung noch nicht zu einer einheitlichen Deutung gelangt. Die Erstreckung der Wälle über weite Strecken und ihre geringe Breiten- und Höhenentwicklung sprechen dafür, daß das Aufbaumaterial in Spalten, die bis auf den Grund des Inlandeises hinabreichten, zusammengehäuft wurde, und Faltungsercheinungen in den Aufschlüssen lassen die Annahme berechtigt erscheinen, daß die gewaltigen Kräfte der bewegten Eismassen das Material vielerorts preßten und durcheinanderkneteten. Die Frage, ob die Spalten, in denen solches geschah, oben offen oder geschlossen waren, bleibe unerörtert. Dagegen sei darauf hingewiesen, daß die Wallrücken in Norddeutschland zu den selteneren eiszeitlichen Bildungen gehören. Im Sinne des Heimat- und Naturschutzes, aber auch aus wissenschaftlichen Gründen ist die Erhaltung nicht nur der Wilsdower, sondern der möglichst aller Wallrücken erwünscht.

## Frühe im Walde.

Von Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Trüben Sinnes floh ich lang vor Tage  
Waldwärts über blasse Felder;  
Rauch von Bränden gleich und düsterer Sage  
Lag im Heer der Stämme Nebelgrauen,  
Daß ich durch die dämmernden Gestelle,  
Die vertrauten, ein Bedrängter, irrte;  
Kälte schauerte aus matter Helle,  
Feindschaft drohte mir aus starrem Schweigen.

Siehe da: Es nähert sich, es breitet  
Licht sich aus im bleichen Dinstverwehen;  
Und ein hehrer Wundertäter schreitet,  
Rührt die Aeste an, daß golddurchwirkt sie,  
Und umfängt mich wie mit Heilandsarmen,  
Unversehns mit weiten Liebesarmen,  
Daß im Leuchten rings, im Duft des warmen  
Lebens ich von heiliger Lust erfüllt bin.

Vor den Augen, wipfelwärts erhoben,  
Meinen schwachen glanzberauschten Augen,  
Ist des Grauens letzter Hauch zerstoben  
In dem reinen Blau des Himmelsdomes.  
O, daß alle von des Daseins Mühe  
Hartbedrängten sich mir zugesellten,  
Und am Wunder dieser Waldesfrühe  
Sich erlabten, sich erlösten!



## Ein verwünschenes Plätzchen

Von Elfriede Rheinen-Rühne.

Wer kennt dies idyllische Fleckchen in un-  
serm lieben Brenzlau? Ich glaube, es sind  
nicht viele. Liegt es doch ganz versteckt, außer-  
halb der Stadt. Der schmale Fußsteig, der uns  
hinführt, ist wenig verlockend. Gerümpel,  
Steinhäufen, altes Eisen, zerbrochene Mühl-  
räder säumen den immer enger und fast un-  
kenntlich werdenden Pfad, an dessen Seiten  
riesig hohe Brennessel- und Distelstauden in

üppiger Fülle wuchern. Holunder-  
büsche und Erlen gewähren nur  
selten einen verstoßenen Blick auf  
den uns in mehreren Metern Ab-  
stand begleitenden Fluß. Es ist  
eben ganz so wie im Märchen! Wer  
mit nüchternen Alltagsaugen schaut,  
wer sich nicht einspinnen läßt von  
dem Zauber des Verwünschten,  
Geheimnisvollen, der bleibe lieber  
fern. Wer aber mit Märchenaugen  
und Märchenohren schreiet, der  
wird auch ein Märchen erleben. —  
Bald hört man ein leises Rauschen  
und Raunen! Eine uralte, riesige  
Linde heißt uns willkommen. Ein  
schmaler Balken, der über den Fluß  
gelegt ist, führt uns vollends zu  
dem verwünschten Plätzchen. Nicht  
weit davon entfernt rast der Ver-  
kehr auf der sehr belebten Chaussee,  
wirbelt der Staub, schießen die  
Autos dahin, knattern die Motor-  
räder! An diesem stillen Winkel  
scheint die Zeit mit ihrem sinnlosen  
Hasten und Jagen spurlos vorüber-  
zugehen. In köstlicher Frische, ver-  
träumt liegt er da, als dächte er  
vergangener Zeiten, da die Welt  
ein anderes Gesicht trug als heute,  
da noch Beschaulichkeit und gemäch-  
liche Ruhe herrschten. Träumend  
schaue ich in die Zweige der uralten,  
wunderbaren Linde, die sich über  
dem rauschenden Wasser ausbrei-  
ten. Geheimnisvoll flüstern und  
raunen sie von längst entschwun-  
denen Tagen. Viel hat die alte  
Linde geschaut und erlebt im Wech-  
sel der Zeiten, und immer rauschte  
das Wasser unermüdlich herab,  
bis es in dem kleinen Bäch-  
lein Ruhe fand, über dessen unergründlich  
grün schimmerndem Wasser Erlen und Pap-  
peln schützend ihre Zweige neigen. Sinnend  
blicke ich hinein in das schäumende Silber  
des Wassers. Grün bemooft schimmern die  
Steine! Ein einsamer Haselnußstrauch, in  
dessen Zweigen ein Vöglein sein leises Abend-  
liedchen singt, steht mir gegenüber hart am  
Rande des Wasserfalles; auch er träumt in den  
Abend hinein. Jetzt kommen langsam über die  
sanft ansteigende grüne Höhe ein paar Rüh-  
e näher, bleiben stehen und glozen mit großen  
dummen Augen fragend zu mir herüber. Wir

sehen uns eine Weile stumm in die Augen, bis es ihnen wohl klar geworden ist, daß ich ebenso harmlos bin wie sie. Golden leuchtet die scheidende Sonne und taucht alles in ein zauberhaftes, warmes Licht. Ich träume weiter. Einst waren Linde und Wasserfall Mittelpunkt eines herrlichen alten Partes, in dessen verschlungenen Wegen helle Stimmen und Kinderlachen erklangen. Glückliche Tage sahen die alte Linde und der Wasserfall. Ueber den Bach, in dessen klarem Wasser muntere Forellen hin und her huschten, sprangen weiße, zierliche Brücken, die sich lustig im Wasser spiegelten. Bergglockenblumen und Sumpfdotterblumen, Gräser und Kräuter schmückten die Ufer. Um

den Baumstamm der Linde lief eine weiße Bank. Welch selbiges Sonnenglück erlebten Linde und Wasserfall! Schluchzend erklang in den warmen Mainächten das Lied der Nachtigall im Gebüsch, und der silberne Mond lugte geheimnisvoll durch die zitternden Blätter der hohen Pappeln, die wie Wächter am Flusse auftraten. — Doch ich will nicht ausplaudern, was mir die alte Linde anvertraute und der Wasserfall zuflüsterte. Komm' selbst, lieber Leser, und laß dich einspinnen von dem Zauber dieses köstlichen Winkels.

Es rauscht der Wasserfall,  
Rauscht ohne Ruh,  
Flüstert mit leisem Schall  
Dir Märchen zu.

Die Linde neigt sich leis'  
Und streuet süßen Duft;  
Und Abendfrieden weht  
In lauer Sommerluft.

## Etwas vom Pelzwerk und von der Zucht der Edelpelztiere.

Von G. Belling, Berlin-Pankow.

Unter Pelzwerk versteht man Tierhäute, die mit langen, dichten und weichen Haaren oder Daunen bedeckt sind und, leicht gerbt oder sonst zugerichtet, zur Kleidung, zu Teppichen, zu Wandbekleidungen usw. gebraucht werden. Die Häute stammen mit wenigen Ausnahmen von Säugetieren, unter denen wieder die Raub- und Ragetiere die meisten und zugleich die schönsten und kostbarsten Pelze liefern. Die Benutzung der Felle und Pelze ist uralte. Erzählt doch schon die Bibel, daß nach dem Sündenfall die Schürzen aus Feigenblättern, die das erste Menschenpaar sich gefertigt hatte, alsbald abgelegt wurden; denn Gott, der Herr, machte Adam und Eva Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. Die Fürsten und Vornehmen der Meder und Perser, die Großen anderer Völker des Altertums, so wird berichtet, trugen vielfach Pelzbesatz an ihren Gewändern. Die alten Germanen, denen die Römer die Bezeichnung „Bepelzte Männer“ beigelegt hatten, verwendeten Tierhäute zur Kleidung, wohl auch aus dem Grunde, damit dem Manne ein kriegerischeres und wilderes Aussehen gegeben wurde.

Als die wichtigsten Edelpelztiere sind, um nur einige zu nennen, aufzuführen: Der Rotfuchs, die nordamerikanischen Füchse, nämlich der Schwarzfuchs, der Silberfuchs und der Kreuzfuchs, dann die Polarfüchse, d. s. der Weißfuchs und der Blaufuchs, ferner der Nerz, der sibirische und der nordamerikanische Zobel, der Silberdachs, der Iltis, das Wiesel, das Hermelin, der

Edel- und der Steinmarder, der nordamerikanische Sumpfmarder, der Fischotter, der Waschbär, das Stinktier, dessen Pelz unter dem Namen „Skunks“ bekannt ist, die Zibethkatze, der Biber, der Sumpfbiber, nach seinem Pelze Nutria genannt, die Bisamratte, das Eichhörnchen, der Hamster, das Chinchilla, das amerikanische Dopsium, der Maulwurf, das Karakulschaf, das Kaninchen, die Hauskatze. Der Wert des Pelzwerks wird neben seiner Güte, Schönheit und Leichtigkeit von örtlichen Verhältnissen bestimmt. Es bildet den Gegenstand eines schwunghaften Handels, des Pelzhandels, der auch Rauchwarenhandel genannt wird. In der Erzeugung von Pelzwerk stehen Rußland, besonders Sibirien, und Nordamerika, namentlich Kanada und Alaska, obenan. Bedeutend für den Pelzhandel der Welt sind die Messen von Nischnij-Nowgorod und Irbit, ferner Astrachan und Kiachta und als feste Plätze Petersburg und Moskau, sodann die Pelzauctionen in London und Kopenhagen, wie die Handelsstätten Berlin, Wien und Budapest. Der Hauptweltmarkt für Pelzwerk aber ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts die Welt-Messestadt Leipzig, die jährlich zur Oster- und Michaelismesse von etwa 4000 Rauchwarenhändlern aller Nationen besucht wird. Diese Händler sind meist Käufer und Verkäufer zugleich. Es war folgerichtig, daß an dem Mittelpunkt des Pelzhandels und der Pelzveredlungsindustrie Leipzig im Sommer 1930 die Internationale Pelz- und Jagdausstellung, die Ipa, eine der



Eine weitere Farm für Edelpelztiere soll in Lichtenberg (Mark), Eisenbahnstation Löwenberg (Mark) bestehen.

Das Züchtergebnis für Deutschland im Jahre 1929 waren u. a. 10 000 Silberfüchse, 5000 Nerze, 400 Karakulschafe. Deutschland steht mit seiner Edelpelztierzucht an 3. Stelle hinter Kanada und Norwegen. Seine Erfolge reizte andere europäische Länder zur Nachahmung an, die indessen in ihrer Gesamtheit höchstens den Stand von Deutschland erreichten.

Als Tierarten, die für die Edelpelztierzucht hauptsächlich in Frage kommen, sind zu nennen: das Karakulschaf, das Edeltaninchen, die Kage, der Silberfuchs, der Kreuzfuchs, der Weißfuchs, der Blaufuchs, der Nerz, der Baumarder, der Steinmarder, der Fischermarder, der Fichtenmarder, der Zobel, der Altis, das Wiesel, das Hermelin, der Otter, der Biber, der Sumpfbiber, die Bismarckte, der Waschbär, das Stinktier, der Silberdachs, das amerikanische Opossum, das Chinchilla, der Maulwurf, das Eichhörnchen, der Hamster.

Das Karakulschaf (bucharisches Schaf), dessen junge Lämmer den kostbaren Persianerpelz liefern, trägt seinen Namen von der Stadt Karakul in der Bucharei (Zentralasien). Seine Zucht ist sehr alt, und es verlautete, daß man die wertvollen Felle nur in Zentralasien gewinnen könne. Das trifft jedoch nicht zu. Die Zucht wird auch in Südrußland (Krim), in den Kaukasusländern, auf dem Balkan, in Oesterreich, Deutschland und in anderen Ländern durchgeführt. Halle a. d. Saale ist der Sitz der Vereinigung Deutscher Karakulzüchter. Dort wird auch die größte Herde reinblütiger Karakulschafe unterhalten (Wollblutkarakuls). Tiere, die durch Kreuzung von Wollblütern und

Schafen anderer Arten entstanden sind, bezeichnet man als „Landkarakuls“; sie liefern zwar meist gute Fellchen, sind aber züchterisch mit Vorsicht zu verwenden. Der Preis eines reinblütigen Tieres stellt sich auf etwa 1500 Mark. Man tötet die Lämmer lediglich ihres Blieses wegen; schon wenige Tage nach der Geburt müssen sie ihr Leben lassen.

Das Edeltaninchen ist hart und widerstandsfähig. Es wird gefüttert und gehalten wie jedes andere Kaninchen.

Die Zucht der Kage ist bekannt. Sie wird besonders in Holland betrieben.

Der Silberfuchs ist das edelste und wertvollste, wie für die Farmer wichtigste Pelztier. Seine Zucht hat sich bislang am besten bewährt. Der Leser, der noch keinen echten Silberfuchs gesehen hat, darf nicht glauben, daß dessen Balg durchweg silberglänzende Haare trägt oder silberscheinende Grannen auf schwarzem Grunde zeigt. Nein; das Haar ist von der Wurzel aus schwarz, dann folgt ein silberner Ring, die Haarspitzen glänzen tiefschwarz, die längeren Haare silbern. Wenn man das Haar in den Händen leicht wellen läßt, funkelt es dem etwas entfernten Beobachter mit glänzendem Silberschein entgegen. Je stärker der Silberschein ist, desto wertvoller ist der Balg. Das Unterhaar ist dicht, seidenartig und schwarz. Die Spitze des kräftigen, schwarzen Schwanzes ist schön weiß. Ein Nachahmen der Silberung durch Färben ist ausgeschlossen.

Es ist eine weit verbreitete, irtümlische Annahme, daß nur in einer größeren Höhenlage und nur bei strengem und hartem Winter ein guter Pelz zu erreichen sei. Nach den gemachten Erfahrungen kann nur dann ein schönes Haarkleid gewonnen werden, wenn die Unterlage dafür durch eine gute Ernährung gegeben ist. Ist die Pflege vorhanden, so bedarf es nur einer Kälteperiode, die einige Tage mit einer Temperatur von wenigen Grad unter Null dauert. Eine wichtige Vorbedingung ist allerdings die vorsichtige Auswahl der Züchttiere, ein guter Stammbaum und treffende Paarung. Der Silberfuchs wirft, wie alle Füchse, nur einmal im Jahr, und zwar meist 4 Junge. Die Paare sollen, wenn sie nicht ständig zusammenbleiben, im November in ihr dauerndes Gehege gebracht und gepaart werden. Manche Züchter ziehen pelzhygam, d. h. ein und derselbe Rüde dient zum Decken mehrerer Fähen. Von Mitte Januar des nächsten Jahres ab kommen die Tiere in die Ranz. Jede Störung muß in dieser Zeit von ihnen fern-

gehalten werden, wenn nicht die ganze Nachzucht in Frage kommen soll. Die Tragezeit währt 51 bis 52 Tage. Erfüllt die Fähe ihre Mutterpflichten getreulich, so werden die Jungen bis 8 Wochen bei der Mutter belassen und erhalten dann eigene Gehege. Die Altfüchse bleiben 10 bis 12 Jahre lang fortpflanzungsfähig. Ein wichtiger Punkt ist die Beobachtung größter Sauberkeit; besonders sind die Tiere ungezieferfrei zu halten. Recht kostspielig stellt sich natürlich die Ernährung. Tauben und andere Vögel, Kaninchen, kleine Säugetiere, Wild, Fische, Obst, Gemüse, Brot und Milch, Kartoffeln werden gereicht, also neben Fleischkost auch Cerealien. Die Fähen erhalten in der Zeit, da sie Junge säugen, Milch. Der Silberfuchs ist gegen Krankheit zwar recht widerstandsfähig; er wird jedoch von Eingeweidewürmern stark belästigt, die ihm u. a. den Tod bringen können. Jeder gut aussehende Fuchs wird in das Zuchtbuch eingetragen und hat seinen Stammbaum, nach dem er gepaart werden kann. Im Dezember, wenn die Pelze am schönsten sind, erfolgt das große Sterben. Die zum Verkauf als Pelztier bestimmte Füchse werden durch Chloroform betäubt und schmerzlos getötet. Noch sei bemerkt, daß für ein Zuchtpaar z. Bt. 3000 bis 6000 Mark angelegt werden müssen. Ein Fell kostet 500 bis 800 Mark. Ueber die Bauart und Abmessungen der Gehege ist zu sagen, daß sie in den einzelnen Farmen sehr verschieden sind. Für einen Rüden wird der Käfig ein Ausmaß von 3×15 Meter, für eine Fähe 5×15 Meter haben müssen.

Ich habe im Sommer 1929 die bei Bennedekstein (Oberharz) gelegene Edelpelztier-Farm besucht, wo damals Silberfüchse, Waschbären, Nerze und amerikanische Opossums gezüchtet wurden. Die Farm liegt auf einer großen Waldbläße; sie erstreckt sich auf über 100 Meter in die Länge und Breite. Um jede Beunruhigung der Tiere durch Unberufene fern zu halten, ist sie von einem 2,5 Meter hohen Bretterzaun umgeben. Handgroße Einschnitte in dem Zaun in Augenhöhe gestatten, ohne daß man die umzäunte Fläche zu betreten braucht, eine Beobachtung der Tiere. Diese sind paarweise in langen, aber schmalen Drahtkäfigen untergebracht.

Der Kreuzfuchs, ein aus Kreuzung zwischen dunklem Silberfuchs und geeignetem Rotfuchs gewonnener Bastard, zeigt bei roter Grundfarbe auf dem Rücken eine dunkle Zeichnung in Gestalt eines Kreuzes. Für die Zucht gilt dasselbe wie für den Silberfuchs.

Der Weißfuchs kommt für die Zucht in Deutschland weniger in Frage, da er als artfremdes Tier viel Kälte verlangt.

Der Balg des Blaufuchses, der als eine Mutation des Weißfuchses anzusprechen ist, zeigt bräunlich-blaue Farbe. Auch dieser Fuchs verlangt die gleiche Behandlung wie der Silberfuchs.

Als neuestes Zuchttier ist der Nerz, der nordamerikanische Sumpfmarder oder Mink, anzusprechen. Er stammt in den schönsten Arten aus Alaska oder North Quebec und hat die Gestalt und Größe eines Wiesel. In Holstein und in Ostpreußen sollen Nerze in der Freiheit vorkommen. Sofern für Zuchtzwecke nur eine kleine Fläche zur Verfügung steht, dürfte die Zucht angebracht sein, da die Nachfrage nach Nerzfellen ständig wächst. Der Nerz verlangt aufmerksame Abwartung; Fasttage müssen eingeschaltet werden, damit das Tier für die Ranz nicht zu fett ist. Das Futter besteht aus rohem Fleisch, Gemüse, Obst und gekochten Cerealien. Nüsse, Matkäfer, kleine Vögel sind beliebte Leckerbissen. Die kleinen Gehege sind einfach hergestell und mit Schlafkasten ausgestattet. Ein Paar bringt Anfang März 3 bis 11 Junge, meist 5 zur Welt. Ein Paar Nerze kostet 1000 bis 1400 Mark; ein Fell bringt etwa 120 Mk.

Zur Zucht des Baum-, Stein-, Fischer-, Fichtenmarders, des Zobel, Iltis, Wiesel und Hermelins, die alle viel Bewegungsfreiheit beanspruchen, werden noch meistens Tiere aus der Wildnis verwendet, die oft sehr zahm werden. Die Tiere verlangen eine sehr aufmerksame Fütterung. Ein Paar Marder kostet etwa 300 Mark. Der Iltis ist als Albino unter der Bezeichnung Frettchen schon lange gezüchtet worden.

Mit der Zucht des Fischotters hat man in Deutschland begonnen.

Für die Zucht des Bibers kommt in erster Reihe der nordamerikanische Biber in Betracht. In Europa ist der Biber fast ausgestorben; in Deutschland wird er nur noch an der mittleren Elbe und an der Mulde in etwa 150 Exemplaren angetroffen. Der Preis für ein Zuchtpaar bewegt sich zwischen 2500 und 3300 Mark.

Der südamerikanische Sumpfbiber, die Nutria, wird in Deutschland als wichtiges Pelztier seit etwa 2 Jahren gezogen. Er ist ein Pflanzenfresser, der Gräser, Schilf, Wurzeln, Kohl usw. annimmt und sich meist im



Wasser aufhält. Wartung und Fütterung sind leicht und billig. Schwimmgelegenheit muß vorhanden sein. Beim Fell ist die Unterwolle von besonderer Wichtigkeit; die Farbe soll möglichst dunkel sein. Die Pelze erzielen einen Preis von 40 bis 100 Mark. Auf ein männliches Tier rechnet man 6 bis 10 Weibchen. Die Vermehrung ist eine gute, da zweimal im Jahre 4 bis 6 Junge geworfen werden.

Die Weibchen haben die Zigen auf dem Rücken nach der Seite zu, um auch im Wasser die Jungen säugen zu können. Zuchtpaare kosten 500 bis 1000 Mark.

Die Zucht der *Vijamratte* ist in Deutschland nicht gestattet.

Der *Wajchbär*, der Schupp unserer Pelzhändler, nimmt pflanzliche und tierische Kost und ist daher billig zu unterhalten. Die Zucht ist einfach. In einem luftigen Zwinger mit einer Grundfläche von mindestens  $2,50 \times 2,50$  Meter und einer Höhe von 1,80 Meter und mehr vereinigt man 1 Männchen mit 1 bis 3 Weibchen. Im März oder April kommen die Jungen zur Welt, die nach 8 Wochen abgesetzt werden; ihre Zahl ist 2 bis 6 im Jahre. Die schwarzen Waschbären sind sehr gesucht, daher auch teurer als die grauen, von denen das Paar etwa 400 bis 500 Mark kostet. Die grauen Felle bringen bis 80 Mark das Stück.

Die Heimat des *Stinktieres* oder *Stunkes* ist Nordamerika. Die Gehege sind aus Drahtgeflecht hergestellt und mit einem Schlackasten ausgestattet. Die Verpflegung ist einfach und billig. Man teilt einem Rücken bis zu 4 weibliche Tiere zu. Der Stunkes ist ein sehr reinliches Tier. Wenn er angegriffen wird, macht er Gebrauch von seiner furchtbaren Waffe, dem Inhalt der Stinkdrüse, mit dem er den Angreifer bespritzt. In der Gefangenschaft wird dem Tiere die Drüse durch eine Operation entfernt. In Deutschland haben sich seit 1926 Zuchtanstalten aufgetan.

Auch der *Silberdach* stammt aus Nordamerika. Gehege und Futterzettel wie beim Waschbären. Die Kollzeit fällt in den Herbst; 3—5 Junge kommen im darauf folgenden März oder April zur Welt. Ein Paar Zuchttiere kostet 600 Mark; der Preis für ein gutes Fell wird mit 100 bis 150 Mark berechnet.

Das *amerikanische Opossum*, ein Beuteltier von häßlichem Aussehen, ist in der Freiheit wegen seiner Blutgier sehr verhasst, dagegen in der Gefangenschaft ruhig und zahm. Höchst eigenartig ist der mit schuppiger Haut bedeckte Wickelschwanz, der den Körper frei,

ohne Stütze, tragen kann. Das Opossum vermehrt sich stark; die Tragezeit dauert nur vier Wochen. Die 6 Jungen sind, wenn sie geboren werden, von Erbsegröße und bleiben monatelang im Beutel der Mutter.

Das *Chinchilla* ist ein kleines Nagetier von der Schneegrenze der Anden. Das wunderbar feine Fell von zartgrauer Farbe wird an Dufftigkeit wohl von keinem anderen Pelzwerk erreicht. In Argentinien besteht nur eine Zuchtanstalt. Strenge Gesetze zum Schutze der Tiere und gegen die Ausfuhr sind erlassen. Es ist beabsichtigt, auch in den deutschen Alpen eine Chinchillafarm anzulegen. Ein Fellchen kostete im Jahre 1929 über 250 Dollar = 1050 Mark. Da zu einem Mantel 100—140 Fellchen gehören, ist der Pelzwert eines solchen auf rund 147 000 Mark zu veranschlagen.

*Maulwurf*, *Eichhörnchen*, *Hamster*. Hamster kommen in der Freiheit in genügender Zahl vor; daher dürfte sich die Zucht zunächst nicht lohnen. Schwierigkeiten würden bei der Zucht, wenn vom Maulwurf, der Insektenfresser ist, abgesehen wird, kaum entstehen. Das graue, dicke Winterfellchen des sibirischen Eichhörnchens wird als Feh jährlich zu Millionen in den Handel gebracht.

Die Edelpelztierzucht ist ein neues, aufwärts treibendes Unternehmen geworden. In der Not der Gegenwart und bei dem Darniederliegen der deutschen Wirtschaft bietet sie eine vielversprechende Erwerbsmöglichkeit, ja schafft vielleicht sogar dem Einzelnen eine sichere, auskömmliche, bei sachkundiger Leitung hohen Gewinn bringende Lebenshaltung. Sie macht uns vom Auslande weniger abhängig, da sie die Einfuhr von Edelfellen vermindert und die sonst dafür aus dem Lande gehenden, nicht geringen Beträge uns für andere notwendige Zwecke verwenden läßt. Man darf sie als einen Zweig der deutschen Tierzucht ansehen, der das Gute hat, anderen Zweigen dieser Zucht nicht nachteilig zu sein. Sie kann in andere Betriebe unschwer eingeschoben werden und gibt die Möglichkeit, die Arbeitskräfte und Betriebsmittel besser auszunützen.

Diese Ausführungen drängen zu der Frage: „Wer kann züchten?“ Darauf ist zu antworten, daß in erster Reihe die Besitzer großer und kleiner Liegenschaften, also vornehmlich die Landwirte, berufen sind, Züchter zu sein; dies auch aus dem Grunde, weil sie durch ihren Beruf Erfahrungen in der Zucht und Haltung von Tieren gesammelt haben. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Pelztiere, die wir bald

unter den Fleisch-, bald unter den Pflanzenfressern zu suchen haben, die bald größer, bald kleiner, bald teuer, bald billig zu haben sind, erscheinen aber auch die verschiedensten anderen Berufe in der Lage, sich mit der Zucht zu befassen. Ich denke hier an Förster, Gärtner, Baumschulenbesitzer, Geflügelzüchter, Rentner, Pensionäre und sonstige Leute, die etwas Land, Garten, Hofraum besitzen, um einige Gehege oder einzelne Käfige aufzustellen. Natürlich muß der Züchter das erforderliche Kapital und die nötige Zeit haben; aber auch Liebe zu Tieren. Geschick in der Pflege und Haltung und die nötige Sachkenntnis sind Förderer der Zucht. Es sollte niemand mit einer Zucht beginnen, der die Behandlung der Pfleglinge nicht gründlich versteht. Die Pelztierzucht ist ein Beruf, der wie jeder andere Beruf erlernt sein will und Fachkunde verlangt. Solche erwirbt man wohl durch verständiges Studium guter, einschlägiger Bücher, besser aber durch den Besuch von Fachschulen für Edelpelztierzucht, von Lehr- und Musterfarmen und durch Beratung erfahrener Fachmänner. Schon das Aufbauen der Gehege usw. verlangt Kenntnisse, ebenso der Ankauf der Zuchttiere, bei dem, wenn man den Wert der Tiere nicht beurteilen kann, es erforderlich erscheint, sich eines unabhängigen, sachkundigen Beraters zu bedienen.

Welche Tiere soll der Anfänger nun zunächst züchten? Entscheidend für die Antwort sind drei Punkte, nämlich die aufzubringenden Geldmittel, der verfügbare Platz und die persönliche Neigung. Der Großgrundbesitzer und der Kapitalist werden den edlen Silberfuchs und den schwarzen Waschbären vorziehen; der kleinere Landwirt und der Besitzer eines Gartens oder eines Hofraums wählt vielleicht den Waschbären, den Silberdachs oder den Nerz. Der kleine Mann, der nur einen schmalen Geldbeutel und ein Gärtchen sein eigen nennt, wird sich mit dem grauen Waschbären oder dem Edelkaninchen abfinden müssen. Ist jemand Besitzer eines Teiches, eines Baches, einer

sumpfigen Wiese, eines Moores, so darf er die Nutriaucht betreiben.

Wenn wir noch die wirtschaftliche Seite der Pelztierzucht streifen wollen, so muß leider gesagt werden, daß eine unbedingt sichere Vorausberechnung, wie sie der Kaufmann gewöhnlich aufstellt, bei dieser Zucht nicht möglich ist, weil alle einzusehenden Zahlen schwanken. Soviel ist aber wohl richtig, daß im Betriebe größere Zuchtanlagen verhältnismäßig größeren Gewinn abwerfen als kleinere.

Auch für die Veranschlagung der Kosten der ersten Anlage einer Zuchtanstalt lassen sich allgemein gültige Anhaltspunkte nicht geben, da die Verhältnisse in den einzelnen Gegenden zu sehr voneinander abweichen. Zu berücksichtigen werden sein der Umfang des Betriebes der Farm, die Art des Materials, aus dem die Baulichkeiten und Gehege hergestellt werden sollen, die Preise der Tiergattungen, die man züchten will, usw. Die erste Farmanlage kann einfach gehalten werden, um lieber mehr Geld für wertvollere Tiere anlegen zu können.

Für den Zusammenschluß der Züchter gibt es in Deutschland vier ältere und größere Pelztierzüchter-Vereinigungen, die zu jeder einschlägigen Beratung und Wahrung der Belange ihrer Mitglieder bereit sind, nämlich:

Die „Deutsche Pelztierzüchter-Vereinigung e. V.“ (D.P.V.) in München; die „Vereinigung Ostdeutscher Edelpelztierzüchter e. V.“ in Allenstein; der „Westdeutsche Verband für Pelztierzucht“, Köln; der „Reichsverband Deutscher Pelztierzüchter“, Leipzig. Die Tätigkeit der im Jahre 1926 gegründeten Reichs-Zentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung (R.Z.) in Leipzig erstreckt sich auf das Gesamtgebiet der Pelztierforschung.

Möge die deutsche Edelpelztierzucht, die ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens so erfreuliche Fortschritte gemacht hat, sich weiter günstig entwickeln und zu einem beachtenswerten Faktor in der Gesamtwirtschaft unseres verarmten Vaterlandes auswachsen!

## Die erste Schwalbe / Von Gustav Metzger.

Die erste Schwalbe  
Blickt durch den Morgen;  
Sie hält unter den Flügeln  
Den Sommer verborgen.

Sie hat ihren Schnabel  
An der Sonne geweht  
Und froh ihre Kehle  
Mit Halmtau geneht.

Wie Goldschaum liegt  
Auf den schmalen Schwingen  
Des nahenden Sommers  
Fernfeines Singen.

# Verzeichnis der Märkte für das Jahr 1932.

Ff	heißt Ferkelmarkt.	Ham	heißt Hammelmarkt.	P	heißt Pferdemarkt.	Schw	heißt Schachtleihm.
Ff	Fischmarkt.	J	Jahrmarkt.	R	Rossmarkt.	Schw	Schweinemarkt
Ff	Fettviehmarkt.	K	Krammarkt.	Rbd	Rindviehmarkt.	B	Biehmarkt.
Gefl	Geflügelmarkt.	L	Leinwandmarkt.	Schf	Schafmarkt.	Z	Ziegenmarkt.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Marktfrage an. Die Zahl vor dem Strich bedeutet den Tag, die Zahl hinter dem Strich bedeutet den Monat, also z. B.: 3/4. = 3. April.

## Provinz Brandenburg.

### Regierungsbezirk Potsdam.

**Alt Landsberg.** F: 17/3. 16/8. 20/10. Pingerwände. F: 20/10.  
**Baruth.** F: 7/3. 9/5. 11/7. 12/9. 14/11. Weihn: 12/12.  
 RbdvSchw: 30/1. 5/3. 2/4. 7/5. 4/6. 9/7. 6/8. 10/9. 8/10. 12/11.  
**Beelitz.** Rjugendam: 3/5. 25/10. RvSchw: 10/12. Schw: 2/1. 30/1. 2/4. 4/6. 18/6. 2/7. 6/8. 24/9. 8/10. 5/11. 3/12. W-Schw: 16/1. 13/2. 27/2. 12/3. 16/4. 30/4. 14/5. 23/7. 27/8. 10/9. 22/10. 19/11. **Bestow.** F: 18/3. 28/10. Schw: 7/1. 28/1. 11/2. 25/2. 31/3. 2/6. 16/6. 7/7. 28/7. 8/9. 22/9. 6/10. 10/11. 24/11. W: 17/3. 14/4. 12/5. 18/8. 27/10. 15/12. **Belsig.** Rff: 8/2. 20/6. 10/10. RbdvPff: 17/3. 25/8. 8/10. Weihnff: 20/12. Pff: 6/1. 29/2. 13/4. 13/7. 23/11. Pff: 20/1. 17/2. 31/3. 27/4. 11/5. 26/6. 29/6. 17/7. 10/8. 7/9. 21/9. 5/10. 9/11. 7/12. Pff: 26/5. **Berlin.** Weihn: 11/12. b. 27/12. in den Verwalt.-Bez. 1-6. Schachtleihmarkt) Rindvieh, Käber, Schafe, Schweine) Dienstags und Freitags auf dem Zentralviehhof. Fleischgroßmarkt (Frischfleisch aller Art außer Pferdefleisch) verfrachtet vorm. auf dem städtischen Fleischgroßmarkt an der Landsberger Allee, neu- und Strohmärkte Dienstags, Mittwochs, Freitag u. Sonnabends. **Berlin-Charlottenburg.** F: 5/4. 5/7. 4/10. Pff: 12/1. 26/1. 9/2. 23/2. 8/3. 22/8. 12/4. 26/4. 10/5. 24/5. 14/6. 28/6. 12/7. 26/7. 9/8. 28/8. 13/9. 27/9. 11/10. 25/10. 8/11. 22/11. 13/12. 27/12. Pferdemarkte Sommer 8-18 Uhr, Winter 8-16 Uhr. Jahrmärkte 8-19 Uhr. **Berlin-Cöpenick.** F: 14/3. 8/8. 17/10. 5/12. Jahrmärkte 8-19 Uhr. Wochenmärkte Dienstags und Freitags vorm. (Sommer 7-12 Uhr, Winter 8-12 Uhr). **Berlin-Spandau.** Wochenmärkte Dienstags und Freitags vorm. (Sommer 6½-13 Uhr) auf dem Lutherplatz, Mittwoch u. Sonnabends vorm. (Sommer 6½ bis 13 Uhr) in der Altstadt. **Berlin-Weißensee.** F: 5/1. 19/1. 2/2. 16/2. 1/3. 15/3. 5/4. 19/4. 3/5. 17/5. 7/6. 21/6. 5/7. 19/7. 2/8. 16/8. 6/9. 20/9. 4/10. 18/10. 1/11. 15/11. 6/12. 20/12. **Bernau.** F: 2/3. 1/6. 7/9. 2/11. **Boitzenburg.** F: 15/3. 4/10. **Brandenburg (Havel).** Rv: 10/3. 16/6. 13/10. 10/11. W: 18/2. 4/8. **Brüd i. Mark.** RvSchw: 9/12. WeihnSchw: 16/12. Schw: 8/1. 15/1. 22/1. 29/1. 5/2. 12/2. 19/2. 26/2. 4/3. 11/3. 18/3. 24/3. 1/4.

8/4. 15/4. 22/4. 29/4. 6/5. 13/5. 20/5. 27/5. 3/6. 10/6. 17/6. 24/6. 1/7. 8/7. 15/7. 22/7. 29/7. 5/8. 12/8. 19/8. 26/8. 2/9. 9/9. 16/9. 23/9. 30/9. 7/10. 14/10. 21/10. 28/10. 4/11. 11/11. 18/11. 25/11. 2/12. 28/12. 30/12. **Brüßow.** Rv: 8/5. 22/6. 23/11. **Dahe.** F: 22/6. 26/10. **Christm.** 19/12. **RbdvSchw:** 19/1. 16/2. 19/4. 24/5. 21/6. 23/8. 20/9. 25/10. 15/11. 13/12. Schw: 22/3. 19/7. **Sämtl. Viehmärkte** dauern nur ½ Tag und finden vorm. statt. **Tallinn.** Rff: 18/5. 19/10. Pff: 20/1. 17/2. 16/3. 20/4. 15/6. 20/7. 17/8. 21/9. 23/11. 25/12. **Bad Freienwalde an der Oder.** F: 16/3. 13/7. 5/10. **Freuenstein.** Pff: 6. 13. 20. u. 27/1. 3. 10. 17. u. 24/2. 2. 9. 16. 23. u. 30/3. 6. 13. 20. u. 27/4. 4. 11. 18. u. 25/5. 1. 8. 15. 22. u. 29/6. 6. 13. 20. u. 27/7. 3. 10. 17. 24. u. 31/8. 7. 14. 21. u. 28/9. 5. 12. 19. u. 26/10. 2. 9. 23. u. 30/11. 7. 14. 21. u. 28/12. **Alle Märkte** nur vorm. **Friesaf i. M.** RbdvSchw: 5/2. 6/5. 5/8. 4/11. **Härtenverder.** F: 12/10. **Gerswalde (Udermarkt).** F: 10/5. **Görlitz.** F: 20/1. 24/2. 23/3. 20/4. 25/5. 22/6. 20/7. 24/8. 21/9. 26/10. 23/11. 21/12. **Golow.** Rff: 4/5. 26/10. Weihnff: 14/12. Pff: 13/1. 27/1. 10/2. 24/2. 8/3. 23/3. 6/4. 19/4. 18/5. 1/6. 15/6. 6/7. 20/7. 3. 17. u. 31/8. 14/9. 28/9. 12/10. 8/11. 22/11. 28/12. **Granow.** F: 11/6. **Grantee.** Rbdv: 18/3. 18/10. F: 6/12. **Greiffenberg (Udermarkt).** F: 20/10. **Habelberg.** F: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 22/9. 5/10. 2/11. 7/12. **W-Schw:** 21/1. 18/2. 17/3. 21/4. 19/5. 16/6. 21/7. 18/8. 20/10. 24/11. 22/12. **W-Pff:** 6/9. **Jüterbog.** F: 25/6. 5/11. **Wochenfchw:** 6/1. 10/2. 2/4. 10/8. 7/9. 12/10. 23/11. **W:** 21/1. 10/3. 14/4. 11/5. 2/6. 23/6. 7/7. 25/8. 22/9. 3/11. 15/12. **Rönigs-Walterhausen.** F: 11/3. 20/10. **RbdvSchw:** 10/3. 19/10. **Rheiß.** RbdvSchw: 14/1. 18/3. 19/5. 14/7. 19/8. 14/10. **RbdvSchw:** 15/12. Schw: 11/2. 14/4. 17/6. 15/9. 15/11. **Rehlin.** Rff: 4/5. 5/10. **Penzen a. Elbe.** RbdvSchw: 3/5. 16/12. F: 19/10. **RbdvSchw:** 18/10. **Füll:** 26/8. **Außerdem** jeden Dienstag ff. **Liebenwalde.** F: 3/3. 2/6. 6/10. **Ludenwalde.** RvSchw: 4/2. 14/4. 22/9. 10/11. **Weihn Schw:** 8/12. **W-Schw:** 24/2. 23/3. 4/5. 1/6. 27/7. 31/8. 26/10. 30/11. Schw: 30/6. **Wferde-** und **Schweinemarkt** nur vormittags. **Thgen.** RbdvSchw: 8/3. 21/6. 8/11. **Weyenburg (Brighten).** Jeden Montag mit Ausnahme des

**Ofter, Pfinqst- und Weihnachtsmontags ff. Mittenwalde.** F: 16/3. 11/5. 17/8. 12/10. 7/12. **RbdvSchw:** 9/2. 15/3. 12/4. 10/5. 14/6. 12/7. 16/8. 13/9. 11/10. 8/11. 6/12. **Neurubbin.** RbdvSchw: 13/1. 17/2. 6/4. 25/5. 8/6. 8/7. 3/8. 28/9. 12/10. 9/11. 7/12. **RbdvSchwSaar:** 16/3. **Neustadt a. Dosse.** F: 20/5. 14/10. **Riemegl.** RvSchw: 14/3. 2/5. 4/7. 2/10. 12/12. Schw: 11/1. 25/1. 1/2. 15/2. 29/2. 4/4. 18/4. 23/5. 6/6. 20/6. 18/7. 8/8. 22/8. 5/9. 19/9. 3/10. 7/11. 21/11. 19/12. **Oderberg i. Mark.** F: 1/3. 21/6. 6/9. 8/11. **Crauenburg.** F: 15/3. 21/6. 27/9. 15/11. **Prieberg.** RbdvSchw: 22/2. 31/3. 26/5. 25/8. 20/10. 15/12. **Außerdem** jeden Sonnabend **Schwff.** **Blaue a. Havel.** F: 12/5. 13/10. **Potsdam.** F: 10/3. 23/6. 25/8. 18/10. 24/11. **Pritzerbe.** F: 11/5. 5/10. **Prythwil.** RbdvSchw: 10/3. 28/4. 23/8. 25/8. 6/10. 10/11. **Außerdem** jeden Sonnabend ff. **Purtitz.** F: 8/10. Schw: 3/3. 7/4. 6/5. 2/6. 7/7. 4/8. 8/9. 7/10. 3/11. **Schwine.** nur vorm. **Außerdem** jed. Sonnabend, falls dieser auf einen Feiertag fällt, am vorhergehenden Werktage ff. **Rathenow.** F: 9/6. 6/10. **RbdvSchwff:** 8/6. 5/10. **Reinsberg (Mark).** F: 17/3. 23/6. 8/11. **Rhinow.** RbdvSchw: 13/4. 14/9. 9/11. **Saarmund.** F: 11/2. 1/12. **Schwedt a. O.** RbdvSchw: 3/5. 28/6. 25/10. **RbdvSchw:** 22/2. 15/3. 15/11. **Storkow.** F: 14/7. 15/12. **RbdvSchw:** 9/3. 13/4. 12/5. 15/6. 13/7. 10/8. 14/9. 12/10. 9/11. 14/12. **Templin.** F: 3/3. 10/11. **Tewitz.** RbdvSchw: Schw: 1/3. 2/5. 16/8. 1/12. **RbdvSchw:** 1/6. 26/10. **Trebbin.** F: 25/1. 21/3. 23/5. 15/8. 17/10. 19/12. **W-Schw:** 23/1. 20/2. 19/3. 23/4. 21/5. 25/6. 16/7. 13/8. 17/9. 15/10. 12/11. 17/12. **Treuenbrieten.** RvPff: 9/3. 20/4. 24/8. 19/10. 21/12. Pff: 8/1. 22/1. 5/2. 19/2. 18/3. 8/4. 6/5. 20/5. 3/6. 17/8. 8/7. 22/7. 5/8. 19/8. 2/9. 16/9. 7/10. 4/11. 18/11. 2/12. 16/12. **Wendisch Buchholz.** Rv: 12/3. 3/5. 30/8. 29/10. 10/12. W: 2/7. **Werder a. H.** keine Märkte. **Wienzenburg.** F: 14/1. 28/1. 25/2. 10/3. 22/3. 7/4. 21/4. 3/5. 19/5. 2/6. 18/6. 7/7. 21/7. 4/8. 18/8. 1/9. 15/9. 13/10. 27/10. 17/11. 11/12. 15/12. **Wittenau.** Schw: 5/1. 16/2. 15/3. 12/4. 10/5. 7/6. 5/7. 9/8. 13/9. 11/10. 8/11. 6/12. **Wittenberge.** (Bez. Potsdam). **RbdvSchw:** 6/1. 20/1. 3/2. 17/2. 2. 16. u. 31/3. 13/4. 27/4. 11/5. 25/5. 8/6. 22/6. 6/7. 20/7. 3.,

17. u. 31/8. 14/9. 28/9. 12/10. 26/10. 9/11. 23/11. 7/12. 14/12. Westhof. Schw: 2., 9., 16., 23. u. 30/1., 6., 13., 20. u. 27/2., 5., 12., 19. u. 26/3., 2., 9., 16., 23. u. 30/4., 7., 14., 21. u. 28/5., 4., 11., 18. u. 25/6., 2., 9., 16., 23. u. 30/7., 6., 13., 20. u. 27/8., 3., 10., 17., 24. u. 24/9., 1., 8., 15., 22. u. 29/10., 5., 12., 19. u. 26/11., 3., 10., 17., 24. u. 31/12. Hdbv Schw: 2/1., 3/3. 3/5. 6/9. 4/10. 22/11. Weizen. N: 2/3. 15/6. 12/10. Weizen, Kleben, Zeden Freitag N. Wenn Feiertag, am Werktag vorher. Zehdenid. N: 2/3. 16/6. 10/10. 18/11. Wasser. N: 9/6. 10/11. 15/12. Hdbv Schw: 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 8. 6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/10. 9/11. 14/12.

**Regierungsbezirk Frankfurt.**

**Alltöbern.** N: 11/3. 27/5. 26/8. 28/10. 9/12. Hdbv Schw: 2/2. 2/4. 24/5. 23/8. 18/10. Viehmärkte nur vormittags. **All Harde.** N: 7/7. 23/5. 29/8. 19/12. N: 11/1. 25/1. 8/2. 22/2. 4/3. 4/4. 18/4. 2/5. 6/6. 20/6. 4/7. 18/7. 1/8. 15/8. 12/9. 26/9. 10/10. 24/10. 7/11. 21/11. 5/12. Vieh- und Ferkelmärkte nur vormittags. **All Hufe.** N: 3/5. 18/10. **All Fleck.** Hdb: 18/8. **Arnsvalde.** N: 17/3. 15/12. **Bärwalde (Neumarkt).** N: 16/3. 6/7. 9/11. **Weißig.** N: 10/10. **Berlinken.** N: 16/3. 19/10. **Bernstein.** N: 27/5. 4/11. **Bobersberg.** N: 18/10. 26/10. 6/4. 8/6. 20/7. 17/8. 28/9. 26/10. 14/11. **Burg (Dorf).** N: 25/3. 5/8. 14/10. Hdbv Schw: 27/5. Weizen: 6/12. Calau. N: 8/2 (2). 21/3. 2/5 (2). 4/7. 12/9 (2). 12/12. Schw: 8/1. 5/2. 18/8. 29/4. 1/7. 5/8. 9/9. 7/10. 25/11. Hdbv Schw: 9/11. 6/2. 19/3. 30/4. 2/7. 6/8. 10/9. 8/10. 26/11. Die Märkte am 21/3. u. 12/12. sind jenen guter Montag und dürfen nur die Handelsteile aus Calau, Sonnenwalde, Weichau, Dreßlau, Lübbenau, Ludaun und Lübben hierzu erscheinen. **Christianstadt a. Hober.** N: 21/12. N: 8/10. N: 12/3. 18/6. 20/8. Die Viehmärkte dauern von 8—12 Uhr. **Cottbus.** N: 3/4. 4/9 (je 4). Schw: 7., 21. u. 28/1., 11., 18. und 25/2., 10., 17., 24. und 31/3., 7., 14., 21. u. 28/4., 4., 12. u. 19/5., 2., 9., 16. u. 30/6., 7., 14. u. 28/7., 4., 11. u. 25/8., 1., 8., 15., 22. u. 29/9., 13., 20. u. 27/10., 10., 17. u. 24/11. 1., 15., 22. u. 29/12. **Groß Weichau.** N: 14/1. 4/2. 8/3. 5/4. 26/5. 25/6. 21/7. 18/8. 6/10. 3/11. 8/12. **Karpfen (Wörfe).** Groß Weichau: 6/9. Die Viehmärkte dauern im Sommer von 6—15 Uhr und im Winter von 7—14 Uhr. **Trossen a. D.** N: 16/3. 29/6. 19/10. 7/12 (je 2). Hdbv Schw: 9/2. 15/3. 12/4. 24/5. 28/8. 28/7. 23/8. 20/9. 18/10. 15/11. 6/12. Die Viehmärkte dauern 1/2 Tag. Außerdem jeden Donnerstag Schweine- und Geflügelmarkt. **Tobrilng.** N: 2/3. 3/8. 5/10. Schw: 6/11. 3/2. 6/4. 6/7. 2/11. 7/12. Hdbv Schw: 1/3. 2/8. 4/10. Hdbv Schw: 3/5.

7/6. 6/9. Weizen: 23/12. Viehmärkte nur vorm. **Tollenden (Saltst.)** Hdbv Schw: 22/4. 2/9. **Treßlau.** N: 11/4. 27/6. 19/9. 5/12. Hdbv Schw: 13/2. 12/3. 9/4. 21/5. 25/6. 23/7. 20/8. 17/9. 15/10. 12/11. **Kürstl. Trechna.** N: 24/11. Hdbv Schw: 22/6. Hdbv Schw: 12/4. 19/10. 23/11. Die Viehmärkte finden nur vorm. statt. **Triezen.** N: 16/3. 22/6. 14/9. 14/12. Hdbv Schw: 13/1. 9/2. 15/3. 12/4. 10/5. 21/6. 12/7. 13/9. 11/10. 8/11. 13/12. Hdbv Schw: 9/8. Die Viehmärkte finden nur vorm. bis 13 Uhr stat. **Troffen.** N: 15/3. 26/4. 25/10. 13/12. **Finsteralde.** N: 10/3. 12/5. 4/8. 6/10. Hdbv Schw: 12/1. 9/2. 16/6. 16/8. 27/9. 8/11. Hdbv Schw: 28/4. Schw: 3/8. 12/7. 8/12. Weizen: 10/12. 17/12. Viehmärkte nur vorm. In den Viehnachtsmärkten werden nur Händler aus den Städten Dobrilugk, Kirchhain und Sonnenwalde zugelassen. **Forst (Causig).** Hdbv Schw: 16/2. 10/5. 11/10. N: Weizen: 13/12. Weft: 19/11. 1/3. Hdbv Schw: 15/3. 12/7. 3/9. Außerdem jeden Sonnabend Schweinemarkt. Viehmärkte vormitags (bis 13 Uhr). **Frankfurt a. D. Messe/Wittich.** Topf: 29/2. 4/7. 17/10 (je 14). Hdbv Schw: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/10. 2/11. 7/12. Schw: 8/3. 12/7. 25/10. Weizen: 11/12 (14). **Friedeberg N. W.** N: 9/3. 25/5. 31/8. 2/11. Hdbv Schw: 8/3. 5/4. 24/5. 30/8. 4/10. 1/11. **Friedland N. W.** N: 9/3. 24/8. **Kürstl. N. D.** N: 8/8. Hdbv Schw: 8/8. 21/6. 11/10. 6/12. Hdbv Schw: 3/5. 16/8. Viehmärkte vorm. (bis 13 Uhr). **Kürstl. N. D.** N: 4/5. 12/10. **Kürstl. N. D.** N: 2/2. 2/8. 4/10. Hdbv Schw: 13/11. 3/2 (2). 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 8/8. 14/9. 5/10. 23/11. 7/12. Die Viehmärkte dauern von 8—14 Uhr. **Waffen N. D.** N: Hdbv Schw: 9/2. 22/3. 10/5. 16/8. 4/10. 29/11. Hdbv Schw: 14/6. Viehmärkte nur vorm. **Wdriz a. D.** N: 8/3. 18/10. 6/12. **Wolken.** N: 21/3. 27/6. 17/10. Hdbv Schw: 14/12. Hdbv Schw: 6/2. 19/3. 21/4. 19/5. 25/6. 28/7. 23/8. 15/9. 15/10. 10/11. Die Viehmärkte finden vorm. statt. **Groß Leutken.** N: 9/3. 8/6. 14/9. **Wuben.** N: 2/5. 12/9. 7/11 (je 2). Hdbv Schw: 16/2. 22/3. 18/4. 3/5. 14/6. 12/7. 16/8. 13/9. 11/10. 8/11. 13/12. Außerdem jeden Montag, sofern dieser nicht ein Feiertag ist. Schweinemarkt. **Kirchhain N. D.** N: 16/3. 22/6. 31/8. 19/10. Schw: 13/1. 24/2. 20/4. 18/5. 27/7. 9/11. Hdbv Schw: 15/8. 21/6. 30/8. 18/10. Die Viehmärkte dauern nur 1/2 Tag. **Königsberg (Nm.).** N: 6/4. 2/11. **Königsvalde.** N: 9/8. 10/8. 19/10. **Christum.** 5/12. **Kriesel.** N: 6/5. 14/10. 9/12. **Kürstl.** N: 1/3. 3/5. 4/10 (je 2). Hdbv Schw: 5/1. 20/1. 2/2. 17/2. 1/3. 16/3. 5/4. 20/4. 3/5.

18/5. 7/6. 22/6. 5/7. 20/7. 2/8. 17/8. 6/9. 21/9. 4/10. 19/10. 1/11. 23/11. 6/12. 21/12. Viehmärkte vormittags (bis 13 Uhr). **Landsberg a. W.** N: 20/7. 19/10 (je 2). N: 6. 13., 20. u. 27/1. 3. 10., 17. u. 24/2. 2., 9. 16. 23. u. 30/3. 6., 13. 20. u. 27/4. 4., 11. 18. u. 25/5. 1., 8., 15., 22. u. 29/6. 6., 13., 20. u. 27/7. 3., 10., 17., 24. u. 31/8. 7., 14., 21. u. 28/9. 5., 12., 19. u. 26/10. 2., 9., 23. u. 30/11. 7., 14., 21. u. 28/12. Hdbv Schw: 8/1. 15/1. 5/2. 19/2. 4/3. 18/3. 1/4. 15/4. 6/5. 20/5. 3/6. 17/6. 1/7. 15/7. 5/8. 19/8. 2/9. 16/9. 7/10. 21/10. 4/11. 18/11. 2/12. 16/12. Die Viehmärkte finden nur vorm. statt. **Lebus.** N: 24/10. N: 2/5. **Lehmitz.** N: 17/3. 20/10. **Liebenau b. Schwiebus.** N: 28/10. Hdbv Schw: 28/6. 25/10. Schw: 15/3. 13/9. **Lieberose.** N: Hdbv Schw: 17/2. 16/3. 20/4. 29/6. 5/10. 14/2. Hdbv Schw: 20/1. 25/5. 27/7. 31/8. 9/11. Viehmärkte nur vorm. **Liebenau.** N: 27/10. **Ludaun.** N: 3/2. 9/3. 11/5. 10/8. 12/10. 14/12. Hdbv Schw: 5/1. 2/2. 8/3. 5/4. 10/5. 14/6. 5/7. 9/8. 13/9. 11/10. 1/11. 6/12. Die Märkte am 9/3. u. 6/12. sind nur für Händler aus den Städten Ludaun, Calau, Dreßlau, Lübben, Lübbenau und Weichau. Viehmärkte nur vorm. **Lübben.** N: 7/3. 9/5. 26/9. 21/11. 8/12. Schw: 15/1. 29/1. 12/2. 4/3. 18/3. 1/4. 22/4. 6/5. 27/5. 17/6. 8/7. 22/7. 5/8. 19/8. 2/9. 23/9. 30/9. 14/10. 28/10. 18/11. 16/12. Hdbv Schw: 16/1. 13/2. 5/3. 24/4. 7/5. 28/5. 18/6. 9/7. 20/8. 5/9. 23/9. 29/10. 19/11. 17/12. Der Stammarkt am 8/12. ist nur für Verkäufer aus Lübben, Ludaun, Calau, Weichau, Lübbenau u. Wolfen. Viehmärkte nur vorm. **Lübbenau.** N: 14/3. 13/6. 15/8. 7/11. N: (Weizen): 10/12. Schw: 16/2. 11/3. 10/6. 11/8. 30/9. 4/11. Hdb: 12/3. 1/16. 12/8. 5/11. Der Markt am 10/12. ist nur für Händler aus Calau, Straupitz, Lübben, Weichau und Ludaun. Die Viehmärkte sind vormittags. **Mohrin.** Die Märkte kommen vom Jahre 1932 ab in Forstall. **Müllrofe.** N: Hdbv Schw: 12/2. 8/4. 10/8. 5/8. 7/10. 9/12. Hdbv Schw: 8/1. 4/8. 6/5. 8/7. 2/9. 4/11. Die Viehmärkte sind vorm. **Muschberg.** N: 16/8. 7/12. **Neudamm.** N: 11/3. 22/6. 28/9. 18/11. **Neudobell.** N: 16/3. 11/5. 22/6. 24/8. 12/10. 14/12. Hdbv Schw: 15/8. 10/5. 21/6. 23/8. 11/10. 13/12. **Peitz.** N: Hdbv Schw: 8/3. 24/5. 25/10. Hdbv Schw: 6/1. 10/2. 13/4. 3/5. 15/6. 13/7. 16/8. 14/9. 4/10. 29/11. N: (Christum): 21/12. Die Viehmärkte sind vormittags, jedoch am 8/3. 24/5. u. 25/10. den ganzen Tag. **Fürsten.** N: Hdbv Schw: 8/3. 22/6. 19/10. 14/12. Viehmärkte von 7—14 Uhr. **Nest.** N: 11/2. 26/5. 18/8. 20/10. 15/12. Hdbv Schw: 10/2. 16/3. 25/5. 17/8. 19/10. 14/12. Viehmärkte von 8—13 Uhr. **Nieppen.** N: 27/4. 12/10. 7/12. **Nad Schönfließ.** N: N. B: 28/1 (2). 4/3. Schw:

walde. RbdvSchw: 16/3. 4/5. 8/6. 24/8. 19/10. 23/11. Märkte nur vorm. Schwiebus. RbdvSchw: 2/3. 4/5. 11/8. 19/10. 7/12. 22/10. R: 10/3. 28/4. 25/8. 1/7. 3/8. 14/9. 4/11. Soldin. Rbdv: 11/5. 9/11. Seifenberg. R: 14/3. 4/7. 7/11. KleinRbdvSchw: 11/3. 4/5. 1/7. 3/8. 14/9. 4/11. Soldin. R: 13/5. 9/9. 11/11. R: 2. 9. 16. 23. u. 30/1. 6. 13. 20. u. 27/2. 5. 12. 19. u. 26/3. 2. 9. 16. 23. u. 30/1. 7. 14. 21. u. 28/5. 4. 11. 18. u. 25/6. 2. 9. 16. 23. u. 30/7. 6. 13. 20. u. 27/3. 3. 10. 17. u. 24/9. 1. 8. 15. 22. u. 29/10. 5. 12. 19. u. 26/11. 3. 10. 17. 24. u. 31/12. Rbdv: 24/2. 23/3. 12/10. 9/11. Ferkelmärkte vorm. P. u. Rbdv-Märkte von 8—14 Uhr. Sommerfeld. R: 9/3. 27/4. 7/9. 23/11 (je 2). RbdvSchw: 9/3. 27/4. 6/7. 10/8. 7/9. 5/10. 23/11. Außerdem je zwei Donnerstage vormittags Schweinemarkt. Sonnenburg. R: 1. 8. 11/5. 17/8. 26/10. 8/12. Sonnewalde. R: 24/2. 11/5. 29/6. 28/9. 26/10. R: (Schw: 8/12. RbdvSchw: 27/1. 24/2. 30/3. 11/5. 29/6. 3/8. 28/9. 26/10. 80/11 (je 4)). Die Viehmärkte und vorm. bis 13 Uhr. Sorau. R. R: 29/6. 14/9. RbdvSchw: 11/3. Rbdv: 28/6. 13/9. Schw: 8. 15. 22. u. 29/1. 5. 12. u. 19/2. 4/3. 18/3. 1. 8. 15. 22. u. 29/4. 13. 20. u. 27/5. 3. 10. 17. u. 24/6. 1. 8. 15. 22. u. 29/7. 5. 12. 19. u. 26/8. 2. 9. 16. 23. u. 29/9. 7. 14. u. 21/10. 4. 11. 18. u. 25/11. 2. 9. 16. 23. u. 30/12. RbdvSchw: 28/10. SchwWet: 26/2. Rbdv: 23/4. 26/7. Viehm. nur vorm. Spremberg. R: 16/3. 11/5. 28/3 (2). 12/11. 6/12. RbdvSchw: 5/1. 20/1. 2/2. 17/2. 1/3. 16/3. (1/2) 30/3. 12/4. 27/4. 11/5. (1/2) 31/5. 14/6. 29/6. 12/7. 27/7. 10/8. 29/8 (1/2). 13/9. 28/9. 12/10. (1/2) 26/10. 9/11. 22/11. 6/12. (1/2) 20/12. Die RbdvSchw-Märkte nur vorm. Stargedel (Technik i. L.) R: 12/3. Sternberg. Rbdv: 4/2. 17/3. 12/5. 27/10. 15/12. Rbdv: 18/8. Die Rbdv-Märkte vorm. (bis 13 Uhr). Straupitz. RbdvSchw: 24/2. 11/5. 12/10. 7/12. RbdvSchw: 6/4. 22/6. 8/8. Teublitz. R: 30/5 (1/2). 29/8 (1/2). Die Märkte sind nachm. (von 15—22 Uhr). Triebel (Niederlausitz). RbdvSchw: 19/8. 7/5. 2/7. 1/10. 5/11. Christm: 17/12. RbdvSchw: 20/2. 18/8. Wetkau. R: 22/2. 18/4. 29/8. 24/10. 21/12. Schw: 2/1. 22/1. 19/2. 4/3. 15/4. 20/5. 24/6. 15/7. 26/8. 16/9. 21/10. 11/11. 9/12. Rbdv: 23/9. 21/10. 26/4. 16/7. 27/8. 22/10. 10/12. Der Stammmarkt am 21/12. ist nur für Händler aus den Städten Calau, Dreßlau, Lübben. Lübbenau und Luckau. Viehmärkte vorm. Vies. R: 8/6. 12/10. Woldenberg. R: 8/2. 15/6. 7/9. 23/11. RbdvSchw: 2/2. 14/6. 6/9. 22/11. B. Hill: 10/8. Wozfelde. Schw: 17/3.

14/4. 19/5. 18/8. 15/9. 20/10. Alle Märkte vorm. Zehden. RbdvSchw: 10/3. 13/10. 8/12. Zellin. R: 10/10. Ziebingen. Rbdv: 10/3. 15/9. (Rbdv-Märkte nur vorm.) Zielentz. R: 16/3. 15/6. 14/9. 10/12. Züllichau. Rbdv: 19/1. 26/4. 5/7. 9/8. 25/10. Rbdv: 19/2. 18/3. 20/5. 17/6. 16/9. 18/11. Rbdv-Märkte nur vorm.

**Mecklenburg-Strelitz.**

Reibberg. R: 25/5. 9/11. Friedland. R: 11/3 (1 1/2). 1/7. 1 1/2). 25/10 (1 1/2). Wirov. R: 17/3. 23/6. 21/10. RbdvStarken: 16/3. 22/6. 20/10. Neubrandenburg. R: 17/2. 6/7. 19/10 (2). Mitten Mai nach näherer Bestimmung (2) Buchmarkt für edlere Pferde. In der Woche vor Johanni nach näherer Bestimmung Wollf. BuchwRbdv: 31/8. Schönberg. Rbdv: 26/4 (1 1/2). 11/10 (1 1/2). Stargard. R: 3/3. 26/4. 27/9. 23/12. Rbdv: 26/9. Strelitz. R: 3/2. 3/5. 12/10. Rbdv: 2/2. 2/5. 1/9. 11/10. Wiesenberg. R: 1/3. 16/6. 15/11. Woldegk. R: 10/2 (1 1/2). 28/6 (1 1/2). 4/10 (1 1/2).

**Provinz Pommern.**

**Regierungsbezirk Stettin.**

AltDamm. R: 11/11. Rbdv: 4/1. 1/2. 29/2. 4/4. 9/5. 6/6. 4/7. 1/8. 5/9. 3/10. 7/11. 5/12 (je 2, doch 6/6. einträglich). R: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 11/5. 8/6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/19. 9/11. 7/12. SchwWf: 22/1. 19/2. 18/3. 22/4. 27/5. 24/6. 22/7. 19/8. 23/9. 21/10. 25/11. 23/12. Rbdv: 7/6. Anklam. R: 7/9 (2). R: 8/3. 12/7. 13/9. 2: 7/6. Rbdv: 15/10. 22/10. Bahn. R: 4/5. 26/10. Cammin i. Pom. R: 4/10. 23/11. R: 23/3. 27/4. R: 28/9. R: 10/11. Daber. R: 11/8. 8/6. 20/10. 15/12. R: 12/1. 26/1. 9/2. 23/2. 8/3. 22/3. 12/4. 26/4. 10/5. 24/5. 14/6. 28/6. 12/7. 26/7. 9/8. 23/8. 18/9. 27/9. 11/10. 25/10. 8/11. 22/11. 13/12. 27/12. Samtl. Ferkelmärkte finden vormittags statt. Demmin. R: 27/10 (1 1/2). Rbdv: 22/3. 14/6. 16/8. 25/10. Fiddichow. R: 7/4. 20/10. 1/12. Freienwalde i. Pom. R: 16/3. 19/10. R: 4. 11. 18. u. 25/1. 1. 8. 15. 22. u. 29/2. 7. 14. 21. u. 29/3. 4. 11. 18. u. 25/4. 2. 9. 23. u. 30/5. 6. 13. 20. u. 27/6. 4. 11. 18. u. 25/7. 1. 8. 15. 22. u. 29/8. 5. 12. 19. u. 26/9. 3. 10. 17. 24. u. 31/10. 7. 14. 21. u. 28/11. 5. 12. 19. u. 27/12. Samtl. Ferkelmärkte finden vormittags statt. Warth a. Oder. R: 9/2. 24/5. 4/10. Wollnow. R: 9/11. R: 20/4. BuchwSchw: 18/1. 15/2. 14/3. 18/4. 23/5. 20/6. 18/7. 15/8. 19/9. 17/10. 21/11. 19/12 (je 2). R: 20/1. 17/2. 16/3. 25/5. 22/6. 20/7. 17/8. 21/9. 19/10. 23/11. 21/12. Greifenberg i. Pom. R: 30/3. R: 4/3. 31/3. 15/4. 27/5. 17/6. 15/7. 19/8. 21/10. Greifenhagen. R: 3/11. Rbdv: 1/6. Rbdv: 6/4.

7/12 Groß Stevenitz, Flecken. R: 7/10. Rbdv: 12/2. 30/9. 18/11. Gülzow i. Pom. R: 3/11. R: 9/3. 13/4. 13/7. 10/8. 14/9. 26/10. Greifenhagen i. Pom. R: 4/3. 24/6. 28/10. 9/12. Garnen. R: 20/10. Rbdv: 15/3. 21/6. 26/10. Labes i. Pom. R: 9/3. 12/10. 23/11. Rbdv: 2/2. 10/3. 24/5. 19/7. 11/10. 22/11. Maffow. R: 15/3. 7/6. 6/9. 6/12. R: 4. 11. 18. u. 25/1. 1. 8. 15. 22. u. 29/2. 7. 14. 21. u. 29/3. 4. 11. 18. u. 25/4. 2. 9. 17. 23. u. 30/5. 6. 13. 20. 27/6. 4. 11. 18. u. 25/7. 1. 8. 15. 22. u. 29/8. 5. 12. 19. u. 26/9. 8. 10. 17. 24. u. 31/10. 7. 14. 21. u. 28/11. b. 12. 19. u. 27/12. Samtl. Ferkelmärkte finden vorm. hatt. Markt zu den Ferkelmärkten: vom 1/4. bis 30/9. morgens zwisch. 6 1/2 bis 7 1/2 Uhr. vom 1/10. bis 31/3. morgens zwisch. 8 und 9 Uhr. Dangard. R: 10/3. 29/3. Rbdv: 26/1. 1/4. 26/7. 27/9. 29/11. RbdvWitt: 31/5. Neuwar. R: 20/4. 12/10. Nörenberg i. Pom. R: 3/3. 23/6. 27/10. 8/12. Woswall. R: 9/3. 1/6. 10/8. 12/10. Wathke i. Pom. R: 11/3. 20/10. 14. 12. RbdvSchwWf: 3/3. 25/10. Wöllin i. Pom. R: 22/4. 1/7. 30/9. Schw: 12/1. 26/1. 23/2. 8/3. 5/4. 19/4. 17/5. 31/5. 28/6. 12/7. 9/8. 23/8. 20/9. 4/10. 1/11. 15/11. 13/12. 27/12. BuchwSchw: 9/2. 3/5. 14/6. 26/7. 6/9. 18/10. 29/11. Ehrig. R: 27/4. 14/9. Rbdv: 9/2. 19/4. 6/9. 6/12. Hegenwalde. R: 17/3. 6/5. 7/10. 13/12. R: 2/1. 6/2. 5/3. 2/4. 7/5. 4/6. 2/7. 6/8. 3/9. 1/10. 5/11. 3/12. RbdvSchw: 3. 15/3. 3/5. 5/6. 24/10. Stargard i. Pom. R: 16/6. 20/11 (je 2). Rbdv: 13/1. 24/2. 9/3. 11/4. 4/5. 1/6. 13/7. 24/8. 28/9. 12/10. 2/11. 30/11. R: 13/6. Stettin. R: 2/10 (8). Jedn. Dienstag u. Freitag Schlach. Viehm. a. dem Viehhof in Stettin für RbdvSchwSchw: 3. Ausnahmen: 29/3. 17/5. 27/12. 1/1. 25/3. fallen aus. Jedoch findet am Donnerstag. 24/3. der Viehmarkt statt. Swinemünde. R: 18/10 (1 1/2). Trepow a. Hega. R: 14/4. 6/10. Rbdv: 8/3. 19/4. 17/5. 28/6. 6/9. 18/10. Trepow a. d. Tollense. R: 10/3. 6/10. Hedderwade. Rbdv: 22/6. 5/10. Rbdv: 13/4. Heden. R: 4/10. Hill: 30/8. Wangerin i. Pom. R: 18/3. 21/10. 22/12. Rbdv: 17/3. 20/10. Werben (Dammig). R: 14/10. Wollin i. Pom. R: 7/4. 29/9. RbdvSchw: 23/2. 29/3. 26/4. 17/5. 14/6. 28/8. 13/9. 15/11. Witt: 6/4. 28/9. RbdvSchwSchw: 11/10. 25/10. Zandau. R. Saanig. R: 24/3. 9/6. 15/9. 10/11.

# Vor Geldverlusten

schützt ein Sparkassenbuch oder ein Spargirokonto der



**Sparkasse  
der Stadt  
Prenzlau**



